This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

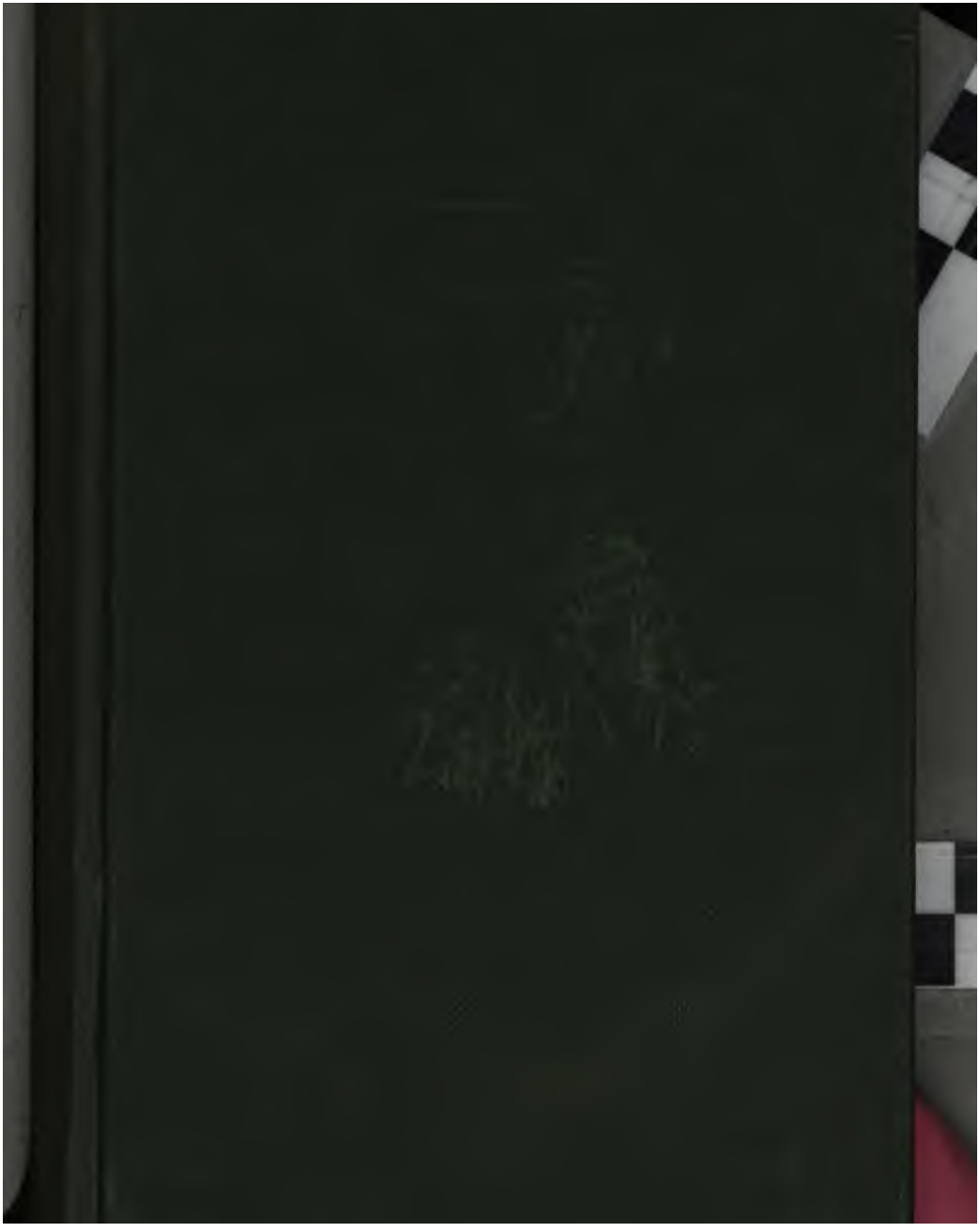
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



B43636

LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Achtzehn Vorlesungen

über

Reformationsgeschichte

gehalten

im Frauenvereine der Gustav-Adolf-Stiftung
zu Wiesbaden

von

Friedrich Georg Althaus,
weiland Fürstlich Lippischem Generalsuperintendenten.

Nach dem Tode des Verfassers zum Besten des Baufonds der evang. Kirche zu Limburg a. d. L. herausgegeben.

Einen andern Grund kann Niemand legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.
1. Corinth. 3, 11.

Wiesbaden.
Julius Niedner, Verlagshandlung.
1863.

Cum

BR305
A4

Vorrede.

Die nachfolgenden Vorleſungen über Reformationsgeſchichte wurden von dem weiland Lippiſchen Generalſuperintendenten Althaus auf Veranlaſſung des Frauenvereins der Guſtav-Adolf-Stiftung in Wiesbaden während der Jahre 1861 und 1862 vor einem gemiſchten Publikum gehalten. Es lag nicht ſowohl in der Abſicht des Verfaſſers, die Ergebniſſe beſonderer wiſſenſchaftlicher Forſchungen, welche ſich auf ein tiefer gehendes Quellenſtudium gründen, mitzutheilen, als vielmehr den Zuhörern in characteriſtiſchen Bildern die wichtigſten Perſonen und Ereigniſſe aus einer Zeit vorzuführen, die für jeden Proteſtanten, der an dem Urſprunge und der Entwicklung ſeiner Kirche Antheil nimmt, von der höchſten Bedeutung iſt. Der reiche Inhalt ſowie die anſprechende Form der Vorträge ließen die Zuhörer wünſchen, daß dieſelben im Drucke erſchienen. Der ehrwürdige Verfaſſer lehnte in ſeiner Beſcheidenheit das deshalb an ihn gerichtete Anſinnen ab; als er aber durch den Tod unerwartet abgerufen worden war, glaubten die Hinterlaſſenen, dem wiederholten Verlangen nach Veröffentlichung nachgeben zu müſſen, zumal mehrere Freunde des Verſtorbenen die Herausgabe zu beſorgen ſich bereit erklärten.

Bei der Redaction wurde an dem Grundsatze festgehalten, an Form und Inhalt der einzelnen Vorträge möglichst wenig, d. h. nur so viel zu ändern, als es die Zusammenstellung derselben zu einem Ganzen zu erfordern schien.

Auf vielseitiges Verlangen ist den Vorlesungen eine kurze Biographie des Vorstorbenen nach authentischen Mittheilungen der Familie, sowie die am Grabe gehaltene Rede beigefügt worden.

Die Herausgabe des Werkes hat sich durch die nicht vorausgesehene Ausdehnung desselben verzögert; einer Entschuldigung deshalb bedarf es wohl um so weniger, als der Verleger ungeachtet der bedeutend vermehrten Kosten eine Erhöhung des Preises nicht eintreten lassen will.

Da der Reinertrag zum Besten des Baufonds der Gustav-Adolf-Kirche zu Limburg a. d. L. bestimmt ist, so wünschen wir den Vorträgen eine weite Verbreitung, die sie ohnehin um ihres eignen Gehaltes willen verdienen dürften.

Mit dem herzlichsten Danke für die zahlreichen Subscriptionen, welche das Werk bereits in der Heimath des Verfassers und im Nassauischen gefunden hat, verbinden die Herausgeber die Hoffnung, daß dasselbe überall bei den Lesern jenen ächt evangelischen Sinn und jenes wahrhaft protestantische Bewußtsein wecken möge, aus welchem es hervorgegangen ist. — Das walte Gott!

Wiesbaden, Reformationsfest 1863.

Die Herausgeber.

Biographische Einleitung *).

Die nachfolgenden Vorlesungen wurden während der Jahre 1861 und 62 auf Veranlassung des Frauenvereins der Gustav-Adolph-Stiftung vor einem gemischten Publikum aus allen Ständen in Wiesbaden gehalten. Obgleich in ihrem Fortgange durch den Tod des Verfassers unterbrochen, bilden sie doch nach Form und Inhalt ein Ganzes und schienen ebensosehr aus diesem Grunde, als wegen ihres inneren bleibenden Werthes **) eine Sammlung und Veröffentlichung zu rechtfertigen. Denen, welche dem Dahingeschiedenen in früherer oder späterer Zeit nahe gestanden haben, werden sie in dieser Gestalt als ein Erinnerungszeichen

---

*) Die Biographie des seligen Generalsuperintendenten Althaus stützt sich ihrem wesentlichen Inhalte nach auf eine von dem Sohne des Verstorbenen, Herrn Dr. Althaus in London, verfaßte handschriftliche Lebensbeschreibung, deren Veröffentlichung durch den Druck in Aussicht steht.

**) Der Werth besteht nicht sowohl darin, daß sie das Resultat besonderer, auf Quellenstudium beruhender Forschungen waren, — denn das konnten und sollten sie ihrer Natur und ihrem Zwecke nach nicht sein, als vielmehr darin, daß sie in klarer Uebersicht und ansprechender Darstellung uns eine Reihe der wichtigsten Lebensbilder aus der Kirchengeschichte der Reformation vorführen.

an den Vollendeten willkommen sein, und es geschieht in der Hoffnung, zu dem Bilde seines Lebens und Characters einen ergänzenden Beitrag zu liefern, daß wir dem letzten Denkmal seines thätigen Geistes eine kurze biographische Scizze vorausschicken.

Friedrich Georg Althaus wurde geboren am 11. März 1790 in Blomberg, einem Landstädtchen des Fürstenthums Lippe, wo sein Vater Prediger war. Der jüngste Sohn einer Familie von 13 Kindern war er um so mehr der besondere Gegenstand elterlicher Liebe und Pflege, als die meisten älteren Geschwister bereits das väterliche Haus verlassen hatten, da er noch in der frühesten Jugend stand. Im Jahre 1792 ward sein Vater nach Falkenhagen versetzt. Die liebliche Umgebung des einsam gelegenen Dorfes mit ihren Wäldern und Fluren, in denen der lebhafte Knabe umherstreichen durfte, weckten den tiefen Sinn für Naturschönheiten, welche auch im späten Alter noch den Greis begeisterten.

In Falkenhagen erhielt Althaus auch den ersten Unterricht und wurde von seinem Vater so weit gebracht, daß er nach seiner Confirmation im Jahre 1804 an eine der oberen Klassen des Gymnasiums in Holzminden eintreten konnte. Von den Unterrichtsgegenständen zogen ihn vorzugsweise Geschichte, die alten und neuen Sprachen und deutsche Literatur an. Die Beschäftigung mit den classischen Werken des Alterthums und der Neuzeit, die Freundschaften, welche er mit gleichgesinnten Jünglingen schloß, die vielfachen Anregungen, welche er durch die Lehrer der Anstalt empfing, wirkten so bildend auf den strebsamen Jüngling ein, daß er

im Herbſte 1808 die Univerſität Göttingen beziehen konnte. Althaus wendete ſich dem Studium der Theologie zu, obgleich ſeine Neigung anfangs auf das der Medicin gerichtet geweſen war. Männer wie Plank, Eichhorn, Stäudlin, von Crell, Geſenius und außer dieſen Heeren, Heine, Schulze und Bouterweck wurden ſeine Führer und beſtimmten ſeine theologiſche und wiſſenſchaftliche Richtung ſo nachhaltig, daß er derſelben im Ganzen ſtets treu geblieben iſt. In Göttingen war es auch, wo Althaus die innigſte Freundſchaft mit dem Philologen Ernſt Greverus ſchloß, welcher ſich ſpäter als Director des Gymnaſiums zu Oldenburg einen ehrenvollen Ruf erworben hat. Nachdem Althaus ſeine Studien auf der Univerſität beendigt hatte, nahm er im Frühjahr 1811 eine Hauslehrerſtelle in Münden an, die er jedoch ſchon im Herbſte wieder aufgeben mußte, weil eine ernſtliche Erkrankung ſeines Vaters es ihm zur Pflicht machte, als Gehülfe desſelben in's Pfarramt zu treten und ſeine Geſchäfte in der Falkenhagener Gemeinde zu übernehmen. Das Vertrauen, mit welchem man ihm allenthalben entgegenkam, rechtfertigte er durch ſeine treue und gewiſſenhafte Dienſtführung ſowohl als Prediger, wie als Seelſorger und Lehrer. Ganz beſonders nahm er ſich der Confirmanden an, ſodaß dieſe ihm mit einer Liebe anhingen, die das beſte Zeugniß ſeiner geſegneten Einwirkung auf dieſelben war. Der erkrankte Vater erholte ſich zwar wieder, doch blieb derſelbe bei ſeinem hohen Alter der Aushülfe auch noch fernerhin bedürftig, weshalb der Sohn in ſeiner Stellung belaſſen wurde; obgleich es in jenen Jahren, in welchen jedes edle deutſche Herz für die Sache des Vaterlandes höher ſchlug, für Althaus ein ſchweres Opfer war, auf die gewünſchte Betheiligung

an den Freiheitskämpfen verzichten zu müssen, so war er doch keinen Augenblick zweifelhaft über das, was seine nächste Pflicht sei, und glücklich in seinem Berufe begleitete er den Fortgang der deutschen Angelegenheiten mit aufmerksamen Blicken, heißen Wünschen und frommen Gebeten, bis er sich des endlichen Sieges mitfreuen konnte.

Im Jahre 1814 erwiederte er einen Besuch seines Freundes Greverus in Bremen und lernte bei dieser Gelegenheit den berühmten Prediger an der Ansgariikirche, Dr. Draeseke kennen, mit welchem er von da an in ununterbrochenem Verkehre blieb, und dessen Familie er im Frühlinge 1819 durch seine eheliche Verbindung mit Draeseke's Tochter Julie näher angehören sollte. Die Stellung, welche Althaus zu einem Manne wie Draeseke gewonnen hatte, konnte nicht verfehlen, auf ihn höchst anregend und fortbildend einzuwirken. Das Glück aber, welches ihm an der Seite einer geliebten Gattin erblühte, die gleichsehr durch die Vortrefflichkeit ihres Herzens, wie durch ihre geistige Bildung ausgezeichnet war, erhöhte seinen Eifer und seine Thätigkeit. Leider wurde dieses Glück durch den im Herbste des Jahres 1819 erfolgten Tod seines Vaters, der im Jahre zuvor noch seine goldene Hochzeit hatte feiern können, getrübt. Ein Besuch des Vaters Draeseke und die Geburt der ersten Tochter brachten wieder frohere Stunden. Im Jahre 1821 wurde Althaus nach Detmold an die zweite Predigerstelle berufen; aber welche Auszeichnung auch in dieser Berufung lag, und wie sehr auch der noch jugendliche Mann geeignet war, das ihm gezeigte Vertrauen zu rechtfertigen, so war ihm doch der Abschied von Falkenhagen und die Gewöhnung an die Detmolder Verhältnisse schwer. Wohler ward es ihm erst, als sich seine neue

Wirksamkeit mehr und mehr ausdehnte, als er in die herzlichsten Beziehungen zu seinem älteren Collegen, dem Generalsuperintendenten Weerth trat, und die Familie des Professors Siebert sich mit der seinigen auf's Innigste befreundete. Die Thätigkeit Althaus' war von gesegnetem Erfolge begleitet; die Gemeinde liebte und verehrte, seine Vorgesetzten achteten ihn, und es wurde nur eine allgemein gehegte Hoffnung erfüllt, als Althaus nach dem Tode Weerths 1837 zur höchsten kirchlichen Würde seines Landes erhoben wurde.

Es ist nicht zulässig, in dem engen Rahmen dieser kurzen biographischen Scizze weitläufig die Verdienste auszuführen, welche sich Althaus als Generalsuperintendent um die lippische Kirche erworben hat; aber das darf nicht verschwiegen werden, weil es auch seine Gegner nicht werden zu bestreiten wagen, daß sein ganzes Streben dahin gerichtet gewesen ist, kirchliches Leben zu wecken und zu fördern. Zu dem Ende ließ er sich die Visitationen der Pfarreien und Schulen des Landes angelegen sein, richtete freie Predigerconferenzen ein und leitete dieselben, erhöhte die Forderungen, welche an die Candidaten gestellt wurden, nahm sich der Schulen auf's Eifrigste an und wirkte nach allen Seiten hin rathend und helfend, versöhnend und vermittelnd. Schmerzlich empfand er es, als in den vierziger Jahren sich eine Richtung unter der jüngeren Geistlichkeit des Landes geltend zu machen suchte, welche er von seinem Standpunkte aus nicht theilen konnte, weil er dadurch den Frieden der Landeskirche gefährdet glaubte. Hatte er auch die Genugthuung, zu sehen, daß es zu einem offenen Kampfe damals noch nicht kam, eröffnete sich ihm auch in der Gründung und Ausbildung des Lippischen Gustav-Adolf-Vereins eine neue, seiner Neigung besonders entsprechende

Thätigkeit, wurde er auch als Abgeordneter seines Landes zu der „Evangelischen Conferenz“ zugezogen und ihm so auf die verschiedenste Weise die Möglichkeit geboten, die Sache des Reiches Gottes nach seiner Kraft und Einsicht zu fördern, so konnte es ihm doch nur wehe thun, als er die Hoffnungen vereitelt sah, welche er auf die große Bewegung des Jahres 1848 auch in kirchlicher Beziehung gesetzt hatte, und die Einrichtungen, welche er durch Einführung einer freien Kirchenverfassung zum Besten der Gemeinden getroffen zu haben glaubte, wieder aufgehoben wurden. Als er deshalb im Herbste des Jahres 1855 in Folge eines Schlaganfalls erkrankte und sich außer Stand fühlte, sein Amt mit der früheren Energie zu führen, so kam er 1858 um seine Entlassung ein, die ihm auch in ehrenvollster Weise gewährt wurde. Die häuslichen Verhältnisse hatten sich zwischenzeitlich wesentlich verändert. Dem Tode der geliebten Mutter war am letzten Tage des Jahres 1848 der seiner theuren Gattin, 1850 der des innig verehrten Vaters Draeseke, 1852 der seines Sohnes Theodor gefolgt. Die andern Söhne hatten die Universität bezogen oder in der Ferne eine neue Heimath gefunden; die Töchter waren verheirathet. Althaus fing an, sich in mehr als einer Beziehung vereinsamt zu fühlen, und war genöthigt, in einer neuen Umgebung Erholung und Ruhe zu suchen. So kam er 1859 nach Wiesbaden, wo ihm bald der Aufenthalt durch freundliches Entgegenkommen von Männern angenehm gemacht wurde, welche sich von seiner ehrwürdigen Erscheinung und doch jugendlichen Frische, von der Biederkeit seines Characters und seiner Theilnahme an den kirchlichen Interessen Nassau's angezogen fühlten. Noch mehr bürgerte sich Althaus in dem neuen

Wohnorte ein, als er die nachfolgenden Vorträge hielt und sich dabei den ungetheilten Beifall der Zuhörer erwarb. Leider sollte seine Thätigkeit auf eine Allen unerwartete Weise stille gestellt werden. Ende December 1862 erkrankte und am 9. Januar 1863 starb Althaus, gepflegt von seiner Schwägerin Thereſe Draeſeke, die ihm in den letzten Jahren als liebe Geſellſchafterin zur Seite geſtanden hatte, und ſeiner Tochter Eliſabeth, die aus Berlin an ſein Krankenlager herbeigeeilt war. Zwei Söhne waren von London gekommen, ſeine Leiche zur letzten Ruheſtätte zu begleiten. Der zahlreiche Leichenconduct, der Choralgeſang des Lehrervereins ſowie die am Schluß dieſes Buches abgedruckte Grabrede des Kirchenraths Dietz konnten den Leidtragenden ein Zeugniß von der allgemeinen Achtung und Verehrung ſein, welches der Verſtorbene in Wiesbaden genoſſen hatte.

Mögen die Urtheile über den Heimgegangenen auch noch ſo verſchieden ausfallen, darin werden Alle, die demſelben nahe ſtanden und der Wahrheit die Ehre geben wollen, übereinſtimmen, — daß er als Menſch höchſt ehrenhaft von Character, als Theologe weitherzig und freigeſinnt, zugleich aber feſt auf bibliſchem Boden ſtehend, als Diener des Herrn und ſeiner Kirche eifrig und gewiſſenhaft, als Chriſt ſtets ſeinem Wahlſpruche „Chriſtus mein Leben“ getreu geweſen iſt.

Sein Gedächtniß bleibe im Segen!

Inhaltsverzeichniß.

		Seite.
	Vorrede.	
	Biographie des Verfaſſers	V
1.	Vorleſung: Vorreformatoriſche Bewegungen	1
2.	„ Die Waldenſer	23
3.	„ Johann Huß	44
4.	„ Die Huſſiten; Anfang der Reformation . . .	61
5.	„ Fortſetzung: Die Reformation bis zum Reichstag in Worms	80
6.	„ Fortſetzung: Die Reformation bis zum Jahre 1525	103
7.	„ Fortſetzung: Die Reformation bis zum Jahre 1529	126
8.	„ Fortſetzung: Die Reformation bis 1530 . . .	148
9.	„ Fortſetzung: Die Reformation bis 1618 . . .	177
10.	„ Der dreißigjährige Krieg	201
11.	„ Franzöſiſche Reformation mit einem Blick auf die Schweiz	226
12.	„ Fortſetzung: Franzöſiſche Reformation . . .	250
13.	„ Engliſche Reformation	271
14.	„ Fortſetzung: Engliſche Reformation	297
15.	„ Fortſetzung: Engliſche Reformation	322
16.	„ Das Tridentiner Concil	345
17.	„ Die Jeſuiten	373
18.	„ Fortſetzung: Die Jeſuiten	401
	Gebet am Sarg und Rede am Grab des Verfaſſers . .	427

Verzeichniß der Druckfehler.

Seite	1	Zeile	6	von	Oben	lies	statt Grenze = Grenzen.
„	3	„	8	„	Unten	„	„ Pflanzschule = Pflanzschulen.
„	4	„	7	„	Oben	„	„ Satzung = Satzungen.
„	13	„	3	„	„	„	„ Pier = Pierre.
„	29	„	15	„	„	„	„ Gleichen = Gleiche.
„	33	„	11	„	„	„	„ Predigt = Predigten.
„	50	„	3	„	„	„	„ nicht = oder.
„	69	„	11	„	Unten	„	„ Sarbonna = Sorbonne.
„	71	„	14	„	„	„	„ mögte = möge.
„	80	„	7	„	„	„	„ den Uebergriff = die Uebergriffe.
„	178	„	11	„	Oben	„	„ alttestamentlichen = altkirchlichen.
„	227	„	14	„	„	„	„ eine = einen.
„	332	„	2	„	„	— eine — fällt weg.	
„	349	„	8	„	„	lies statt Paul III. = Paul IV.	

Erste Vorlesung.

Vorreformatorische Bestrebungen.

Verehrte Anwesende!

Zu besonderer Freude gereicht es mir, heute hier in Ihrem Kreise auftreten zu dürfen und Sie als neugebildeten Frauenverein der Gustav-Adolph-Stiftung zu begrüßen. — Haben Sie sich ja mit diesem Ihrem Verein einer Stiftung näher angeschlossen, die von Anfang an im evangelischen Deutschland und über dessen Grenze hinaus mit ihrem apostolischen Ruf und Wahlspruch: „Laßt uns Gutes thun ꝛc." lebendigen Anklang fand, und die seit den 18 Jahren ihres gesegneten Bestehens immer weiteren Raum und größere Bedeutung gewonnen hat; — einer Stiftung, die nicht etwa Zwietracht säen, angreifen und erobern, sondern nur einigen, nur versöhnen, nur conserviren will, und in deren ganzem Wesen und Wirken sich der Geist einer von starrem, engherzigem Confessionalismus eben so freien als wahrhaft evangelischen, helfenden, rettenden Bruderliebe offenbart.

Wie es nun schon etwas werth ist, sich unter den Einfluß solchen Geistes zu stellen, so wird uns überdieß auch die Kirche, der wir angehören, um so theurer werden, je mehr wir auf dem Gebiet derselben, Jeder an seinem Theil, dazu mitwirken, daß ihren verlassenen, bedrängten Gliedern geholfen, das Zerstreute gesammelt, das Verfallne und Zerstörte aufer-

bauet und das fast Erstorbene zu neuem, fröhlichem Leben geweckt wird, und wäre immerhin auch unser Thun nur dem Tropfen am Eimer gleich, nicht dem Becher frischen Wassers, den unsre Hand dem Durstigen reicht.

Zu gleichem Zweck einer vermehrten Liebe und erhöhten Werthschätzung unsrer evangelischen Glaubensgemeinschaft und der Güter, deren wir uns in ihr erfreuen, möchten auch diese Vorträge dienen, zu welchen Sie sich von Zeit zu Zeit hier versammeln wollen.

Obgleich die große Thatsache der Reformation des 16ten Jahrhunderts den Hauptgegenstand meiner Vorträge bilden soll, so erlaube ich mir doch, um das Verständniß derselben zu ermöglichen, zunächst ihren Blick auf die vorreformatorischen Bestrebungen zu lenken und dabei etwas weiter auszuholen.

Seit gegen Ende des 5. Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung der Frankenkönig Chlodwig auf dringendes Bitten seiner Gemahlin Chlotildis, die schon Christin war, sich von Remigius, dem Bischof von Rheims, hatte taufen lassen und mit ihm 3000 der Vornehmsten im Volk, war im ehemaligen Gallien der Sieg des Christenthums entschieden. Auch bei unseren deutschen Stämmen hatte dasselbe Eingang gefunden, sei es durch Berührung mit den Franken, namentlich am Rhein, oder durch den Eifer stammverwandter angelsächsischer Glaubensboten, die von den britischen Inseln herüberkamen. — So pflanzte um's Jahr 600 Columban, ein Klosterbruder aus Irland, in der Schweiz, in Schwaben und Baiern das Christenthum mit seinem Gefährten,

dem heiligen Gallus, von dem noch heute Stadt und Canton St. Gallen den Namen führt; — gleichwie hundert Jahre ſpäter ein Schotte, der heilige Kilian, zuerſt in der Gegend von Würzburg Chriſtum verkündigte. Von kirchlicher Ordnung war damals indeß noch keine Spur vorhanden, Chriſtenthum und Heidenthum erſchienen häufig noch vermiſcht, und die Macht des letzteren im Norden und Oſten von Deutſchland noch ungebrochen. Da fühlt ſich ein engliſcher Mönch, Winfried, in der erſten Hälfte des 8. Jahrhunderts vom Geiſt getrieben, Deutſchlands Apoſtel zu werden. Nach einem vergeblichen Anlaufe in Friesland ging er im Jahr 718 nach Rom, deſſen geiſtliche Macht der engliſchen Kirche damals ſchon unterworfen war, um ſich vom Papſt Gregor III. zur Bekehrung der Deutſchen bevollmächtigen zu laſſen. — Den erſten Erfolg ſeiner apoſtoliſchen Miſſion hatte er dann in Heſſen, worauf ihn der Papſt, mit Beilegung des Namens Bonifacius, zum Biſchof weihte. Als es ihm darnach auch in Thüringen gelang, wo er im Jahre 724 unweit Gotha bei dem Dorfe Altenberga die erſte deutſche Kirche baute, ernannte ihn der Papſt zum Erzbiſchof und Primas von ganz Deutſchland, als welcher er nun begann, die kirchlichen Verhältniſſe zu ordnen. — Baiern theilte er in mehrere Diöceſen, Salzburg, Regensburg u. A., gründete die Bisthümer Würzburg, Eichſtädt, Erfurt, gleichwie er die erſte deutſche Synode verſammelte, auf welcher die gänzliche Unterwürfigkeit der neuen Kirche unter die Alleinherrſchaft des römiſchen Stuhls beſchloſſen ward. Unter den Klöſtern, die er als Pflanzſchule und Haltpuncte des Chriſtenthums errichtete — zu Fritzlar und Amöneburg in Heſſen, zu Ohrdruf in Thüringen — wurde Fulda das berühmteſte,

wo auch seine Gebeine ruhen, nachdem er im Jahr 755 auf einer abermaligen Bekehrungsreise in Friesland den Märtyrertod gefunden.

Noch fester, als es bei der englischen Kirche der Fall war, hatte Bonifacius die neue deutsche Kirche an Rom gekettet; — indem eine knechtische Ehrfurcht gegen den römischen Stuhl, hervorgegangen aus Ueberschätzung der kirchlichen Satzung und der äußeren kirchlichen Einheit, zu den Grundzügen seines Charakters gehörten. Daher war er auch hart und verfolgend gegen jede Abweichung von der römisch kirchlichen Ordnung, während er für die gleichgültigsten Dinge des täglichen Lebens nach Kirchengesetzen forschte, die ihm denn auch von Rom aus als ebensoviele Gewissensbande reichlich gegeben wurden; — wie unter Andern sich auf Anfragen, ob man das Fleisch dieser und jener Vögel, ob man überhaupt Wild essen dürfe, ob roher Speck erlaubt sei, nicht derselbe erst geräuchert und gekocht werden solle, — der damalige Papst es nicht unter seiner Würde hielt, in einem eignen Breve darauf zu antworten. — Gleichwohl leuchtet unter allem Satzungswesen und beschränkten Zeitanschauungen der christlich fromme Sinn des Bonifacius hervor, und dürfen wir seinem aufopfernden Eifer und seinem Verdienst um die Pflanzung und Ausbreitung der christlichen Kirche in unserm Volke die gebührende Ehre und dankbare Anerkennung nicht versagen. —

Blicken wir nun auf das eigentliche Mittelalter, so tritt uns am Eingang desselben die hehre Gestalt Carls des Großen entgegen. Als König der Franken als römischer Kaiser am Weihnachtsfeste des Jahres 800 vom Papst mit der Krone des abendländischen Reiches gekrönt, führte er mit starker Hand das Scepter fast über sämmtliche romanisch-

germaniſch-chriſtliche Nationen, von der Eider im Norden bis zum Tiber im Süden, vom Ebro im Weſten bis zur Raab, der Elbe und Saale im Oſten. — In gleichem Maße ſuchte er mit ſeiner Herrſchermacht innerhalb dieſer weiten Grenzen auch das Chriſtenthum auszubreiten. Bekannt ſind ſeine wiederholten vieljährigen Kriege gegen die Sachſen und nach dem Namen der verſchiedenen Hauptzweige ihres Stammes der Weſtfalen, der Engern, der Oſtfalen und Nordalbinger, deren Unterwerfung zugleich ihre Bekehrung zum Zwecke hatte. Freilich nicht auf dem friedlichen Wege der Belehrung und der Ueberzeugung, ſondern mittelſt des roheſten Zwanges und blutiger Gewalt wurden ſie zum Chriſtenthum geleitet. Obgleich Alcuin, der Freund und Rathgeber des Kaiſers, erinnerte, daß der Menſch zwar zur Taufe gezwungen werden könne, aber nicht zum Glauben, dennoch wurde unter Andern in einer Capitulation mit den Sachſen vom Jahre 788 die Todesſtrafe darauf geſetzt, wenn Jemand ſich der Taufe entziehe und im Verborgnen Heide bleibe; ſowie diejenigen mit gleicher Strafe belegt wurden, welche die 40tägigen Faſten vor Oſtern nicht hielten und während derſelben Fleiſch aßen. Trotz ſolcher Strenge fand das Heidenthum noch lange heimliche Anhänger, und immer neue Empörungen folgten, auch als nach vergeblichem Widerſtande der Sachſenherzog Wittekind ſich hatte taufen laſſen. Nicht minder gründete indeß Carl zur Durchführung ſeines Zweckes rühmlicher Weiſe mehrere Bisthümer in den betreffenden Gebieten, zu Osnabrück, Münſter, Paderborn, Minden, Bremen und Verden, — ließ Kirchen und Dome bauen, errichtete Sängerſchulen, um den römiſchen Kirchengeſang im Frankenreiche einzuführen, während er nicht

minder die ganz verfallene Zucht des Clerus wiederherzustellen ſuchte, und ſobald er in Italien die Wiſſenſchaften kennen und lieben gelernt hatte, auch mit Ernſt darauf Bedacht nahm, denſelbigen in ſeinem Reiche überhaupt und beſonders unter der Geiſtlichkeit Bahn zu machen. Aus Rom, aus Piſa und andern Orten zog er Gelehrte an ſeinen Hof, — als den ausgezeichnetſten unter ihnen den ſchon vorhin genannten Alcuin aus York in England, und ſorgte mit Hülfe derſelben für Anlegung von Schulen an Kathedralen und in Klöſtern. Freilich beſchränkte ſich der Unterricht nur auf etwas Lateiniſch, Leſen, Rechnen, Singen, und auch dieß nur für eine Elite von Knaben; unter Ludwig dem Frommen aber, unter Lothar und Karl dem Kahlen, welche gleich ihrem großen Ahnherrn Freunde und Beſchützer der Wiſſenſchaft waren, iſt auch ſchon von höheren Lehranſtalten die Rede, und kamen unter Andern die Schulen in Tours, Lyon, Rheims, Fulda, Corvey und St. Gallen zu erfreulicher Blüthe. Für den Unterricht des Volks, namentlich den Religionsunterricht ließ ſich leider! nur noch wenig thun, da es an eigentlichen Volksſchulen noch gänzlich fehlte, die Pfarrgeiſtlichen aber unglaublich wenig zu leiſten vermochten. Kaiſer Carl ließ dieſelben durch Biſchöfe anhalten, daß ſie mindeſtens die Meßgebete, das Vater Unſer, die Epiſteln und Evangelien richtig leſen und einigermaßen verſtehen lernten; gleichwie er auch für ſie ein ſ. g. Homiliarium, eine Sammlung von Reden älterer Kirchenväter, aufſtellte und in die Landesſprache überſetzen ließ, zum Vorleſen in den Kirchen, damit es nicht ganz an Lehrvorträgen fehle. Die heil. Schrift blieb noch lange ein dem Volk in jeder Beziehung verſchloſſenes Buch, da auch die dichteriſche Bearbeitung der Evangelien von dem Mönch Ott-

fried zu Weißenburg im Elſaß um die Mitte des 9. Jahrhunderts lateiniſch verfaßt war und erſt im 16. Jahrhundert in's Deutſche übertragen wurde; — gleichwie die berühmte Nonne Roswitha zu Gandersheim um's Jahr 980 ihre heil. Komödien lateiniſch ſchrieb, und erſt der Abt Notker von St. Gallen zu Anfang des 11. Jahrhunderts die Pſalmen und das Vater Unſer in das Fränkiſch-deutſche überſetzte. —

Nach 45jähriger glorreicher Regierung wurde Kaiſer Carl zu Anfang des Jahres 814 vom Schauplatz ſeiner irdiſchen Wirkſamkeit abgerufen. Er ſtarb 71 Jahre alt zu Aachen, wo er auch geboren war, und wo im Chore des von ihm erbauten Münſters ſeine Aſche ruht, das Grabmal mit der einem der größten Herrſcher aller Zeiten gebührenden Aufſchrift: Carolo Magno! — Wie ruhmvoll aber ſeine Regierung immerhin geweſen, und wie tiefe Spuren ſeines thatenreichen Lebens in der Weltgeſchichte er zurückgelaſſen, ſo brach doch bald nach ihm der Rieſenbau des Frankenreichs in Stücke, und der Vertrag zu Verdün im Jahr 843 zwiſchen Carls Enkel, Kaiſer Lothar und deſſen Brüdern, Ludwig dem Deutſchen und Karl dem Kahlen begründete für die kommenden Jahrhunderte die Zertrennung und damit freilich auch die von der göttlichen Vorſehung gewollte Selbſtſtändigkeit Deutſchlands ſowie der übrigen Theile des bisher aus romaniſchen und germaniſchen Elementen zu einem Ganzen vereinigten Reiches. Das Schlimme nur war, daß während der bürgerlichen Verwirrung, welche auf die Zerſtückelung des Reiches folgte, alle Wiſſenſchaft verfiel, und eine allgemeine Barbarei eindrang. Es kennzeichnet dieſelbe beſonders das 10. Jahrhundert, obgleich einige namhafte Schrift-

ſteller das 10. dem 11., 12. und 13. Jahrhundert noch vorgezogen wiſſen wollen. Allerdings entſpricht dieß nicht den phantaſtiſchen Vorſtellungen und idealiſirenden Anſchauungen, mittelſt derer ſich Mancher von dem magiſchen Dunkel der mittelalterlichen Kirche insbeſondre angezogen fühlt. Treten wir der geſchichtlichen Wahrheit näher, wo ſich durch ihre Fackel jenes Dunkel erhellt, ſo hören alle Illuſionen auf. Unwürdige bemächtigten ſich häufig der oberen kirchlichen Stellen und wetteiferten dann mit den weltlichen Großen in Raub und Genußſucht. Nicht ſelten wurden die höchſten kirchlichen Würden von den Königen verkauft und blos nach Gunſt vergeben. Graf Heribert von Vermandois unter Andern drängte der Kirche von Rheims ſeinen 5jährigen Sohn zum Erzbiſchof auf und ließ ihn als ſolchen vom Papſt Johann X. beſtätigen. Dabei herrſchte dann unter dem Klerus wie unter dem Volk über religiöſe Dinge die gröbſte Unwiſſenheit und im Gefolge davon die roheſte Sittenloſigkeit. Ein Verzeichniß der Schandthaten des Biſchofs Hugo von Langres in den Acten des Concils zu Rheims vom Jahr 1049 iſt ſchaudererregend. Am ſchrecklichſten war es in Italien, wo Ratherius, Biſchof von Verona, gegen Ende des 10. Jahrhunderts vergeblich gegen das allgemeine Verderben ankämpfte und offen erklärte, daß ſich die Geiſtlichen von den wüſteſten Laien kaum noch durch etwas Anderes unterſchieden außer durch die Tonſur. Blicken wir auf die Klöſter inſonderheit, ſo hatte ſchon Carl der Kahle (Sohn Ludwigs des Frommen) viele derſelben als Pfründen an Nichtmönche und Laien verſchenkt. Nachher geſchah dieß oft erblich, auch ohne Unterſchied des Geſchlechts, wie z. B. König Lothar ſeiner Tochter Adelaide drei Abteien zur Mitgift ausſetzte. Hatto, von 891 bis 912

Erzbiſchof von Mainz, ſoll für ſeine Perſon allein ſogar 12 Abteien beſeſſen haben. Die Aebte lebten dann in den Klöſtern herrlich und in Freuden, mit ihren Frauen, Söhnen und Töchtern, mit Soldaten und einem Rudel Jagdhunden, — während alle Kloſterzucht verfiel, und unter Mönchen wie unter Nonnen Unordnung und Ausſchweifungen aller Art einriſſen. So lebte zum Beiſpiel um's Jahr 930 der Abt Campo im Lombardiſchen in wilder Ehe, und ſämmtliche Mönche folgten ihm nach. Er hatte 3 Söhne und 7 Töchter, welche er mit Kloſtergütern ausſtattete. Nun wurde zwar zu Anfang des 10. Jahrhunderts im Kloſter Clügny, einer von Ludwig dem Frommen geſtifteten Benedictiner-Abtei, die ſtrenge Regel Benedicts wiederhergeſtellt, und hörten in Frankreich die Laienäbte allmählig auf. — Auch in Italien fanden ſich im 11. Jahrhundert Reformatoren des Mönchthums, Romualdus namentlich, der durch die Gründung der Einſiedelei zu Camaldoli in den Apenninen den Einſiedlerorden der Camaldulenſer ſtiftete. In Deutſchland aber ſcheiterten meiſtens die Verſuche zu ähnlicher Reformation an der Hartnäckigkeit der an ein freies Leben gewöhnten Mönche; wie unter Andern um's Jahr 1005 die Mönche zu Hersfeld, als der Abt Godehard ſie reformiren wollte, ſich gegen ihn verſchworen, bis auf einige Alte und Gebrechliche das Kloſter verließen und hier und dort umherſchweiften. — Nebenbei iſt es bemerkenswerth, daß man zu dieſer Zeit im Bewußtſein der eignen und der weit verbreiteten Verderbtheit immer allgemeiner die Erwartung hegte, der jüngſte Tag, der Weltuntergang ſtehe nahe bevor. Im Jahr 960 erſchien auf dem Fürſtentage zu Würzburg ein Eremit aus Thüringen, der es als eine ihm gewordene göttliche Offen-

barung verkündigte, der letzte Tag sei vor der Thür, während man in Paris predigte, mit dem Schluß des Jahrs Tausend würde der Antichrist kommen und bald darnach das Gericht. Im Jahr 1010 erneuerte sich der allgemeine Schrecken; daher die vielen Schenkungen aus der Zeit, die mit den Worten anfingen: appropinquante mundi termino — da das Ende der Welt sich naht, — und es stammen eben daher die herrlichen Münster von Straßburg, Mainz, Trier, Speier, Worms, Basel, Dijon u. A., zu deren Bau man überall große Summen beisteuerte, um dem Verderben und der Verdammniß zu entrinnen. —

Was sodann den Gottesdienst betrifft, so wurde derselbe in der leichtgläubigen, rohen und sittenlosen Zeit von der Heiligenverehrung völlig verschlungen. Neue Heilige wurden gemacht, wozu damals noch jeder Bischof in seinem Sprengel die Macht hatte. Das erste Beispiel päpstlicher Canonisation gab Johann XV., der im Jahr 993 den Bischof Ulrich von Augsburg heilig sprach. — Alte Heilige wurden in großer Menge entdeckt; dahin gehören die 10,000 Märtyrer, welche nach dem allmählig zu 53 Foliobänden herangewachsenen Werke: acta sanctorum unter den römischen Kaisern Hadrian und Antonin auf dem Berg Ararat gekreuzigt worden sein sollen. Dahin gehören auch die 11,000 Jungfrauen, die im 5. Jahrhundert von den Hunnen unter Attila verfolgt, bei Cöln im Rhein den Märtyrertod gefunden hätten. In einem Cölner Kirchenkalender aus dem 9. Jahrhundert werden freilich nur 11 Jungfrauen aufgeführt, d. h. Ursula, Verona und einige andre, in einem Trier'schen Kalender aus dem 11. Jahrhundert bereits 1000, aus welchen man endlich im 12. Jahrhundert 11,000 machte. Zugleich wurden Reliquien als Heilig-

thümer für ſo viele neu erbauten Kirchen im Ueberfluß herbeigeſchafft, ſei es, daß fromme Einfalt ſie wirklich zu entdecken glaubte, nicht daß Betrüger dieſelben lieferten; — wie unter Andern von einem ſolchen Markgraf Mainfried für eine neu erbaute Kirche mit ſchwerem Gelde die vorgeblichen höchſt wunderthätigen Gebeine eines vorgeblichen Märtyrers Juſtus kaufte, die aber dem verſchmitzten Betrüger nicht (wie er fabelte) die Erſcheinung von Engeln gezeigt, ſondern von ihm, wie es hinterher zu Tag kam, auf einem entlegenen Kirchhofe bei Nacht aus irgend einem Grabe aufgewühlt waren. Zahlloſe Reliquien brachten beſonders die Kreuzfahrer aus Paläſtina mit, unter Andern die Leiber der heiligen 3 Könige, die nach Cöln kamen, wo noch jetzt in einer Capelle des Domes ihre Särge auf beſonderes Verlangen gezeigt werden. — Zu Mantua entdeckte man die heilige Lanze, mit Nägeln vom Kreuze Chriſti, welche, von Kaiſer Heinrich I. um's Jahr 935 erworben und dann unter die Reichskleinodien aufgenommen wurde. Die Mönche von Angers rühmten ſich, das Haupt Johannis des Täufers zu beſitzen; die Mönche des heiligen Medardus einen Zahn Chriſti. Zu Vendome fand man ſogar eine Thräne, die Chriſtus geweint habe, zu Reichenau Blut Chriſti, anderswo die Leinentücher aus ſeinem Grabe; in der Laterankirche zu Rom zeigt man die Häupter der Apoſtel, die Haare der heiligen Jungfrau u. ſ. w. u. ſ. w. Nicht ſelten behaupteten mehrere Kirchen und Klöſter, ein und dieſelben Heiligthümer zu beſitzen; wie unter Andern zwiſchen den Mönchen von St. Denis unweit Paris und den Mönchen von St. Emmeran in Regensburg die längſte Zeit darüber gezankt wurde, wo die ächten Gebeine des heil. Dionyſius

aufbewahrt würden, bis endlich Papſt Leo IX. für die Regensburger entſchied; — in ähnlicher Weiſe wie bei der letzten Ausſtellung des heil. Rocks in Trier Herr v. Sybel geſchichtlich nachwies, daß denſelbigen Rock auch einige 20 andere Kirchen zu beſitzen vorgegeben. In dieſer Zeit entſtand wie der Roman, ſo auch die Legende, und müſſige Mönche ſtatteten die Heiligen auf's Willkührlichſte mit Abentheuern und Wundern aus. Denn auch Wunder geſchahen durch die Heiligen und ihre Gebeine in Menge, ſo viele, daß einige Aebte ſich dieſelben verbaten, und unter Andern der Abt Stephan zu Lüttich im Jahr 1021 den heiligen Wolbodo im Namen Gottes beſchwur, mit Wundern einzuhalten, da von Kranken und Hülfeſuchenden bei Tag und Nacht die Kloſterbrüder unerträglich beunruhigt und beſchwert würden.

Vor allen Heiligen aber wurde Maria göttlich verehrt. Zunächſt in Klöſtern widmete man ihr den Samstag als Faſttag und hielt ein beſonderes officium Sanctae Mariæ. Schon im 8. Jahrhundert wurde das Feſt ihrer Geburt gefeiert, darnach auch das Feſt ihrer Himmelfahrt, zu deſſen Empfehlung freilich nicht nur untergeſchobene Schriften beitragen, ſondern hier und dort auch beſondre Wunder geſchehen mußten, um die Einführung des Feſtes zu bewirken. Mehr und mehr trat es dann in der ausſchweifenden Verehrung der Jungfrau Maria ſowohl unter dem Volk als bei den ausgezeichnetſten Lehrern des 10., 11. und der nächſtfolgenden Jahrhunderte hervor, wie durch die übertriebene Heiligenverehrung Gott vermenſchlicht und Menſchen vergöttert wurden. In dem großen Pſalterium, welche dem Bonaventura zugeſchrieben wird, heißt es u. A. „Gott iſt ein Gott der Rache, aber du, Mutter der

der Barmherzigkeit, bewegst ihn zum Erbarmen. Selig ist, wer deinen Namen liebt, deine Gnade wird seine Seele trösten. In einem Sermon des Pier Damiani wird sogar von ihr prädicirt: „Dir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, und nichts ist dir unmöglich"; — gleichwie einer der Minnesänger, welcher zu ihrem Lobe sagt: „Sie hat den starken Gott uns überwunden, daß sin' Gewalt ist so von ihr gebunden, daß Er lauter Gnade biet, Friede und stete Süne giet;" — während ein andrer beschreibt, „Wie der Sun si edle Muoter bi der Hand nimmt, mit ihr zu Gott geht und spricht: Vater nim, es ist also gewandt, ich und min Muoter suchen din Erbarmung." — Als wäre es mit dem Allem noch nicht genug, so ersannen um's Jahr 1140 einige Canonici zu Lyon noch die Lehre von der unbefleckten Empfängniß Maria's und ein Fest zu Ehren derselben. Gelehrte Theologen erklärten sich damals entschieden dagegen. Der heil. Bernhard insbesondre, der wie ein Stern erster Größe durch die Nacht seiner Zeit leuchtete, obwohl er sonst auch für den Mariendienst schwärmte, legte doch gegen diese Extravaganz starken Widerspruch ein und schrieb an jene Canonici: wie wenn nun Jemand folgerichtig auch für die Eltern, die Groß- und Urgroßeltern Maria's gleiche göttliche Abkunft in Anspruch nähme und so ins Unendliche fort, und man zahllose Feste dafür feiern wollte! Nur Einer ist vom heil. Geist empfangen, der Alle heiligen sollte, und er allein sei ohne Sünde gekommen, damit er die Sünder heiligte. So wurde denn zwar im 13. Jahrhundert das Fest der Conception, aber nicht der immaculata an vielen Orten gefeiert. Während alle bedeutenden Scholastiker, ingleichen die Pariser Universität das betreffende

Dogma verwarfen, die beiden Mönchsorden der Franziskaner und Dominikaner aber die längste Zeit mit einander darüber zankten, ward daſſelbe zuletzt in unſern Tagen — in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts — aus päpſtlicher Machtvollkommenheit feierlich proclamirt, und das betreffende Feſt der ganzen römiſch-katholiſchen Chriſtenheit octroyirt.

Zu den Marienfeſten kam dann im Laufe der Zeit noch das Frohnleichnamsfeſt, auf Grund der Lehre von der Verwandlung des Brods und Weins im Abendmahle in den wirklichen Leib und das wirkliche Blut Chriſti. Zwar war die Lehre damals noch keineswegs allgemein angenommen. Den Myſtikern insbeſondre und ihrer geiſtigen Auffaſſung der Sacramente ſagte ſie nicht zu; wie unter Andern noch der heiligen Bernhard erklärt, Brod und Wein im Abendmahle ſeien ſichtbare Zeichen der unſichtbaren Gnade des für uns geopferten Heilandes. Aber das wunderſüchtige Volk, welchem man von Zeit zu Zeit bei der Meſſe auf den Zauberſpruch des Prieſters: »hoc est corpus meum« wirkliches Fleiſch und Blut in natürlicher Geſtalt vorgaukelte (beſonders häufig wurden die Blutwunder), neigte ſich der Verwandlungslehre zu, bis dieß Dogma im Jahr 1215 durch Papſt Innocenz III. die kirchliche Beſtätigung erhielt. Um die Mitte des Jahrhunderts verordnete dann Papſt Urban IV. die Feier eines der Anbetung der Hoſtie beſonders geweihtes Feſtes, festum corporis Domini, das Frohnleichnamsfeſt, welches jedoch erſt im Jahr 1311 von Clemens V. für die ganze Kirche eingeführt und von da an überall mit großem Schaugepränge begangen wurde.

Im 11. und 12. Jahrhundert kommen auch Spuren davon vor — wenngleich noch ſehr vereinzelte —, daß man anfing, den

Laien den Kelch im Abendmahl zu entziehen, unter dem Vorwande, die Communicirenden empfingen mit dem Leibe Christi auch sein Blut, und sei es überdieß bei der Austheilung des Kelches zu gefährlich, daß etwa, wenn auch nur ein Tropfen, von Christi Blut verschüttet werde. Im Allgemeinen aber reden namhafte Schriftsteller des 12. Jahrhunderts nur vom Genuß des Abendmahls unter beiden Gestalten, und noch im 13. Jahrhundert beweist der gelehrte Dominikaner Albertus Magnus die Nothwendigkeit derselben. Wenn man dessen ungeachtet in der Folge den Laien den Kelch entzog, und die Darreichung desselben an die Laien auf dem Kostnitzer Concil 1415 gänzlich verboten wurde, so verwirrt es einigermaßen den Begriff von der Unfehlbarkeit des Oberhaupts der römischen Kirche, wenn die frühern Päpste: Leo der Große und Gelasius I. bei den Manichäern (welche im Wein eine dämonische Substanz und Kraft erkannten) es für ein Sakrileg erklärten, daß sie dem Kelch im Abendmahle entsagt, und jene Sektirer zu ihrer Zeit mit Excommunication bedroht wurden, weil eine Zertheilung oder Verstümmlung ein und desselbigen Sacraments ohne großen Frevel am Heiligen nicht geschehen könne.

Charakteristisch genug, um es hier zu erwähnen, hatten die Geistlichen im 12. Jahrhundert begonnen, die alte heidnische Decemberfreiheit, die Saturnalien, den kirchlichen Festen, Weihnachten insbesondre, anzureihen, und gleichsam unter solchem Schirm das Heilige frech zu verhöhnen. An manchen Orten wurde schon am Weihnachtstage ein s. g. Eselsfest begangen, außerdem das Narrenfest in Spanien, Frankreich, Italien, auch in den Rheingegenden und anderwärts. Fast möchte man sich scheuen, davon zu er-

zählen, gehörte es nicht mit zu dem Bilde einer Zeit, wo man oft mit roher Hand Heiliges und Unheiliges durch einander warf. So beging man das Eſelsfeſt zum Andenken an die Flucht Maria's nach Egypten. Ein geſchmückter Eſel, auf dem ein junges Mädchen ſaß, ward in die Kirche geführt. Man ſtimmte Geſänge an, untermiſcht mit Eſelstönen. Auch der Prieſter ſprach ſtatt des Segens ein Y-A, und die Gemeinde ſtatt des Amen Y-A. Das Narrenfeſt, — welches erſt im 16. Jahrhundert aufhörte, — war hauptſächlich darauf gerichtet, den Klerus lächerlich zu machen. Die jungen Leute, als Geiſtliche verkleidet, verſammelten ſich in einer Kirche und wählten hier unter allerlei Poſſen und lächerlichen Ceremonien einen Narrenbiſchof, der mit ihnen die Stadt durchzog und in ordentlichem Ornate Meſſe las und Segen ſprach, worauf die zuſammengelaufene Menge Trink- und andre ausgelaſſene Lieder anſtimmte. In Kirchen, die unmittelbar unter päpſtlicher Hoheit ſtanden, ward ein Narrenpapſt gewählt. Dabei diente der Altar als Eß- und Spieltiſch, und in den Weihkeſſel warf man allerlei Unrath. Am berüchtigſten aber wegen muthwilliger Nachäffung kirchlicher Gebräuche iſt das Feſt der unſchuldigen Kinder, am 28. December, welches mit Tänzen und bacchantiſchen Ausſchweifungen der Geiſtlichen und des Volks begangen ward.

Wir dürfen bei dem Allem nicht überſehen, daß die kirchlichen Geſetze wegen äußerer Ehrbarkeit der Geiſtlichen in den Zeiten oft genug wiederholt und bedeutend geſchärft wurden, aber bei dem Mangel innerer ſittlicher Bildung ohne Erfolg. Sehr nachtheilig wirkte obendrein der Cölibat, die Eheloſigkeit, welche zuerſt den höheren kirchlichen Würdenträgern, dann auch den niederen Geiſtlichen aufgelegt, von

Gregor VII. im Jahr 1074 zum Geſetz gemacht, aber in vielen Ländern erſt im 13. Jahrhundert durchgeführt werden konnte (noch im Jahr 1220 heiratheten Stiftsherrn zu Lüttich unter allen hochzeitlichen Feierlichkeiten). Die Folge dieſes widernatürlichen Geſetzes war, daß die Ausſchweifungen der Geiſtlichen um ſo frecher wurden. Die Menge der Verbrecher nöthigte zur Nachſicht, und da überdieß die Habſucht und der Luxus des Klerus dem Volk zum größten Aergerniß gereichte, ſo äußerte ſich, trotz der dunklen Scheu vor dem durch die Weihe empfangenen myſtiſchen Charakter der Geiſtlichen, gegen dieſelben bald wilder Spott und Hohn, bald ein wüthender Haß. „Großer Gott, bis zu welchem Grad iſt deine Kirche verderbt", — ruft ſelbſt der Cardinal Pierre um's Jahr 1270 aus. „Die Geiſtlichen predigen, daß der Raub verboten iſt, nachdem ſie ſelbſt Alles verſchlungen haben. Mit frecher Stirne ſeht ihr ſie aus ſchlechten Häuſern kommen, um zum Altar zu gehen. Kaiphas und Pilatus, die Chriſtus gekreuzigt, werden eher Gnade bei Gott erlangen als ſie."

Um noch einmal auf den Gottesdienſt zurückzukommen, ſo wurde der weſentlichſte Theil deſſelben, die Predigt, oft ganz weggelaſſen, und man erzählte dem Volk nur Fabeln und Legenden. Selbſt die berühmteſten Prediger des Mittelalters, Bonaventura, der heil. Bernhard u. A. füllten ihre Vorträge mehr oder weniger mit dunkler, ſpielender Myſtik oder mit dürrer, ſpitzfindiger Schulgelehrſamkeit. Daher erregte es großes Aufſehen, wo einmal eindringliche, dem Volk faßliche Predigten gehört wurden. So kam ein Pfarrer Fulko zu Neuilly bald in den Ruf eines Wunderthäters durch den erſchütternden Eindruck, wel-

chen seine Buß- und Sittenpredigten auf die Hörer machten; gleichwie der Franziskaner Berthold in Regensburg durch die Gewalt seiner Reden Viele bekehrte, und man sich nach seinem Tode eine Menge von Wundern erzählte, die an seinem Grabe geschähen. Wie es aber im Allgemeinen mit der Predigt so traurig bestellt war, so sanken überhaupt die Heilsmittel der Kirche, zumal in ihrer Ausspendung durch ein rohes, aller sittlichen Würde baares Priesterthum, mehr und mehr zu einem todten Mechanismus herab.

Wenn nun gleichwohl die herrschende Kirche bei allen ihren Mängeln und Gebrechen durch immer zunehmenden äußern Zwang sich Achtung zu erhalten suchte, während die römische Hierarchie vor und nach Gregor VII., ihres geistlichen Berufs uneingedenk, sich in immer neue Kämpfe verwickelte, um auch alle weltliche Herrschaft sich unterthan zu machen, so darf es uns nicht wundern, daß die einzelnen schon früher vorgekommenen Empörungen gegen die Kirche mit der Zeit immer häufiger wurden. Die blutigen Mittel aber, die man gegen die immer weiter um sich greifende Opposition anwandte, dienten mehr zur Stärkung als zur Schwächung des Widerstreits, sodaß derselbe auch stets unüberwunden blieb, bis zu dem großen Sieg in der Reformation des 16. Jahrhunderts.

Und damit sind wir denn zu dem zweiten Punkte gekommen, auf den ich mir erlauben wollte, für dieß Mal ihre Blicke zu richten, — nämlich auf die vorreformatorischen Bewegungen im Mittelalter. In der gegenwärtigen, beinahe wohl schon abgelaufenen Stunde werde ich indeß nur noch einiges Wenige anführen dürfen, um das

nächste Mal, so Gott will! etwas ausführlicher, namentlich von den Waldenſern zu reden.

Noch ehe dieſe zur Erſcheinung kamen, trat in der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts im ſüdlichen Frankreich, in Languedoc, ein Prieſter auf, Peter v. Bruys, eifernd gegen den kirchlichen Mechanismus und gegen die Unſittlichkeit des Klerus. Beſonders waren ihm gegen das Meßopfer ſchwere Bedenken entſtanden, und ſcheute er ſich nicht, offen zu erklären, wie es nicht in der Wahrheit beruhe, daß das Brod im Abendmahle ſich wieder und immer wieder durch ein Wunder in den wirklichen Leib Chriſti verwandle, und Chriſtus immer von Neuem an ſoviel hundert und tauſend Orten als ein unblutiges Opfer für die Sünden des Volks Gott dargebracht werden ſolle, da Chriſtus nur ein Mal Fleiſch und Blut angenommen und einmal für immer ſich ſelbſt am Kreuz für die ſündige Menſchheit geopfert habe. Da er nun überdieß auch das Papſtthum angriff, ſo war voller Grund zu ſeiner Verdammung von Seiten der Kirche vorhanden, und wurde er im Jahr 1124 zu St. Gilles in Languedoc lebendig verbrannt. Seine Anhänger, die ſ. g. Petrobruſianer, gingen allmählig in den gegen ſie gerichteten Verfolgungen unter.

Um dieſelbe Zeit hören wir von einem Heinrich v. Lauſanne, der gleich einem Johannes dem Täufer durch ſeine rauhe Lebensweiſe und ſeine erſchütternde Predigt in der Schweiz und in Frankreich großes Aufſehen machte. Die ihn geſehen und gehört hatten, bezeugten, ſeine Reden möchten auch ein ſteinernes Herz erweichen. Wie Zeitgenoſſen berichten, gerieth durch ihn das Volk in ſolche Wuth gegen die Prieſter, daß es dieſelben hätte ſteinigen und kreuzigen mö-

gen. Als der Bischof Hildebert von Mons, wo Heinrich gepredigt hatte, das Volk segnen wollte, rief man ihm entgegen: wir wollen Deinen Segen nicht, segne den Schmutz Deiner Geistlichen, heilige ihre Niederträchtigkeit. Wir haben einen andern Führer, den Deine Kleriker anfeinden aus Furcht, daß er ihre Verbrechen enthülle und mit dem Freibrief des göttlichen Worts ihre Laster verdamme. Später wurde der heil. Bernhard gegen ihn ausgesandt, bis er zuletzt gefangen, dem Bischof von Toulouse übergeben und von diesem in Kerker und Banden gehalten wurde bis zu seinem Tode. — In gleichem Geiste wie jene Beiden predigte Arnold von Brescia (der in Paris unter Abälard studirt hatte) um's Jahr 1136 zuerst in seiner Vaterstadt mit glühendem Eifer und hinreissender Beredtsamkeit gegen die kirchlichen Mißbräuche, gegen das Verderben der Geistlichen und der päpstlichen Gewaltherrschaft. Das Volk wurde auf's Aeußerste erregt. Nachdem Innocenz II. den Bannstrahl gegen ihn geschleudert, entfloh er nach Frankreich, von da in die Schweiz, wurde endlich aber im Jahr 1155 nach Rom geschleppt, wo er auf dem Scheiterhaufen starb.

Neben solchen Erscheinungen Einzelner, die fast nur wie Meteore durch die Nacht der Zeit leuchteten und schnell verschwanden, tauchten im 12. Jahrhundert auch mehrere Sekten auf, von der herrschenden Kirche getrennte und ihr widerstreitende religiöse Genossenschaften.

Dahin gehört namentlich die im Mittelalter weit verbreitete, mit den früheren Manichäern verwandte Sekte der Katharer, italienisch gazzari, deutsch Ketzer, von welchen her eben diese gehässige Benennung auf alle Akatholischen, mit der römischen Kirche, ihrem Dogma, ihrem Kultus und

ihrer Verfaſſung Zerfallne und davon Abweichende übertragen iſt. Seinem griechiſchen Urſprung nach bedeutet der Name Katharer die Reinen — indem die zu ihrer Sekte Gehörigen ſich von dieſer Welt, die ihnen der Inbegriff alles Uebels und alles Böſen war, gänzlich abzuſondern und durch die ſtrengſte Enthaltſamkeit, durch Eheloſigkeit, Faſten und Kaſteiungen ſich zu evangeliſcher Vollkommenheit und Heiligkeit zu erheben ſuchten. Bei ihnen allein, behaupteten ſie, ſei die Kirche, wogegen ſie die katholiſchen Prieſter als unwürdig verachteten und die von denſelben geſpendeten Gnadengüter verwarfen, gleichwie ſie ſtatt der Waſſertaufe nur von einer Geiſtestaufe wiſſen wollten. Gerade durch den ſchroffen Gegenſatz zu dem herrſchenden Sittenverderbniß nahm ihr Anhang immer mehr zu, ſo namentlich im Trier'ſchen und in Cöln, vor Allem im ſüdlichen Frankreich, wo nicht ſelten die vornehmſten Frauen, die noch kurz zuvor der feinſten Weltluſt gefröhnt hatten, nun in den Häuſern der ſogenannten Vollkommnen, die es in ſtrenger Askeſe am weiteſten gebracht, in der Gemeinſchaft der Auserwählten, grob gekleidet, ärmlich ſich nährend, die niedrigſten Dienſte verrichteten, um ſich aufzuſchwingen zu höherer Geiſtigkeit. —

Mag es nun immer zugegeben werden, daß ſich in den Lehren und Grundſätzen der Sektirer oder Häretiker, wie man ſie nennen will, manches Irrige, Einſeitige, Schroffe und Ueberſpannte fand, ſo iſt doch die unmenſchliche Härte, womit man gegen ſie verfuhr, nicht zu rechtfertigen. In Frankreich, in Deutſchland und England erhenkte und verbrannte man ſie; überall floß ihr Blut, ohne ſie eines todteswürdigen Verbrechens beſchuldigen zu können. So wurden durch das Concil zu Orleans im Jahre 1017 ihrer Viele zum Feuertode verurtheilt,

obgleich sie, wie der Mönch Ademar in seiner Chronik sagt, durch ihre Weisheit, ihr heiliges Leben und ihre erbarmende Liebe weit und breit berühmt waren. Als sie sich in der Discussion mit den dort versammelten Bischöfen von ihrer Verwerfung der Messe ꝛc. nicht abbringen ließen, drohte man ihnen mit dem Tod. Man zündete unweit der Stadt ein großes Feuer an und hoffte, daß die Furcht ihre Hartnäckigkeit besiegen werde. Aber vergebens. Angesichts ihrer Hinrichtung riefen sie, das eben sei es, was sie begehrten, und sie übergaben sich dem, der sie zum Scheiterhaufen führen sollte. In ähnlicher Weise geschah es auf einer Synode zu Arras im Jahr 1025, wo die Hartverklagten auf die Frage nach ihrem Glauben und ihrem Cultus antworteten: Eure Satzungen glauben wir nicht, Eure Kirchengebräuche befolgen wir nicht; unsre Doctrin aber ist, die fleischlichen Begierden zu unterdrücken, Niemanden Unrecht zu thun, Liebe zu üben. Im Jahre 1052 ließ Kaiser Heinrich III. mehrere solcher Ketzer zur Feier des Weihnachtsfestes erhängen, gegen die man nichts vorzubringen hatte, als daß sie alle animalische Nahrung verwürfen. In Cöln verbrannte man um diese Zeit mehrere derselben, die aus Flandern herübergekommen waren. Ein junges Mädchen von wunderbarer Schönheit rührte die Umstehenden. Man reißt sie vom Scheiterhaufen, verspricht ihr Verheirathung oder, wenn sie es vorziehe, den Schleier. Das Mädchen aber fragt: wo ist mein Lehrer? und als man ihr dessen Leiche zeigte, stürzte sie sich in die Flammen und hauchte den Geist aus.

Zweite Vorlesung.

Die Waldenser.

Verehrte Anwesende!

Wie ist es solchen Erscheinungen gegenüber, wie wir sie in der vorigen Vorlesung kennen lernten, möglich, dem h. Bernhard beizustimmen, der auf die Frage: warum die Häretiker mit einem Heldenmuth und einer Freudigkeit in den Tod gingen, welche man bei den Rechtgläubigen nicht finde, die Antwort gab: die Standhaftigkeit der Häretiker ist eine Eingebung des Teufels; oder dem Bossuet, der in seiner histoire des variations sagt: die Sectirer haben keine Tugend und können keine haben; um deßwillen allein, weil sie sich von der Kirche absondern, sind sie eine Brut des Satans, und von ihm sind alle ihre Handlungen inspirirt!

Inzwischen breiteten sich trotz alles vergossenen Blutes oder gar mittelst desselben die Sekten immer weiter aus. Die lombardischen Städte, Mailand namentlich, waren von Häretikern gefüllt. In mehreren Gegenden des südlichen Frankreichs, in Languedoc, um Toulouse und Albi bildeten sie am Ende des 12. Jahrhunderts die herrschende Partei. (Von letzterem Orte Albi rührt der allgemein bekannte und gebräuchlich gewordene Name her: die Albienser oder *Albigenser, les Albigeois*). In der Provence standen

fast alle Barone auf ihrer Seite und warfen sich, wo es galt, zu ihrer Vertheidigung auf. — Da fand sich Innocenz III. im Jahre 1198 gleich nach seiner Besteigung des päpstlichen Stuhls bewogen, zwei Legaten vom Cistercienser Orden mit unbeschränkter Vollmacht zur Unterdrückung der Ketzer nach dem Süden Frankreichs abzusenden. Sämmtliche Bischöfe wurden höchsten Orts instruirt, in Demuth Alles aufzunehmen und unweigerlich zu befolgen, was die Legaten gegen die Häretiker oder deren Gönner und Vertheidiger beschließen würden. Den Baronen wurde insinuirt, den päpstlichen Abgesandten aus allen Kräften beizustehen, unter Bedrohung mit der Excommunication und der Verhängung des Interdicts, falls sie es unterließen. Zugleich erging ein Aufruf an alles Volk, auf Requisition der Legaten mit Gewalt einzuschreiten, wofür einem Jeden gleiche Indulgenzen versprochen wurden, wie denjenigen, welche die Gräber der Apostel Petrus und Jacobus besuchten. Da jedoch die Anwendung gewaltthätiger Mittel ohne gründlichen Erfolg blieb, schlug man für einige Zeit andere Wege ein. Auf Anrathen und in Begleitung zweier Spanier, des Bischofs Diego und des Dominicus, nachherigen Stifters des nach ihm benannten Bettelmönchsordens der Dominikaner, zogen im Jahre 1206 die päpstlichen Legaten in bloßen Füßen umher und hielten mit den Ketzern Streitunterredungen zu ihrer Bekehrung; bald aber kehrte man zu dem alten Verfahren zurück, und zwar mit verzehnfachter Grausamkeit. Als nämlich Graf Raimund von Toulouse, wiewohl selbst Katholik, mit dem einen der Legaten, dem herrschsüchtigen Pater von Castelnau, zerfallen war, und dieser im Jahre 1208 von *einem Unbekannten ermordet* wurde, schob der Mönch die

Schuld auf den Grafen, gegen welchen dann Innocenz III. sofort durch den fanatischen Abt Arnold von Cyteaux, den er zum Legaten ernannte, einen Kreuzzug predigen ließ. An den König Philipp von Frankreich erging die päpstliche Aufforderung, die zu ihm schreiende Stimme des gerechten Blutes zu hören und zum Schutz der Kirche gegen den Feind des Glaubens das Schwert zu ergreifen (obgleich Raimund an dem Morde unschuldig war, wie Innocenz selbst später zugestand). Gleiche Ermahnung erging an den französischen Adel und an das Volk. Dem Grafen wurde zwar bis auf Weiteres die nachgesuchte Versöhnung gewährt; das einmal zusammengebrachte Kreuzheer indessen, den wüthenden Arnold an der Spitze, rückte gegen die Albigenser, zuerst gegen die Besitzungen des Raimund und Roger, Vicomte von Beziers, Albi und Carcassone. — Beziers fiel nach tapferer Gegenwehr, und es bedarf keiner weiteren Schilderung der darnach verübten Greuel, wenn wir hören, was der Legat in seinem Siegesbericht an den Papst mit dürren Worten sagt: „Die Unsern, keines Standes, keines Geschlechtes, keines Alters schonend, haben nahe an 20,000 mit dem Schwert getödtet, und nach der ungeheuren Niederlage der Feinde ist die ganze Stadt geplündert und in Brand gesteckt worden, indem die göttliche Rache wunderbar gegen sie tobte.“ — Nach andern Angaben von Zeitgenossen belief sich die Zahl der Hingemordeten auf 60,000. Von den Männern und Weibern, von den Müttern, mit ihren Kindern an der Brust, die sich in die Kathedrale St. Nazaire geflüchtet hatten, blieb Niemand am Leben. Fast noch greulicher aber als diese Schlächterei sind die Worte des Legaten, als ihn die Kreuzfahrer *fragten, was zu thun sei*, da sie bei der Menge von

Katholiſchen in dieſer Stadt dieſe von den Ketzern nicht unterſcheiden könnten, und er erwiederte „ſchlagt nur todt, der Herr kennt die Seinen.“ Auch andere Städte und Schlöſſer fielen und wurden verwüſtet. Im Schloſſe Lavaur z. B. nahm man 80 Cavaliere gefangen unter Anführung eines Grafen Montfort, welcher das Commando gibt, ſie zu erhängen; da aber der in Eile aufgerichtete Galgen einſtürzte, befiehlt er, ſie mit dem Schwert zu tödten, und die Pilger, mit dem heiligen Zeichen des Kreuzes geſchmückt, ſtürzen ſich begierig über ſie her und morden ſie auf der Stelle; wie ſolches der Mönch de Valle Cernaji in ſeiner Geſchichte dieſes Kreuzzuges triumphirend meldet und trunken von all dem vergoßnen Blut hinzufügt: ſo wurden auch andere Schlöſſer eingenommen und verwüſtet, und verbrannten die Unſrigen zu Lob und Ehren Gottes zahlloſe Häretiker unter lautem Jubel.

Doch genug von den Greueln des Albigenſerkrieges, den Chateaubriand in ſeinen études historiques nicht umhin kann, eine épisode abominable in der Geſchichte der Kirche zu nennen, und von welchen Voltaire ſagt: Alles, was man von den wildeſten Völkern erzählt, reicht nicht an die in dieſem heilig geheißenen Kriege begangenen Barbareien.

Nur das Eine möge hier nicht unerwähnt bleiben, daß derſelbe Innocenz III., der Volk und Fürſten zum Kreuzzug aufgeboten, der zur Ausrottung der Ketzer wilden Fanatikern als ſeinen Legaten die Kreuzesfahne in die Hände gegeben, welche dann durch die Ausſicht auf Beute und durch Verkündigung vollkommnen Ablaſſes die Leidenſchaften des Kreuzheeres entflammten, daß derſelbige Innocenz zur Fortſetzung der Blutarbeit wider die Ketzer als ein bleibendes Inſtitut die Ketzergerichte gründete und damit die ſcheußliche, von der ganzen

civilisirten, um nicht zu sagen christlichen Welt gebrandmarkte Inquisition in's Leben rief.

Ein Lateran-Concil im Jahre 1215 machte es nämlich dem bischöflichen Sendgerichte (eine Art bischöflicher Visitationsreisen) zum Hauptgeschäft, die Ketzer aufzusuchen und zu bestrafen, gleichwie ein späteres Concil von Toulouse die Einrichtung dieser bischöflichen Inquisition vollendete. Viel schlimmer wurde es jedoch, als hintendrein Papst Gregor IX. diese Einrichtung wieder aufhob und in den Jahren 1232 und 1233 die Dominikaner zu beständigen päpstlichen Inquisitoren ernannte, welche dann alsbald in den von der Ketzerei angesteckten Ländern ihr grauenvolles Geschäft begannen. Damit die Kirche sich selbst nicht mit Blut zu beflecken schien, mußte der weltliche Fürst sich ihr zur Henkerarbeit dienstbar machen und bei Strafe des Bannes die dazu nöthigen Gesetze geben, wie dieß u. A. von Ludwig IX., König von Frankreich, und auch von dem Hohenstaufen, Kaiser Friedrich II. geschah. Bei dem der neuen Inquisition vorgezeichneten Verfahren konnte es nicht fehlen, daß oft viele ganz Unschuldige ihrem Bluturtheile unterlagen, indem die Belastungszeugen dem Angeklagten verschwiegen, Entlastungszeugen nicht gehört, und die verlangten Geständnisse durch die fürchterlichste Tortur erzwungen wurden. Am greulichsten wüthete dieses Ungeheuer im südlichen Frankreich, desgleichen in Spanien, und auch Deutschland sah in dem Dominikaner Conrad von Marburg, den die Verfolgungssucht bis zur Raserei trieb, einen der schauderhaftesten Inquisitoren, von dessen Blutgerichten noch heute ein Bach unterhalb Marburg, nahe der Elisabethenkirche, der Ketzer- oder Blutbach heißt.

Den Albigenſern im ſüdlichen Frankreich ſcheint dann bis zur erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts die Blutthätigkeit der Inquiſition ziemlich ein Ende gemacht zu haben; wogegen die Waldenſer, ebenfalls im ſüdlichen Frankreich und ſpäter beſonders in den Thälern Piemonts, wohin ſie ſich zurückgezogen, trotz aller Verfolgung nicht auszurotten waren.

Und damit gehen wir nun zu dem Hauptgegenſtande der heutigen Mittheilungen über, zu den Waldenſern.

Laſſen Sie mich dabei von der Bemerkung ausgehen, daß in die Geſchichte dieſer Gemeinſchaft durch Freund und Feind viele Verwirrung gekommen iſt, indem man irrig und ohne allen hiſtoriſchen Grund ſie theils mit den Katharern oder Albigenſern vermengte, um ſie zugleich mit dieſen zu verdammen, anderntheils ſie mit Peter v. Bruys, mit Heinrich v. Lauſanne, Arnold v. Brescia u. A. in äußere Verbindung brachte. Zwar verwarfen auch die Waldenſer gleichwie jene die kirchlichen Mißbräuche, hielten ſich aber von den manichäiſchen Speculationen der andern Sekten fern und gingen ohne alle ſpeculative Schwärmerei nur darauf aus, das apoſtoliſche Chriſtenthum in ſeiner Einfalt und Innigkeit wieder zu verwirklichen. Und ſteckten ſie auch anfangs noch ziemlich tief im römiſchen Katholicismus, ſo durchbrachen ſie doch an manchen Stellen das Netz, womit dieſer die Seelen gefangen hielt, rafften ſich, wie oft ſie auch im Kampfe unterlagen, immer wieder auf und erneuerten ihre Tage wie vor Alters, indem ſie ohne Ermüden das Ziel einer ſittlich-religiöſen Reformation verfolgten und im Stillen und Verborgenen in der katholiſchen Welt des Mittelalters eine nicht unbedeutende Miſſion erfüllten, während ihre Gemeinden noch heute als eine ehrwürdige Reliquie der Vorzeit in neuer, er-

freulicher Blüthe daſtehen. — Die Gründung des Waldenſerthums fällt in die Jahre zwiſchen 1178 und 1180, und fragen wir nach dem Stifter deſſelben, dem eigentlichen Stammvater der Waldenſer, ſo iſt dieß Petrus Waldenſis oder Waldus, Valdez oder Waldo, ein im Mittelalter häufig vorkommender Name. Ein reicher Bürger in Lyon, hatte er bei'm Anhören der im Lateiniſchen ihm unverſtändlichen Sonn- und Feſttagsevangelien in ſich den Trieb empfunden, zu wiſſen, was ſie enthielten, nicht etwa aus eitler Neugier, ſondern weil er, Gott weiß wie, in einen Zuſtand religiöſer Erregtheit und Empfänglichkeit gekommen war, der ſich durch jenes Verlangen kundgab. Er verband ſich mit zwei Prieſtern, welche ihm zunächſt die Evangelien in die Volksſprache, das Provinzialfranzöſiſche, überſetzen und Abſchriften davon machen ſollten. Das Gleichen geſchah mit mehreren andern Büchern der heiligen Schrift, auch mit Stellen aus den Schriften der Kirchenväter, des Ambroſius, des Auguſtin u. A. Waldus las dieſe Ueberſetzungen zunächſt für ſich, wiederholt und mit Eifer; und wie tief ſich der Inhalt ſeinem Herzen eingeprägt, wie lebendig er vom Geiſte des Chriſtenthums ergriffen ward, das zeigte ſich bald in der Neugeſtaltung ſeines Lebens, welche beſonders das Leſen der Evangelien bei ihm bewirkte. Da er vorzugsweiſe diejenigen Ausſprüche zu Herzen faßte, wo Chriſtus die Gefahr des Reichthums ſchildert, die Armen ſelig preiſt und denen, die ihm nachfolgen wollen, die Dahingabe aller ihrer Güter anempfiehlt, und wo Chriſtus von ſich ſelbſt ſagt: die Füchſe haben Gruben, die Vögel unter dem Himmel haben Neſter, aber des Menſchen Sohn hat nicht, da er ſein Haupt hinlege, ſo gab er ſein ganzes Vermögen den Armen und lebte ſelbſt als ein Armer. Ergriffen von

ſolchen Ideen evangeliſcher Vollkommenheit trug er dieſelben auch auf diejenigen über, welche ſich ihm anſchloſſen, die ebenfalls ihr Vermögen den Armen hingaben, und wenn ſie von Haus arm waren, im Hinſchauen auf den, der um unſertwillen arm geworden, es ſich zur Aufgabe machten, ihre Dürftigkeit, ihren Mangel an irdiſchem Gut wie ein ſanftes Joch und eine leichte Laſt zu tragen. Daher rührt denn auch der Name, den die Waldenſer ſich ſelbſt gaben, und der ihnen von Anderen gegeben wurde: die Armen, die Armen von Lyon und das arme Volk Gottes, die Kirche der Armen. Hatte nun Chriſtus das Gebot der Entſagung alles Irdiſchen ſeinen Apoſteln beſonders gegeben, ſo lag es nahe, daß Waldus, indem er dieſem Gebote nachgekommen war, ſich als Nachfolger der Apoſtel anſah und daher bald auch den an ſie gerichteten Befehl, das Evangelium zu predigen, auf ſich bezog. Ohne das geiſtliche Amt überhaupt zu verwerfen, drängte es ſich ihm nur zuſehr auf, wie die damaligen Geiſtlichen in ihrem weltlichen Treiben, ihrer Rohheit und Unwiſſenheit nicht die wahren Nachfolger Chriſti und der Apoſtel ſeien; während ein Blick auf das verwahrloſte Volk ihn überzeugen mußte, welch ein dringendes Bedürfniß die Beihülfe ſolche Prediger ſei, die ſich auf die Schrift gründeten, die nicht Fabeln und Menſchengebote lehrten, ſondern das lautere Wort Gottes im Evangelio, und die ſich auch im Leben als rechte Botſchafter an Chriſti Statt darſtellten. So fing er denn an, im Bewußtſein ſeiner apoſtoliſchen Nachfolge und in ſeinem Gewiſſen gebunden durch den Befehl des Herrn an ſeine Jünger, aus dem Schatz, den er für ſich ſelbſt gefunden, auch Andern mitzutheilen — Anfangs im Stillen, dann auch öffentlich, unbekümmert darum, ob es ihm von Seiten der Geiſtlichkeit geſtattet oder verwehrt

werden möchte. Bald fingen auch „die einfältigen Laien“ (wie sie genannt wurden), welche Waldus um sich versammelte, und die auch nach apostolischer Weise lehren wollten, das freie Predigen an in benachbarten Städten und Dörfern, auf Straßen und Plätzen, in Kirchen und in den verborgenen Kreisen derer die ihnen willig Gehör gaben, indem sie sich bei solchem Vornehmen sowohl auf die Schrift, als auch auf Aussprüche der Kirchenväter beriefen z. B. auf das Wort Gregors des Großen: wer in seinem Herzen die Stimme der höheren Liebe vernommen, der soll auch nach Außen die Stimme der Ermahnung ertönen lassen. Wie wenig nun auch Waldus der Mann war, sich zu überstürzen, statt richtig und sicher vorzuschreiten, so mag es doch Anfangs, als die von ihm ausgegangene Bewegung noch eine ganz ungeordnete war, an tumultuarischen Auftritten, wovon die Gegner berichten, zumal in Lyon nicht gefehlt haben. Jedenfalls war es etwas Neues, daß ein Laie den Gedanken faßte, sich mit der Schrift genau bekannt zu machen, vielmehr daß Laien sich unterfingen, zu predigen und sich dabei auf die Schrift gründeten; und obgleich Waldus selbst sich dabei keines Zwiespaltes mit der Kirche seiner Zeit bewußt war, so flößte doch eben dieß Zurückgehen auf die Schrift, der Eifer, sie zu verbreiten, und die Aufforderung, in ihr zu forschen, den Vertretern der römischen Hierarchie Besorgnisse ein. Es lag darin allerdings ein reformatorisches, ein protestantisches Moment, und darf es uns eben nicht wundern, daß die Waldenser, welche im Jahre 1179 auf dem Lateran-Concil zu Rom vor Papst Alexander III. erschienen, einen Band Uebersetzung aus der h. Schrift überreichten und in gutem Glauben inständig um

Erlaubniß, zu predigen, baten, — schnöde zurückgewiesen wurden.

Ehe wir indeß weiter in die Geschichte dieser von den übrigen Sekten des Mittelalters wesentlich verschiedenen Partei eingehen, lassen Sie uns zuvor auf den Inhalt der Waldensischen Predigten ein näheres Augenmerk richten. — Im Allgemeinen war es von Anfang das Evangelium, welches sie verkündigten und allen Verboten der Kirche und allen Verfolgungen des Staates ungeachtet mündlich und schriftlich den Gemüthern einzuprägen suchten. Was aber holten sie besonders aus dem Evangelio hervor? Wie Christus seine Predigt mit den Worten begann: thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen! so trat auch Waldus und seine Anhänger mit dem Rufe hervor: thut Buße, denn der Tag des Herrn, der Tag des Christus ist nahe. Schon neulich hörten wir, wie die Erwartung des Endes aller Dinge, die sich in jedem Jahrhundert der christlichen Aera wiederholt, eben im Mittelalter lebhafter angeregt, und die wundergläubige Menge durch die schreckende Deutung, welche man diesen oder jenen Ereignissen gab, immer auf's Neue gespannt und verwirrt wurde. Unter Anderem verbreitete sich von Spanien aus weit umher die Sage, daß im September des Jahres 1185 alle Planeten auf einander stoßen und über einen großen Theil der Erde Hungersnoth, Pest und furchtbare Verheerung hereinbrechen sollten. Zugleich werde der Antichrist erscheinen, welcher im Jahre 1198 in Babylon wirklich aufgetreten sein sollte. „Alle Zeit, vom Jahre 1200 an, achte ich für gefährlich" erklärte der Einsiedler Joachim von Flora; während gleiche Erwartungen vom nahen Weltuntergang sich im 13. und 14. Jahrhundert wiederholten; und mit Grund dürfen wir annehmen,

die dadurch hervorgerufene Stimmung und Spannung der Gemüther sei auch auf das Hervortreten des Waldus und seiner Anhänger, sowie auf den Anklang, den sie fanden, nicht ohne Einfluß geblieben. —

Doch appellirten die Waldenser nicht blos an solche schon oft getäuschten Erwartungen, sondern verwiesen überhaupt eindringlich auf die Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge, die Unsicherheit und Kürze des Lebens und die Gewißheit des Todes. Der Thor ist betrogen durch die Liebe zum gegenwärtigen Leben — heißt es in einer ihrer ältesten uns erhaltenen Predigt, und die düstern Worte einer Klosterfrau des 10. Jahrhunderts kommen darin vor: o Staub, warum blähst du dich auf? Deine Empfängniß ist Schuld, deine Geburt Elend, dein Leben Mühsal, dein Sterben Angst, und Niemand ist seines Lebens auch nur einen Augenblick sicher. An solche Betrachtungen knüpfen sich dann Beschreibungen des unerbittlichen Gerichts Gottes und der verzweifelten, keinen Ausweg bietenden Lage der Sünder. „Sie können nicht zur Rechten fliehen, — wie es in jener Predigt heißt, — denn da werden die anklagenden Sünden sein; sie können sich nicht zur Linken wenden, denn da wird der Teufel sein, welcher, wie Augustin sagt, Alles erzählt, was wir gethan haben. Sie werden sich nicht in sich verbergen können, denn da wird der nagende Wurm des Gewissens sein; wie Jesaias sagt: Ihr Wurm stirbt nicht, und ihr Feuer verlischt nicht.“ Einen Mittelzustand zwischen Himmel und Hölle, das sogenannte Fegfeuer, aus welchem Abgeschiedene durch Gebete der Lebenden nnd sogenannte Seelenmessen erlöst werden könnten, — leugneten die Waldenser, da es nach der Schrift für die Menschen nur zwei Wege, so auch nur zwei Orte gebe, wohin sie nach

dem Tode gelangten: der ſchmale Weg, der zum Leben, und der breite, der zur Verdammniß führt. — Um ſo ernſtlicher ermahnten ſie, daß man hier Buße thue; wie ſie denn überhaupt zunächſt nicht nur als ſtrenge Bußprediger auftraten, ſondern auch als ſolche ſich durch ihre ganze Erſcheinung und Lebensweiſe darſtellten. Als Büßende gekleidet und ſich der größten Einfachheit und Entſagung befleißigend gingen ſie umher und bekämpften in ihren Predigten allen Luxus, alle mit Hintanſetzung Gottes und der himmliſchen Güter verbundene Luſt an irdiſchen Gütern und Lebensgenüſſen, alles Haſchen nach Ehre und der Herrlichkeit der Welt. Als die höchſte Stufe des religiöſen Lebens aber betrachteten ſie die Contemplation oder die Erhebung des Geiſtes und das Aufgehen des ganzen innern Menſchen in Gott mit Verleugnung aller irdiſchen Dinge; wie es davon in einer ihrer Schriften heißt (in dem Buche unter dem Titel Vestus): „der Betrachtende freut ſich des Herrn, und es iſt ſelig, im Hauſe der Betrachtung Tag und Nacht zu wohnen. Draußen zu wohnen, iſt gefährlich und ſchädlich; denn draußen iſt der Sturm und die Verwirrung, welche den Tod bringen. In dieſem Hauſe der Betrachtung wohnte derjenige, welcher ſprach: o Herr, du biſt die lebendige Quelle, und in deinem Licht ſchauen wir das Licht.“

Da nun im Unterſchied von andern Secten, die ſich auch wohl auf die Schrift beriefen, die Waldenſer (wie vorhin bemerkt) von der Schrift ausgingen und ſich auf ſie gründeten, ſo war es zugleich das eigne Leſen und Forſchen in derſelben, was ſie zu den chriſtlichen Tugenden rechneten und im Gegenſatz zu der römiſch-katholiſchen Kirche den Ihrigen dringend an's Herz legten. Mit Beziehung auf den Befehl Gottes

an Moſes: „Feuer ſoll immer brennen auf dem Altar, welches der Prieſter, indem er des Morgens Holz unterlegt, alle Tage unterhalten ſoll“, heißt es in dem ſchon genannten Buche Vestus: „Der Altar iſt unſer Herz, welches immer vom Feuer der göttlichen Liebe brennen ſoll. Der Prieſter iſt jeder Gläubige, welcher Holz unterlegt, indem er immer auf's Neue die Zeugniſſe der Schrift überdenckt, daß das Feuer der Liebe in ſeinem Herzen nicht erlöſche. Wer immer bei Gott ſein will, der ſoll öfters beten und öfters leſen. Denn ſo wir beten, reden wir mit Gott, ſo wir aber leſen, redet Gott mit uns. Beſtändiges Leſen iſt vergleichbar dem Wein; denn er macht den Menſchen fröhlich, er macht ihn ſtark, ja er bringt ihn ſo außer ſich und über ſich, daß er blos an die himmliſchen Dinge denkt.“

Bei dem Allem griffen die Waldenſer anfangs die Dogmen der Kirche von der Schrift aus nicht an; vielmehr gingen ſie auf dieſelbe hauptſächlich zurück in practiſch ſittlicher Beziehung, namentlich in Betreff ihrer asketiſchen Frömmigkeit und der Geltendmachung ihrer Ideen von evangeliſcher Vollkommenheit. Ja obgleich ſie in einigen Stücken die Linie des Katholicismus ſchon bald überſchritten, ſo hielten ſie im Allgemeinen doch für eine Zeit lang ihre Stellung innerhalb der katholiſchen Kirche feſt und unterſchieden nur zwiſchen den ſchlechten Katholiken und den guten, (ob Geiſtliche oder Laien), zwiſchen den in der That und Wahrheit Gläubigen, in Liebe Thätigen und Leidenden und denen, die durch ihren Wandel und ihre Liebloſigkeit den Glauben verläugnen; zwiſchen Solchen, die dem Samen gleichen, der keine Frucht bringt, und Solchen, die gleich ſind dem Samen, auf gutes Land ge-

ſtreut, der 100fältige Frucht bringt, und die allein die wahre Kirche Chriſti bilden.

So gaben ſie anfangs auch die Idee des Papſtthums nicht auf und wieſen die Ihrigen hinſichtlich der Sacramente und der übrigen kirchlichen Acte an die katholiſchen Prieſter, während nur ausnahmsweiſe und in Noth, wenn ihnen die Kirche den Gebrauch der Gnadenmittel verſagte oder ſie excommunicirte, die waldenſiſchen Predigerbrüder auch die prieſterlichen Functionen verrichteten. Weiterhin finden wir dann freilich bei ihnen eine gänzliche Verwerfung des kirchlichen Prieſterthums und die Bildung eines eignen geiſtlichen Standes mit eigner Verwaltung aller prieſterlichen Functionen durch Biſchöfe, Presbyter und Diakonen. Als nämlich im Jahre 1184 Papſt Lucius III. das Anathem oder den Bannfluch über ſie ausſprach, dem ſie für immer unterliegen ſollten, da glaubten ſie Gott mehr gehorchen zu müſſen als den Menſchen und ſchieden von einer Kirche aus, welche das, was ihnen heiliger Beruf ſchien, verdammte. Trotz des Bannes breiteten ſie ſich nur noch immer weiter aus, beſonders im ſüdlichen Frankreich, aber auch in Toul, in Metz, nicht nur unter dem Volk, auch unter den höheren Ständen, wie beiſpielsweiſe im Jahre 1207 die Gemahlin und Schweſter des Grafen Bernhard Roger von Foix Waldenſerin war. Nicht minder zahlreich waren ſie in Oberitalien, desgleichen in Arragonien, wie man aus einem Edict König Alphons II. erſieht, der im Jahre 1194 auf Anſtiften der Inquiſitoren kund machte, daß Jeder den Zorn des allmächtigen Gottes und des Königs auf ſich lade, ſeiner Güter beraubt und wie ein Majeſtätsverbrecher beſtraft werden ſolle, der Waldenſer oder, wie man ſie ſonſt nenne, die Armen von Lyon in ſein

Haus aufnehme, oder an irgend welchem Ort ihre Predigt höre oder ſich unterſtehe, ſie zu ſpeiſen oder ihnen irgend eine Wohlthat zu erzeigen. Indeß ſuchten und fanden ſie in der Dauphiné, in den Thälern und Bergſchluchten Savoyens und Piemonts Zufluchtsſtätten. Ueberall aber, wohin ſie kamen, ging von ihnen ein neuer Eifer unter das Volk aus, auch die heilige Schrift kennen zu lernen, durch deren fleißige Leſung ſie allmählig immer weiter geleitet wurden. Wie weit ſie ſchon im 12. Jahrhundert kamen, läßt ſich theils aus den Schriften ihrer Gegner in jener Zeit, theils aus ihren eignen Denkmälern ſchließen. Unter den letzteren ſteht oben an das Gedicht: La nobla Leyczon, eine einfach kräftige Ermahnung zu chriſtlichem Leben und Glauben mit Ergießungen ſcharfen Tadels über den verdorbenen Klerus, wie es an einer Stelle heißt: wenn Jemand gut iſt, der Chriſtum liebt und ehrt, der nicht verleumdet, nicht ſchwört, nicht lügt, nicht ehebricht, nicht tödtet, noch an ſeinen Feinden ſich rächen will, — ſo ſagen ſie: das iſt ein Waldenſer, der iſt des Todes würdig! — oder wie es an einer andern Stelle heißt, wo von der Beichte und Abſolution die Rede iſt: ich wage es zu ſagen, denn es erfindet ſich als wahr, daß ſich der Sünder nicht mit oberflächlicher Beichte und mit äußerlichem Büßen begnügen oder gar die Vergebung ſeiner Sünden um den Preis von Gaben und Geſchenken kaufen, ſondern ſein ſchuldbeladenes Gewiſſen in Gottes Vaterherz ausſchütten ſoll, da alle Päpſte, alle Cardinäle, Biſchöfe, Aebte und Alle dieſe zuſammen nicht ſoviel Macht haben, eine einzige Sünde zu vergeben. Gott allein vergibt, kein Andrer kann es thun. Als eigenthümlich Waldenſiſch tritt es außerdem hervor, daß ſie nicht nur die Lüge, ſondern auch den

Eidſchwur als Todſünde betrachteten nach dem Ausſpruch Chriſti: „Ich aber ſage euch, daß ihr aller Dinge nicht ſchwören ſollt“; gleichwie ſie auch das Recht des Krieges und das Recht der Obrigkeit, Menſchenblut zu vergießen, leugneten, dagegen aber die Gläubigen auf's Dringendſte ermahnten, ihre Feinde zu lieben, Verfolgung geduldig zu ertragen und keine Rache zu üben. Späterhin beſtritten ſie auch die Anrufung der Heiligen und die Siebenzahl der Sacramente, wie es in dem von ihnen feſtgeſtellten Glaubensbekenntniſſe heißt: „Wir erkennen kein andres Sacrament als die Taufe und das Abendmahl.“ Weiterhin fielen Manche unter den Verfolgungen, in den römiſchen Katholicismus zurück; wie unter andern die ſogenannten katholiſchen Armen in der Lombardei unter Papſt Innocenz III. und viele Gemeinden der franzöſiſchen Waldenſer zu Ende des 15. und zu Anfang des 16. Jahrhunderts ſich mit der römiſchen Kirche ausſöhnen ließen. Die andern waren im Verlauf der Zeit zuerſt mit den Schülern des Arnold von Brescia, darnach mit den ſogenannten Brüdern des freien Geiſtes, ſpäter mit den myſtiſchen Kreiſen der Rheinlande — den ſogenannten Gottesfreunden — und noch ſpäter mit den Wikleffiten und den Huſſiten in Berührung getreten, bis zuletzt durch die Annäherung und Hinneigung zu der Reformation des 16. Jahrhunderts die hin- und herſchwankende Waldenſiſche Richtung ihren Ruhepunkt erreichte, endlich in allerneuſter Zeit die Abkömmlinge jener Armen von Lyon auch äußerlich das Panier ihres Glaubens hochhalten und es frei und fröhlich entfalten dürfen.

Ehe es indeß ſo weit kam, — wie viel Schreckliches liegt dazwiſchen! — und ich glaube es dem Gegenſtande der

heutigen Vorleſung ſchuldig zu ſein, von dem Märtyrerthum, welches jene Zeugen der Wahrheit Jahrhunderte hindurch erduldeten, wenigſtens Einiges noch hervorzuheben.

Zunächſt wurden von dem Kreuzzug gegen die Albigenſer auch viele Waldenſer im ſüdlichen Frankreich betroffen. In Languedoc, in der Provence und der Dauphiné hielten die Dominikaner als Inquiſitoren in Gemeinſchaft mit den Biſchöfen auch weiterhin wiederholt feierliche Auto-da-Fé's oder ſogenannte Glaubenshandlungen wider die Abtrünnigen; und da dieſe ſich in gelehrte Streitigkeiten nicht einließen, auch durch Religionsgeſpräche nicht in den Schooß der römiſchen Kirche zurückzubringen waren, wurden viele hingerichtet, und ſogar die Gebeine von Verſtorbenen ausgegraben und verbrannt. Gegen diejenigen, welche ſich nach Piemont und Savoyen geflüchtet und in den Thälern von Peyrouſe, St. Märtin u. ſ. w. ſich niedergelaſſen hatten, erging im Jahre 1440 eine grauſame Verfolgung. Bewaffnete fielen plötzlich über ſie her, trieben ſie nackt und bloß in Bergſchluchten, wo ihrer viele, Kinder und Greiſe, vor Froſt und Hunger umkamen, während andere gefangen fortgeführt und ermordet wurden. Von denen, die übrig geblieben, hatten ſich die meiſten in eine abgelegene Gebirgsgegend, zwiſchen Piemont und Dauphiné, zurückgezogen, wo ſie eine Wüſte unfruchtbaren Landſtriches mit ſoviel Fleiß bearbeiteten, daß es ihnen im Lauf der Jahre an Viehheerden, an Korn, Wein und Oel nicht fehlte. Während ſie aber hier ruhig und im Frieden mit ihren katholiſchen Nachbarn lebten, erließ gegen Ende des 15. Jahrhunderts Papſt Innocenz VIII. den gemeſſenſten Befehl zu ihrer Ausrottung — oder ihrer Rückkehr in die Kirche. — Als ſie letztere verweigerten, drang

unter Anführung eines päpſtlichen Legaten eine Söldnerſchaar in ihre Wohnſitze, worauf viele Hunderte die Flucht ergriffen und aller ihrer Habe beraubt umherirrten, diejenigen aber, deren man ſich bemächtigt, durch das Schwert ihrer Verfolger fielen. Gegen diejenigen Waldenſer, welche die Stadt Cabrière in der Provence ſammt ohngefähr 30 umliegenden Dörfern bewohnten, erging auf Anſtiften der franzöſiſchen Biſchöfe im Jahre 1545 ein äußerſt harter Beſchluß des Parlaments von Aix, deſſen Vollziehung König Franz I. genehmigte, auf Grund falſcher Anklage des Aufruhrs und ſtaatsgefährlicher Conſpirationen, die man den Armen Schuld gab. Im nämlichen Jahre fiel dann der Statthalter der Provinz mit bewaffneter Macht über ſie her. 22 Dorfſchaften wurden geplündert und von Grund aus zerſtört, 800 Perſonen in der Kirche zu Cabrière umgebracht, Frauen und Kinder in eine Scheune zuſammengetrieben und verbrannt, indeß man von den Männern die ſtärkſten auswählte und ſie als Ruderknechte auf die Galeeren ſchickte. Von denjenigen, welche der Verfolgung entgangen, fanden einige Tauſende in Genf ihr Unterkommen, während andere im Lauf der Zeit nach den Thälern zurückkehrten, aus welchen man ihre Väter vertrieben, wo ſie auch wunderbarlich, trotz widerholter harter Bedrückung aushielten, — nach der Weiſſagung eines ihrer Prediger: „Sowie alles Unkraut und Geſtrüpp die Lilie des Thales bis jetzt nicht hat zerſtören können, ſo wird alle Verfolgung des Böſen dieſe Lilie nicht erſticken;“ — wie ſie denn öfter auch für eine Reihe von Jahren wieder unangefochten blieben und beſonders zu einer etwas freieren Regung kamen bei'm Ausbruch der Reformation des 16. Jahr-

hunderts, mit deren Stiftern, namentlich in der Schweiz und in Frankreich, ſie ſich verbanden.

Gleichwohl blieben die Schickſale der Waldenſer auch weiterhin noch immer dem Wechſel unterworfen, je nachdem namentlich der Herzog von Savoyen das harmloſe Volk, die Kirche der Armen, ſchützte oder den Anreizungen des päpſtlichen Hofes und des katholiſchen Klerus Folge gab. Letzteres war der Fall bei'm Herzog Karl Emanuel, auf deſſen tyranniſche Befehle vom Jahre 1601 bis 1633 in der ehemaligen Markgrafſchaft Saluzzo, im ſüdlichen Piemont, die Waldenſer ganz vernichtet wurden. Nichts aber glich der Wuth, mit der man ſie im Jahre 1655 in andern Theilen Piemonts behandelte. Schon einige Jahre früher hatte der hohe Rath de propaganda fide et exstirpandis haereticis (zur Verbreitung des Glaubens und Ausrottung der Ketzer), der bis dahin nur in Rom ſeinen Sitz hatte, ſeinen Gerichtsſtuhl auch einmal in Turin aufgeſchlagen, der alten Reſidenz der Herzöge von Savoyen. Eifer für die katholiſche Religion und Ketzerhaß wurden gleichmäßig in Bewegung geſetzt, und zu Anfang des genannten Jahres ein Befehl des Herzogs publicirt, welchem zufolge mitten im härteſten Winter viele hundert Waldenſiſche Familien in den Gegenden von St. Jean, La Tour ꝛc. binnen 3 Tagen Haus und Hof verlaſſen und durch die mit Eis und Schnee bedeckten Berge und Wälder flüchten mußten. Ein Savoyiſches Heer von 15,000 Mann rückte in die verlaſſenen und in die andern Thäler ein. In verzweifelter Gegenwehr ſchlugen die ſich zuſammenſchaarenden Waldenſer anfangs zwar ihre Feinde zurück, wurden dann aber bald überwältigt und ſammt den Ihrigen ohne Unterſchied des Geſchlechts,

des Standes und Alters, Kinder und Säuglinge eingerechnet zum Theil unter den entsetzlichsten Martern hingemordet Von Mitleid durchdrungen traten nun die reformirten Schweizer-Cantone Zürich, Basel, Schaffhausen, Bern und Appenzell bei dem Herzog für die Unglücklichen ein; die noch mit dem nackten Leben davongekommen, wandten sich auch an Cromwell, den Protector von England (der bald einen außerordentlichen Gesandten nach Turin schickte), sowie an die Generalstaaten der vereinigten Niederlande. Wie diese, so nahmen denn auch der Landgraf von Hessen-Kassel, der Kurfürst von der Pfalz und von Brandenburg, sowie der König von Schweden ernstlich darauf Bedacht, durch Fürsprache und durch Geldsammlungen in ihren Landen die Hülflosen zu unterstützen, ihre Noth zu lindern und ihren wankenden Zustand fester zu gründen. So wurde dann auch ein erträglicher Vergleich mit dem Herzog von Savoyen vermittelt, — bis Ludwig XIV. von Frankreich, als er im Jahre 1685 das Edict von Nantes aufhob und somit den Reformirten ihre gesetzmäßige Religionsfreiheit entriß, auch den Herzog bewog, gegen die Waldenser in gleicher Weise zu verfahren Alle ihre Bethäuser sollten niedergerissen, alle gemeinsame Erbauung, selbst die im Stillen, aufgehoben, und alle ihre Kinder in der katholischen Religion erzogen werden; ihre Prediger und Lehrer aber, wofern sie nicht zur römischen Kirche überträten, sollten binnen 3 Tagen das Land räumen. Als zugleich dann abermals Kriegsvölker in die Thäler geschickt wurden da rafften sich die Hartbedrängten noch einmal zum Kampf auf, erlagen aber nach harten Verlusten der Uebermacht ihrer Dränger. Viele flüchteten sich nun aus ihrer Heimath in die Fremde, wo sie theils in der Schweiz, theils in Wür-

temberg, theils in der Mark Brandenburg brüderliche Aufnahme fanden und nach und nach in der evangelisch-protestantischen Kirche aufgingen. Andere siedelten sich wieder in den heimathlichen Thälern Piemonts an, und von der Schweiz, von Deutschland, Holland und England her kräftig unterstützt, unter dem ersten französischen Kaiserreich das Recht der übrigen christlichen Religionsgesellschaften theilend, bauten sich ihre Gemeinden von Neuem und bauen sich noch auf dem alten evangelischen Grunde, von dem sie vor fast 700 Jahren ausgingen.

Zwar mag es ihnen auch in neuerer und in neuester Zeit an Anfechtungen im Einzelnen nicht gefehlt haben; doch dürfen wir freudig gewiß sein, daß im Allgemeinen die Tage, die Jahre und Jahrhunderte ihrer Leiden ein Ende haben und nimmer wiederkehren. In Turin selbst, wo vor 200 Jahren der römische Gerichtshof zur Ausrottung der Ketzer tagte, erhebt sich jetzt eine stattliche Waldenserkirche. Eine Waldensische Zeitschrift »la buona novella« (die frohe Botschaft) verbreitet sich in immer weiteren Kreisen; und auf dem alten Waldensischen Wappen sieht man noch heute eine Fackel mitten im Dunkeln mit der Umschrift: „Das Licht leuchtet in der Finsterniß.“ Möge diese Devise, der die Waldenser treu geblieben, überall eine Wahrheit werden und sich in der ganzen Kirche, die sich nach Christi Namen nennt, immer herrlicher erfüllen! — Das walte Gott! — Amen.

Dritte Vorleſung.

Johann Huß.

Verehrte Anweſende!

Nachdem wir in den letzten Vorleſungen die Märtyrergeſchichte der Waldenſer kennen gelernt haben, laſſen Sie mich heute Ihnen das Bild des evangeliſchen Blutzeugen vorführen, der es mehr als jeder andere verdient, der Vorläufer Luthers genannt zu werden, — ich meine Johann Huß.

Johann Huß iſt der Ihnen allen bekannte Name des Mannes, deſſen Auge zwar den vollen Anbruch eines neuen Tages ahnungsvoll erſt in der Ferne ſah, der aber auch ſchon durch das Dunkel der Zeit leuchtet wie ein Stern mit mildem Glanz, und an deſſen Scheiterhaufen ſich ein Feuer entzündete, das immer höher aufflammen ſollte.

Geboren zu Huſſinecz, einem Dorf in Böhmen, unfern des Böhmer Waldes, im Jahre 1373, alſo etwas mehr als 100 Jahre vor Luther, aus niederen, beſchränkten Verhältniſſen hervorgegangen, hatte nach des Vaters frühem Tode die Mutter Sorge getragen, daß der Sohn die Univerſität Prag bezog, eine der älteſten Hochſchulen, von Kaiſer

Carl IV. um die Mitte des 14. Jahrhunderts geſtiftet, um deren Lehrſtühle ſich zur Zeit ihrer Blüthe bis zu 20,000 Studirende, verſchiedener Nationen ſammelten. Hier fing Huß bald an, ſich durch große Frömmigkeit auszuzeichnen. Zum Beweiſe dafür erzählt man unter Anderm, wie er eines Tages, als er das Leben des heiligen Laurentius geleſen, von der Standhaftigkeit dieſes Märtyrers dermaßen ergriffen geweſen ſei, daß er ſeine Hand längere Zeit, bis ein Freund hinzugekommen, in eine Feuerflamme gehalten, um zu erproben, ob er Kraft und Ausdauer genug beſitzen würde, auch nur einen geringen Theil deſſen zu ertragen, was jener Märtyrer geduldet. Mit nicht geringem Eifer widmete er ſich philoſophiſchen und theologiſchen Studien, und der Ruf ſeiner Gelehrſamkeit wie ſeiner Gottesfurcht wurde ſo groß, daß er im Jahr 1400 zum Beichtvater der Königin von Böhmen, König Wenzels Gemahlin, und 8 Jahre ſpäter zum Rector der Univerſität erwählt ward. Zugleich verſah er an der neu errichteten Bethlehemscapelle in Prag die Stelle eines Predigers und Seelſorgers, zu großer Erbauung derer, die ſich ſeiner geiſtlichen Führung anvertrauten. Schon länger hatte er indeß mit tiefer Betrübniß die mancherlei Irrthümer, Mißbräuche und Verderbniſſe der herrſchenden Kirche wahrgenommen, und die Verſunkenheit der damaligen böhmiſchen Kleriſei gereichte ihm bei der Heiligkeit ſeiner Sitten zum äußerſten Anſtoß. Doch mochte er nicht den erſten Stein dagegen aufheben, bis durch einen böhmiſchen Edelmann, der ſich einige Zeit in Oxford aufgehalten, die Schriften Wikleffs in ſeine Hände kam, der in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu Canterbury und Oxford in reformatoriſch evangeliſchem Geiſte gelehrt und namentlich

gegen die Uebergriffe und Verderbniſſe des Papſt- und Mönchthums furchtlos geeifert hatte. Mit der Gewalt einer Offenbarung nahmen die Schriften Huſſens Seele ein. Er ſchämte ſich ſeiner bisherigen Bedenklichkeiten und fing an, auf dem Katheder wie auf der Kanzel mit Berufung auf das Evangelium als höchſte Inſtanz in Sachen des Glaubens und Gewiſſens die Irrthümer und Mißbräuche der Kirche zu ſtrafen und diejenigen zu beklagen, welche der Führung blinder Blindenleiter überlaſſen wären. Die unter ſeiner Mitwirkung in die Landesſprache überſetzten Schriften Wicleffs verbreiteten ſich bald in vielen Abſchriften und vermehrten die Spannung der Gemüther, ohne daß der damalige Erzbiſchof von Prag, ein Mann von ſchwachem Geiſte, dagegen aufzukommen vermochte. Schon früher und energiſcher würde von Rom aus eingeſchritten worden ſein, hätten nicht eben um jene Zeit zu großer Verwirrung und zu großem Aergerniß der Chriſtenheit 3 Päpſte zugleich jeder für ſich den Beſitz des heiligen Stuhls in Anſpruch genommen, und einer den andern von demſelben zu verdrängen geſucht. Als jedoch im Jahre 1410 auf dem Concil zu Piſa zwei Gegenpäpſte beſeitigt und durch Neuwahl der dritte unter dem Namen Alexander V. für das alleinige Oberhaupt der Kirche erklärt wurde, da gelangte bald an den Erzbiſchof eine päpſtliche Bulle, in welcher Wicleff und deſſen Lehren ohne Weiteres verdammt, und die kirchliche Gährung in Böhmen mit den härteſten Strafen bedroht wurde. Die Bulle aber machte wenig Eindruck; und da auf dieſelbe hin der Erzbiſchof ſämmtliche Abſchriften von Wicleffs Werken, deren er habhaft werden konnte, verbrennen ließ und Huß das Predigen verbot, ward die Aufregung nur um ſo größer und allgemeiner,

zumal als Huß mit ſeiner ſchriftlichen Verantwortung abgewieſen und zum perſönlichen Erſcheinen vor einer päpſtlichen Commiſſion nach Bologna aufgefordert wurde. Seine Freunde und Anhänger unter dem Volk, der Adel und theilweiſe auch die Geiſtlichen zitterten vor der ihm drohenden Gefahr, und auf ihre von der Königin unterſtützte Fürbitte ſandte König Wenzel Abgeordnete an den Nachfolger Alexanders, welcher von der Vorladung zwar Abſtand nahm, dagegen bald darnach den von ſeinen Feinden hart Verklagten in den Bann that und die Stadt Prag mit dem Interdict belegte, dermaßen daß, ſolange Huß ſich dort befände, keine Glocken geläutet, keine Meſſen geleſen, keine Kinder getauft und den Todten das kirchliche Begräbniß verſagt ſein ſollte. Darüber gerieth die Stadt in Zornes Flammen; es kam zu offenem Hader, Empörung und Blutvergießen unter den ſtreitenden Parteien. Eben hier zeigte ſich nun Huſſens redliche Sinnesart in ihrem wahren Licht. Der Hof beſchützte ihn, das Volk iſt für ihn, und keines Unrechts überwieſen ſieht er ſich mit dem Bannfluch beladen von einem Johann XXIII., der durch ſeine Laſter weit und breit verrufen, wie zum Hohne damals die Tiara trug.

Gleichwohl widerſtrebt Huß dem ihm angethanen Uebel nicht, ſucht vielmehr den Tumult zu beſchwichtigen und wendet ſich mit demüthiger Bitte an den Cardinal, ihn bei'm Papſt zu vertreten, indem er in aller Einfalt und Unſchuld betheuert und ſich bereit erklärt, wenn er geirrt und gefehlt habe, es mit ſeinem Leben zu büßen. Als aber Alles vergeblich blieb, da wandte er ſich mit ſeiner Appellation nach Oben. „Unſer heiliger Jeſus Chriſtus — ſchreibt er — wahrer Gott und wahrer Menſch, umringt von Hohenprieſtern, Schrift-

gelehrten, Phariſäern und ungerechten Richtern, hat ſeinen Jüngern das Beiſpiel gegeben, die Rache Gott anheimzuſtellen, der Alles weiß und Alles kann. Dieſem Beiſpiel folgend appellire ich, Johann Huß, unterdrückt durch ungerechten Richterſpruch, an Gott und übergebe dieſe Appellation Jeſu Chriſto, meinem Herrn und Richter, welcher dieſer Sache auch das Geringſte kennt und ſchützt." Dabei hegt er indeß noch Zweifel, was nun zu thun, und berieth mit ſeinen Freunden, ob er weichen oder bleiben ſolle, indem er einerſeits des Heilands Wort erwog: „Ein guter Hirt läßt ſein Leben für die Schafe, der Miethling aber, wenn er den Wolf kommen ſieht, fliehet, und der Wolf zerreißt die Schafe." Aber auch den andern Ausſpruch habe ich bedacht, heißt es in einem ſeiner Briefe: „Wenn ſie euch in einer Stadt verfolgen, ſo fliehet in eine andere." Huß wählte endlich das Letztere, verließ Prag und ſeine theure Bethlehemscapelle und ſuchte Zuflucht in dem einſamen Dorf, wo er geboren war.

Hier ſchrieb er ſeine Abhandlung „Ueber die Kirche," in welcher er nicht nur aus der Vernunft, ſondern auch aus den Kirchenvätern und den Ausſprüchen des kanoniſchen Rechts bewies, daß man die Schriften vermeintlicher Ketzer leſen und prüfen, aber nicht verbrennen ſolle. Von dort ließ er auch eine Schrift ausgehen, welche er die 6 Irrthümer nannte, gerichtet wider die Ablaßbriefe, wider den Mißbrauch des Bannes, wider den unbedingten Gehorſam, welchen der Stuhl zu Rom verlangte, wider die Simonie oder den ſchmählichen Handel mit geiſtlichen Aemtern, der ſchon lange der Kirche zu großer Schmach gereichte. Ein anderes Mal trieb es ihn dann wieder hinaus, der Wahrheit vor allem Volk Zeugniß

zu geben, und Alles um ſich her vergeſſend, ohne an ſeine perſönliche Gefahr zu denken, geſtützt auf das apoſtoliſche Wort, daß man Gott mehr gehorchen müſſe als den Menſchen, durchzog er predigend Städte und Dörfer, umringt von Schaaren, die begierig waren, ihn zu hören. — Inzwiſchen wurde in Prag und im Lande weit umher der Kampf der Parteien immer heißer, und während die Evangeliſchen oder Huſſiten, wie man jetzt Huſſens Anhänger zu nennen begann, — unter ihnen namentlich Hieronymus von Prag immer ungeſtümmer reformatoriſch vordrangen, ſteigerte ſich die Erbitterung der Gegner. — König Wenzel von Böhmen war nicht der Mann, eine ſolche tiefgreifende Sache zum Austrag zu bringen, ebenſowenig die Böhmiſchen Prälaten und ebenſo wenig Johann XXIII., der zwar zur Zeit noch in Bologna den päpſtlichen Thron behauptete, den aber ſeine Macht, zu binden und zu löſen, nicht vor den Schrecken des eignen Gewiſſens ſchützte, und dem überdieß die zwei auf dem Concil zu Piſa beſeitigten Gegenpäpſte: Gregor XII. zu Rimini und Benedict XIII. in Arragonien auf's Neue die Krone ſtreitig machten, alle drei ihre Blitze auf einander ſchleudernd und Bannflüche gegen einander austauſchend. — Doch ein Kaiſer war noch im Reich, König Wenzels Bruder, Kaiſer Sigismund, der ungeachtet oder auch gerade wegen des Sturmes, womit die Osmanen von Neuem die Grenzen des Reiches bedrohten, den Entſchluß faßte, durch eine allgemeine Kirchenverſammlung ſowohl der kirchlichen Spaltung im Großen ein Ende zu machen, als insbeſondere auch die Unruhen in Böhmen niederzuſchlagen, überhaupt aber die Ketzerei zu vernichten und die Kirche, deren Schäden er wohl erkannte, an Haupt und Gliedern zu reformiren. — Papſt Johann mußte Ja ſagen,

wiewohl er ſeinen eigenen Sturz vorausſah; durch ein kaiſerliches Edict wurde das Concil auf den 1. November 1414 nach Konſtanz (nicht Koſtnitz) ausgeſchrieben und auch Huß dahin vorgeladen. — Aus allen Nationen: Deutſchland, Frankreich, England und Italien verſammelten ſich mehrere Tauſende von Fürſten, Herzögen, Grafen, Rittern und Edelleuten, über 300 Erzbiſchöfe und Biſchöfe, mehr als 500 Aebte und Doctoren. — Daß eine Verbeſſerung des Klerus und der Kirche Noth thue, wurde allſeitig zugeſtanden; als man aber die Frage aufwarf, auf welcher Stufe der geiſtlichen Leiter die Verbeſſerung beginnen ſolle, und Einige behaupteten, man müſſe anfangen a minoritis, d. i. an der niederen Geiſtlichkeit, fiel Kaiſer Sigismund raſch ein: non a minoritis, sed a majoritis, — alſo von oben. Und ſo geſchah es. Papſt Johann, vieler ſchweren Verbrechen überwieſen, wurde ſeiner Würde verluſtig erklärt, auf der Flucht von Konſtanz nach Freiburg eingeholt und erſt auf die Feſtung Gottleben, dann nach Heidelberg und zuletzt nach Mannheim in's Gefängniß gebracht. — Der Gegenpapſt Gregor entſagte ſelbſt ſeiner Würde und zog ſich auf günſtige Bedingungen zurück; Benedict, der ſich nicht begeben wollte, wurde abgeſetzt und excommunicirt, endlich aber Martin V. effectiv zum Papſt erwählt und damit die große Spaltung der römiſchen Kirche geſchloſſen. — Was nun übrigens die Verbeſſerung der Kirche betraf und die Mittel, dem vorhandenen, tiefgehenden Uebelſtande abzuhelfen, ſo dachten die verſammelten Väter dabei kaum an ſonſt etwas als nur an die Ausrottung der vermeintlichen Ketzerei — zunächſt Wicleffs, dann aber deſſen, den man als ſeinen noch viel ärgeren Nachfolger betrachtete. Perſönlich war freilich Wicleff nichts mehr anzuhaben; ſchon

im Jahre 1384 war er auf ſeiner Pfarre zu Lutterworth in Lincolnſhire geſtorben. Doch wurden ſeine Lehrſätze noch einmal feierlich verdammt, ſeine Schriften den Flammen übergeben, und auf einen vom Concil im Jahre 1415 erlaſſenen Befehl ſeine Gebeine ausgegraben und verbrannt. — — Was ſollte nun mit Huß werden? — Nicht ohne Ahnung deſſen, was ſeiner wartete, hatte er mit ungebrochenem Muthe vor ſeiner Abreiſe öffentlich verkündigt, daß er zwar in Konſtanz Zeugniß von ſeinem Glauben ablegen wolle, aber auch noch vorher zur Verantwortung vor Jedermann, namentlich vor dem Erzbiſchof von Prag und ſeinen Geiſtlichen bereit ſei. — Keiner meldete ſich; wohl aber ſtellte ihm auf ſein Verlangen merkwürdiger Weiſe der Biſchof von Nazareth, Großinquiſitor der Diöceſe Prag, ein Atteſt aus, worin es hieß: Wir thun hiermit Allen kund und zu wiſſen, daß wir oft mit dem ehrſamen Magiſter Joh. Huß, Baccalaureus der theologiſchen Fakultät an der berühmten Univerſität zu Prag, Unterredung über die heilige Schrift und andere Materien gepflogen, und daß wir aus denſelben ihn als einen guten, treuen Katholiken kennen gelernt und bis auf den heutigen Tag kein Böſes und keinen Irrthum an ihm gefunden haben. Auch bezeugen wir, daß der genannte Johannes Huß ſich hat bereit erklärt, von ſeinem Glauben vor dem Erzbiſchof und ſeinen Geiſtlichen gegen Jeden, der erſcheinen würde, ihn des Irrthums und der Ketzerei anzuklagen, Rechenſchaft zu geben, daß aber Niemand erſchienen iſt und ſolche Anklage hat erheben wollen. Zur Beglaubigung deſſen haben wir ihm dieß Schreiben, mit unſerm großen Inſiegel unterſiegelt, ausgehändigt. Gegeben zu Prag am 30. Auguſt 1414. — Im October des Jahres nahm er dann in der Bethlehems-

Capelle von ſeinen Freunden und Schülern Abſchied, beſonders rührend von ſeinem Freunde Hieronymus, der unter Thränen zu ihm ſprach: Theurer Lehrer, ſei ſtandhaft, beharre unerſchrocken bei dem, was Du auf Grund der heiligen Schrift gelehret und gepredigt haſt. Wenn Dir aber der Arbeit zuviel wird, und ich höre, daß Du in Gefahr ſchwebſt, ſo werde ich zu Deinem Beiſtand herbeieilen. — Freiwillig begleitet von mehreren angeſehenen böhmiſchen Baronen, vom König Wenzel mit einem Geleitsbriefe verſehen, trat Huß nun ſeine Reiſe an, er erhielt unterwegs auch noch den erbetenen Geleitsbrief vom Kaiſer ſelbſt, des Inhalts: Wir Sigismund von Gottes Gnaden, allen geiſtlichen und weltlichen Fürſten und allen unſern übrigen Unterthanen unſern Gruß zuvor! Wir empfehlen euch Allen insgemein und Jedem beſonders den ehrſamen Magiſter Joh. Huß, Vorzeiger des Gegenwärtigen, welcher von Böhmen auf das Concil in Koſtnitz zu reiſen geſonnen, und welchen wir unter unſern und des Reiches Schutz und Geleit geſtellt haben; fordern und verlangen, daß ihr ihn gut aufnehmet und ihm gute Behandlung angedeihen laſſet, auch ihm Alles leiſten wollt, was ſeine Reiſe fördere und ſichere, ſowohl zu Waſſer als zu Land, und begehren von Euch, denſelben frei und ſicher paſſiren, wohnen, ſich aufhalten, auch repaſſiren zu laſſen, zu Ehren und aus ſchuldiger Ehrfurcht gegen kaiſerliche Majeſtät. Gegeben zu Speier den 18. October 1414.

Die Ehrerbietung, womit man unterwegs Huß überall aufnahm, überkraf alle Erwartung. Mit lautem Freudenruf wurde er in vielen Städten eingeholt, und wie im Triumph reiſte er durch ganz Deutſchland. — Mit beſonderer Ehre wurde er namentlich zu Nürnberg vom Magiſtrat und der Geiſtlichkeit feierlich

empfangen. „Ich dachte, ich wäre ein Auswurf, äußerte er, nun aber ſehe ich wohl, meine größten Feinde habe ich in Böhmen ſelbſt.“ Auch waren mehrere ſeiner dortigen erbitterteſten Widerſacher ihm nachgereiſt, um ſeine Verfolgung in Conſtanz heimlich zu betreiben, während ſie zugleich durch öffentliche Anſchläge ihn überall als einen Ketzer und Excommunicirten verhaßt zu machen ſuchten. Nach 3wöchentlicher Reiſe langte Huß in Conſtanz an und nahm ſich eine ſtille Wohnung vor der Stadt, wo er ſeine Zeit zwiſchen frommen Uebungen und der Unterhaltung mit ſeinen befreundeten Begleitern theilte, bis nach einer Reihe von Tagen plötzlich eine Deputation erſchien mit der Aufforderung, vor dem Papſt und den Cardinälen von ſeinen Lehren Rechenſchaft zu geben. Obwohl er einwandte, daß er nur gekommen ſei, um in Gegenwart Aller vor dem allgemeinen Concil laut und öffentlich über alle Punkte ſeiner Lehre Rede zu ſtehen und zu ſprechen, was Gott ihm zu ſeiner Vertheidigung eingeben werde, ſo gab er dennoch nach. Das Verhör war kurz, und ſiehe da! bald erſchienen Bewaffnete, die ihn mit Einbruch der Nacht abführten und im Stiftshauſe der Kathedralkirche gefangen hielten. Acht Tage ſpäter brachte man ihn in den unterirdiſchen Kerker eines Dominikanerkloſters am Ufer des Rheins, in deſſen verpeſteter Luft er bald erkrankte und dem Tode nahe kam. Kaiſer Sigismund, als er noch abweſend die Kunde davon vernahm, bebte zwar anfangs vor Zorn, daß man ſeinen Geleitsbrief nicht geachtet, wurde dann aber in Conſtanz von Huſſens Feinden ſchier umgarnt und trotz der Einſprache ſeines Gewiſſens überredet, daß man einem der Ketzerei Angeklagten nicht Wort zu halten brauche. Wochen und Monate vergingen, ohne daß es mit Huß zum

öffentlichen Verhöre kam, während man ſein Gefängniß wechſelte und ihn wie zu größerer Sicherheit auf die Burg Gottleben am Rhein brachte, wo er mit Feſſeln an den Füßen in einen Thurm geſperrt und bei Nacht durch eine in die Mauer eingefügte Kette auf ſeinem Lager feſtgehalten wurde. Bei dem einzigen Lichtſtrahl, der durch eine Oeffnung von oben in ſeinen Kerker fiel, verfaßte er mehrere kleine Schriften, eine Erklärung der 10 Gebote, des Vater Unſer, einen Verſuch über die Erkenntniß der Liebe Gottes und andre, die ſpäter ihren Weg nach Böhmen fanden, und richtete an ſeine Freunde in der Heimath Briefe, die als köſtliche Reliquien lange aufbewahrt wurden. Den letzten derſelben, welchen er mitten unter ſeinen Leiden ſchrieb, erlauben Sie mir wohl, Ihnen mitzutheilen. „Liebe Freunde!“ ſchreibt er, „erlaubt mir, die letzte Gelegenheit zu ergreifen, euch zu ermahnen, daß ihr auf nichts in der Welt euer Vertrauen ſetzt, ſondern euch ganz dem Dienſte und der Führung Gottes ergebet. Ich bin wohl berechtigt, euch zu warnen, daß ihr euch nicht auf Fürſten, noch auf irgend einen Menſchen verlaßt, denn bei ihnen iſt keine Hülfe. Gott allein bleibt treu und beſtändig. Ich überlaſſe mich ganz ſeiner gnädigen Vorſicht uud traue feſt auf ſein Erbarmen. Nachdem ich mich bemüht, ſein treuer Diener zu ſein, ſo fürchte ich mich nicht, von ihm verlaſſen zu werden. Ich hoffe vielmehr, nach den Worten unſeres gnädigen Erlöſers: „du frommer und getreuer Knecht, du biſt über wenig treu geweſen, (und wahrlich mein Leben iſt das Wenigſte, was ich ihm opfern kann, da er ſelbſt es mir gegeben) — ich will dich über viel ſetzen, gehe ein zu deines Herrn Freude“ — bald nach allen ausgeſtandenen Trübſalen zu Seiner Ruhe zu kommen. Der Gott

des Friedens erhalte euch in ſeiner Gnade. Dieß iſt ohne Zweifel der letzte Brief, den ich euch ſchreibe. Ich habe Urſache, zu glauben, daß man mich morgen fordern wird, mit meinem Leben zu antworten. Sigismund hat in allen Dingen fälſchlich gehandelt, Gott aber verzeihe es ihm. Lebt wohl! Betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet! Ich freue mich auf meinen Todestag. Suchet ſo zu leben durch Gottes Gnade, daß ihr freudig ſterben könnt." Und allerdings war ſeine Stunde nahe, nachdem wiederholt Verſuche, ihn zum Verleugnen der Wahrheit ſeiner Lehre zu bewegen, ebenſo vergeblich blieben als das immer erneute Anſtürmen mit Bitten an das Concil und den Kaiſer von Seiten des Böhmiſchen Adels und Volkes um Freilaſſung des unſchuldig Verfolgten, oder mindeſtens ihm frei öffentlich vor der ganzen Kirchenverſammlung Gehör und Verantwortung zu verwilligen.

Endlich ward er auf den 6. Juni 1415 vor das Concil geladen, und nachdem er eingetreten war, der erſte von den wider ihn feſtgeſtellten Klagepuncten vorgeleſen, auch wurden in unruhiger Haſt einige Zeugen wider ihn abgehört. Als aber der Angeſchuldigte ſeine Vertheidigung beginnen wollte, entſtand ein ſolcher Tumult, ſolches Durcheinanderfragen, Schreien, Schelten und Zähneknirſchen, daß kein Gehör und keine Verantwortung möglich blieb. Als Huß dann rings um ſich ſchaute und ſprach: an dem Ort hoffte ich eine ganz andere Begegnung zu finden, vermehrte ſich der Lärm, und erklärte man ſein endliches Schweigen triumphirend für das eigne Bekenntniß ſeiner Schuld. Ruhige und ernſte Männer in der Verſammlung vermochten zwar für den Augen-

blick ſolchen leidenſchaftlichen Ausbruch blinden Eifers nicht zu hemmen, ſetzten es aber gleichwohl durch, daß ſeine Sache vertagt wurde. In der 2. Sitzung am folgenden Morgen erſchien Kaiſer Sigismund ſelbſt und erhielt durch ſeine Gegenwart die Verſammlung in den Grenzen des Anſtandes und der Ruhe. Auf die nun gegen Huß vorgebrachten Beſchuldigungen, daß er die gefährlichen Irrthümer Wicleffs vertheidigt, ſich wider das Verbrennen von deſſen Schriften erklärt, auch das Volk erregt und Aufruhr geſtiftet habe, reinigte er ſich von letzterer Beſchuldigung gänzlich und erklärte, wie er allezeit der katholiſchen Lehre zugethan geweſen, auch niemals einen Irrthum geglaubt habe, wenn er gewußt, daß es ein Irrthum ſei, und nichts mehr wünſche, als überzeugt zu werden, in was für Irrthümer er etwa unvermerkt verfallen, damit er die lautere Wahrheit mit Freuden umarme. Darnach, in einer dritten Sitzung, brachte man noch eine lange Reihe von Klagepuncten gegen ihn vor, unter anderen daß er erklärt habe, wie es keine abſolute Nothwendigkeit ſei, ein ſichtbares Oberhaupt der Kirche zu haben, und die Kirche zu der Apoſtel Zeiten ohne ein ſolches beſſer regiert worden, daß der Titel „heiliger Vater“ einem Menſchen mit Recht nicht beigelegt werden könne, daß Kirchenſtrafen, zumal ſolche, die das Leben eines Menſchen angingen, keinen Grund in der heiligen Schrift hätten, daß Gewiſſensfreiheit eines jeden Menſchen natürliches und göttliches Recht ſei u. ſ. w. Als nun der Cardinal Erzbiſchof von Cambray Huß bedeutete: „Eure Schuld iſt jetzt zur Genüge dargethan, und es bleibt Euch nur die Wahl, entweder die verdammlichen Irrthümer abzuſchwören und Euch dem Concilio zu unterwerfen,

oder die ſchweren Folgen Eurer hartnäckigen Beharrung bei denſelben zu erwarten, antwortete er, viele Meinungen würden ihm zur Laſt gelegt, welche niemals die ſeinigen geweſen, weshalb er es für ungereimt halte, ſie abzuſchwören; andere Meinungen aber, die er wirklich behauptet, ſeien bis jetzt noch von Keinem widerlegt worden, ſodaß er entſchloſſen ſei, auch dieſe nicht wider ſein Gewiſſen abzuſchwören. Noch gab man ihm indeß einen Monat Friſt, ſich eines Andern zu beſinnen; da aber ſeine letzte Antwort dieſelbe blieb, die er von Anfang gegeben, ſo ward ſeine Verurtheilung auf den 6. Juli des Jahres feſtgeſetzt. Am Morgen dieſes Tages verſammelten ſich die geiſtlichen und weltlichen Herrn des Concils im feierlichen Aufzug in der großen Kirche zu Conſtanz unter dem Vorſitze des Kaiſers. Eine Wache führte Huß herein. Inmitten der Kirche ſtand ein hohes Gerüſt, und auf einem Tiſch lagen die prieſterlichen Gewänder, mit welchen Huß bekleidet werden ſollte, um ihn darnach derſelben zu berauben. Der Biſchof von Lodi beſtieg die Kanzel und ſchloß ſeine Predigt mit der Anrede an Sigismund: — „So treffe denn Dein Gericht, glorreicher Herrſcher, die Feinde des Glaubens, damit Dein Ruhm weit erſchalle und der Preiß Deines Namens ewig währe.“ Sämmtliche Klagepuncte wurden alsdann noch einmal verleſen, weitere Verantwortung aber nicht geſtattet, ſondern das Verdammungsurtheil verkündigt. Während deſſen fiel Huß auf ſeine Kniee und befahl betend ſeine Sache Chriſto als dem rechten Richter über Alle. Man legte ihm dann die prieſterlichen Kleider an, gab einen Kelch in ſeine Hand und ließ ihn das Gerüſt beſteigen, um etwa noch in der letzten Stunde zu

widerrufen. Doch er erklärte laut, indem er ſich zum Volke wandte, daß er durch erheuchelte Abſchwörung den Gläubigen Aergerniß gäbe und lieber ſterben als Chriſtum und die Wahrheit verläugnen wolle. Darnach zogen ihm die Biſchöfe unter Vermaledeiungen die Meßgewänder aus, nahmen den Kelch aus ſeiner Hand, vertilgten die Zeichen ſeiner Tonſur und ſetzten eine Krone, mit Teufelsfiguren bemalt und mit infamirender Inſchrift, auf ſein Haupt. Huß aber ſprach mit erhobener Stimme: ich trage die Krone der Schmach mit Freuden dem zu Liebe, der auch für mich die Dornenkrone getragen. — Sodann übergab ihn die Kirche dem weltlichen Arme. Auf Kaiſer Sigismunds Befehl dem Kurfürſten von der Pfalz ſowie dem Magiſtrat von Conſtanz überantwortet, führte man ihn inmitten einer unermeßlichen Volksmenge zum Richtplatz, zum Scheiterhaufen, — ſchwach und gebrochen, wie er war, faſt zermalmt von Krankheit, von langer, grauenvoller Haft, von Schmerz und Seelenleiden. — Betend wankte er dem Holzſtoſſe zu. „Herr Jeſus, — rief er — um deines heiligen Evangeliums willen will ich dieſen ſchrecklichen Tod erdulden; vergib allen meinen Feinden;“ und als man den Scheiterhaufen anzündete, hörten die Umſtehenden ihn ausrufen: „Jeſus, du Sohn des lebendigen Gottes, erbarme dich meiner!“ Indem die Flammen ſchon auffloderten, ſah man noch ſeine Lippen ſich im Gebet bewegen und hörte leiſe Töne der Melodie eines Pſalmes, — bis ſich ein Wind erhob und ſeine Stimme in den Flammen erſtickte. Nachdem ſein Sterbliches vollends vom Feuer verzehrt war, wurde noch ſeine Aſche geſammelt und in den Rhein geworfen. Sein Andenken aber lebt unauslöſchlich in tauſend und

abertausend Herzen fort. Noch viele Jahre lang wurde in Böhmen sein Todestag festlich begangen, in der Kirche der Evangelischen eine dafür eingerichtete Legende verlesen, und an mehreren Orten zündete man Abends auf den Bergen Feuer an, um welche sich das Volk versammelte und, während die Flammen zum Himmel aufloderten, in rührenden Weisen, nach Art der böhmischen Brüder, fromme Lieder sang. Auch eine Denkmünze wurde zu Ehren des Märtyrers geschlagen mit seinem Bilde und mit der Umschrift: Centum revolutis annis Deo respondebitis et mihi (Nach hundert Jahren werdet Ihr Gott und mir Antwort geben), welche Worte Huß einst in prophetischem Eifer seinen Gegnern zugerufen, gleichwie er auch von einem Schwane geredet haben soll, der 100 Jahre nach ihm kommen werde, und den sie nicht würden zu bewältigen vermögen.

Fassen wir nun Alles zusammen, so können auch wir noch heute dem treuen Zeugen und Märtyrer, dem tapferen Vorkämpfer der Reformation, unsere Verehrung nicht versagen. Wohl war er nicht der Mann, die Kirche in ihren tiefen Schäden von Grund aus zu reformiren, — wozu auch die Zeit noch nicht gekommen war, — nicht so genial und urkräftigen Geistes wie der Schwan, dessen Erscheinen er weissagte. Aber Einfalt und Gottesfurcht, Sanftmuth und Demuth, eine Standhaftigkeit, die nichts zu erschrecken vermochte, und Treue bis zum Tod, — das sind die großen Züge seines Charakters. Huß war ein wahrhaft apostolischer Mann — wenn nicht nach dem Bilde eines Paulus, so doch eines Johannes als des Jüngers, der nicht stirbt. Und

ſo wollen wir denn im Hinſchauen auf Johannes Huß, ſo oft wir ſeiner gedenken und aller treuen Bekenner und Wahrheitszeugen, in uns bewegen, was geſchrieben ſteht: „Sieh' wir preiſen ſelig, die erduldet haben, und die nach Schmach und Leiden die unvergängliche Krone der Ehre empfangen.“

Vierte Vorlesung.

Die Hussiten; Anfang der Reformation.

Verehrte Anwesende!

In Ihrer neulichen Versammlung erlaubten Sie freundlichst, das Lebensbild des Joh. Huß, des tapfern Vorkämpfers der Reformation und des Märtyrers evangelischer Wahrheit, in Ihrer Erinnerung aufzufrischen.

Wir thaten dabei einen Blick in die große Kirchenversammlung zu Konstanz unter Kaiser Sigismund im Jahr 1414, auf welcher man zwar die drei gleichzeitigen Päpste, die bis dahin ihren Bannfluch gegen einander geschleudert, absetzte, Martin V. zum alleinigen Inhaber des apostolischen Stuhles erhob und damit die seitherige Kirchenspaltung schloß, — aber auch Wicleffs und Hussens Lehre verdammte und Huß, sowie nach ihm seinem Freund und Mitkämpfer Hieronymus von Prag dem Feuertode übergab. — Es wurde freilich mit dem Allem nichts geschafft, weder zu gründlicher Abhülfe der tiefgewurzelten Schäden und Verderbnisse der Kirche, noch zu ihrem Frieden. — Vielmehr schlugen die Flammen der Scheiterhaufen von Konstanz, wie vom Winde getrieben, nach Böhmen

ſo wollen wir denn im Hinſchauen auf Johannes Huß, ſo oft wir ſeiner gedenken und aller treuen Bekenner und Wahrheitszeugen, in uns bewegen, was geſchrieben ſteht: „Sieh' wir preiſen ſelig, die erduldet haben, und die nach Schmach und Leiden die unvergängliche Krone der Ehre empfangen.“

Vierte Vorleſung.

Die Huſſiten; Anfang der Reformation.

Verehrte Anweſende!

In Ihrer neulichen Verſammlung erlaubten Sie
undlichſt, das Lebensbild des Joh. Huß, des tapfern
rkämpfers der Reformation und des Märtyrers evange-
cher Wahrheit, in Ihrer Erinnerung aufzufriſchen.

Wir thaten dabei einen Blick in die große Kirchenver-
nmlung zu Konſtanz unter Kaiſer Sigismund im
hr 1414, auf welcher man zwar die drei gleichzeitigen
ipſte, die bis dahin ihren Bannfluch gegen einander ge-
leudert, abſetzte, Martin V. zum alleinigen Inhaber
s apoſtoliſchen Stuhles erhob und damit die ſeitherige
rchenſpaltung ſchloß, — aber auch Wicleffs und Huſ-
ns Lehre verdammte und Huß, ſowie nach ihm ſeinem
eund und Mitkämpfer Hieronymus von Prag dem
uertode übergab. — Es wurde freilich mit dem Allem
hts geſchafft, weder zu gründlicher Abhülfe der tiefgewur-
ten Schäden und Verderbniſſe der Kirche, noch zu ihrem
ieden. — Vielmehr ſchlugen die Flammen der Scheiter-
ufen von Konſtanz, wie vom Winde getrieben, nach Böhmen

hinüber und entzündeten das Feuer wilden Aufruhrs in tausend und abertausend Gemüthern; — ja aus der Asche der Märtyrer, die der Rhein wohl leicht hinweggespült, erhob sich ein Sturm, der sich erst nach langem Krieg und vielem Blutvergießen legte. — Rasch hatte sich die Kunde von dem Geschehenen durch ganz Böhmen verbreitet, und kaum war das Konstanzer Concil aufgelöst, als Hussens Anhänger, die Hussiten genannt, sich auf dem Schlosse Wischerad in Prag versammelten, freie Religionsübung forderten und König Wenzel nöthigten, ihnen Kirchen einzuräumen. — Als dann, nach Wenzels Tod, sein Bruder, Kaiser Sigismund, die böhmische Krone in Anspruch nahm, versägten ihm die Hussiten ihre Anerkennung, zogen bewaffnet im Lande umher, zerstörten Klöster und eroberten unter dem furchtbaren Joh. Ziska, ihrem Feldherrn, die Stadt Pilsen und Prag, mit Ausnahme der festen Burg. — Sigismund bot ihnen Frieden, da sie sich aber von ihm getäuscht sahen, erhoben sie sich auf's Neue, nahmen auch die Burg und befestigten auf einer Halbinsel der Moldau den Berg Tabor, von wo aus sie während der nächstfolgenden Jahre die gegen sie heranziehenden kaiserlichen Heere wiederholt in schmähliche Flucht schlugen. — Bald jedoch entstanden unter ihnen selbst Parteien. Die sogenannten Calixtiner, welche übrigens katholisch blieben und nur den Kelch im Abendmahl verlangten, sonderten sich von den Taboriten, die im Jahre 1423 unter demselben Ziska, der zu dem einen schon verlorenen Auge auch noch das andere eingebüßt, in einer der blutigsten Schlachten abermals einen großen Sieg erfochten. — Abermalige Friedensunterhandlungen folgten; Ziska starb, aber Andreas Procopius, der nach ihm den Oberbefehl erhielt,

warf mit gleicher Gewalt die von Neuem anrückenden kaiſerlichen Heere nieder und drang 1427 und 1431 mit Feuer und Schwert tief in das deutſche Reich ein. — Um den langen, verderblichen Streit endlich zu ſchlichten, berief man im ſelbigen Jahre 1431 eine allgemeine Kirchenverſammlung nach Baſel, zugleich in der Abſicht, den wankenden Stuhl Petri wieder feſtzuſtellen, den Klerus zu reformiren und die namentlich in Deutſchland immer lauter beklagten Schäden der Kirche zu heilen. — Auch kam nach mehrjährigen Verhandlungen des Concils, unter hartnäckigem Widerſtande des damaligen Papſtes Eugen IV., mit den Calixtinern ein Friede zu Stande, darauf hin, daß ihnen der Kelch bei'm Abendmahl geſtattet wurde; während mit der Hauptmacht der Huſſiten, den Taboriten, der Kampf noch fortging, bis zuletzt Procopius von den Katholiken, im Bunde mit den Calixtinern, geſchlagen ward, und Böhmen unter den Gehorſam des Kaiſers und des Reichs zurückkehrte. — Den übrigens ſehr zweckmäßigen Beſchlüſſen des Baſeler Concils, um dem Verderben der hohen und niederen Geiſtlichkeit zu ſteuern und eingeriſſene Mißbräuche abzuſtellen, trat Papſt Eugen ſo ſchroff und ränkevoll entgegen, daß man ihn im Jahre 1439 der kirchlichen Oberherrlichkeit entſetzte und Felix V. zu ſeinem Nachfolger wählte; — worauf die verſammelten Väter, des langen Berathens müde, nach und nach aus einander gingen, ohne eine durchgreifende Abhülfe der vorhandenen Mißſtände beſchafft zu haben.

Nachdem alſo die drei großen Kirchenverſammlungen des 15. Jahrhunderts: zu Piſa, Konſtanz und Baſel ohne erwünſchte Reſultate geblieben, nahm einerſeits — abgeſehen von vielen ernſten Gemüthern, die ſich ſtill in ſich ſelbſt und

in die Betrachtung göttlicher Dinge verſenkt (die Myſtiker des Mittelalters) — das Verderben ebenſoſehr überhand, als andererſeits der Nothſchrei nach einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern immer dringender und allgemeiner wurde. — Um ſolchen Nothſchrei zu begreifen, laſſen Sie uns im Licht der Geſchichte einen Blick auf die damaligen kirchlichen Zuſtände werfen. Bei einem großen Theil der höheren Geiſtlichkeit, ſowie überhaupt bei den Gelehrten und Einſichtsvollen hatte der Unglaube, — bei den Ungebildeten, dem großen Haufen, in Ermangelung des wahren Glaubens der Aberglaube überhand genommen, während man ſich im Allgemeinen mit ſeinem Gewiſſen durch einen mechaniſchen Gottesdienſt und leere Ceremonien abfand. — Auf den hohen Schulen, den geiſtlichen Bildungsſtätten, herrſchte eine finſtere, dürre Philoſophie, die Scholaſtik, die den Verſtand mit vielen ſpitzfindigen, unfruchtbaren Fragen beſchäftigte, dagegen an dem wahren Grund und Gegenſtand der Theologie, der chriſtlichen Religion, kalt und herzlos vorüberging. — Die heilige Schrift ſelbſt, für das Volk ein verſchloſſenes Buch, wurde auch von den Gelehrten meiſt vernachläſſigt und ganz überſehen; — wie denn ſpäter Carlſtadt erklärte, daß er ſchon Dr. der Theologie geweſen, ohne die Bibel noch gekannt zu haben, — und wie Matheſius, ein Zeitgenoſſe der Reformatoren, erzählt: ich kann mich nicht erinnern, daß ich in meiner Jugend von den Hauptſtücken der chriſtlichen Lehre, den 10 Geboten, den 3 Glaubensartikeln u. ſ. w. in der Kirche gehört hätte. In den Schulen, ſchreibt er, las man in den Faſten von der Beichte und einerlei Geſtalt des Abendmahls, beſchäftigte ſich aber beſonders mit Brigittgebetlein, mit erdichteten Mirakeln,

Fabeln und Legenden." — Zu verſchiedenen Zeiten des Jahres waren an manchen Orten die Predigten darauf berechnet, durch loſe Scherze und Poſſen die Zuhörer zum Lachen zu bringen, beſonders zu Oſtern das ſogenannte Oſtergelächter (risus paschalis) hervorzurufen, wovon Matheſius weiter berichtet, ein Prediger hätte gerufen wie ein Kuckuk, ein anderer geſchnattert wie eine Gans, ein dritter vom Apoſtel Petrus allerlei Schwänke erzählt, wie er ſeine Gaſtgeber um die Zeche betrogen und dergleichen, während noch andere auf der Kanzel ſo zweideutige, obſcöne Rede geführt, daß man ſie nicht nacherzählen könne. — Friedrich Mecuni, früher Mönch, nachher Prediger und Superintendent in Gotha, ſchreibt aus eigner Erfahrung und auf Grund namhafter Urkunden: „Mit dem Leiden und Verdienſt Chriſti ging man um wie mit leeren Geſchichten oder Homers Fabeln." — Vom Glauben, durch den Chriſti Gerechtigkeit ergriffen wird, war Alles ſtill. — Chriſtus wurde beſchrieben wie ein ſtrenger Richter, der Alle verdammen würde, die ſich nicht mit päpſtlichem Ablaß und Fürbitte der Heiligen, beſonders der Jungfrau Maria, zu rechter Zeit verſehen hätten, und für welche nicht nach ihrem Tode, um ſie aus dem Fegfeuer und vor der Hölle zu retten, eine genügende Zahl von Todten- oder Seelenmeſſen geleſen würde, welche den Pfaffen, Mönchen und Klöſtern viel Geld und reiche Vermächtniſſe einbrachten. — Dabei, fährt er fort, drang man freilich auch auf gute Werke, aber nicht auf die rechten, welche Gottes Gebote erfordern; die hielt man für zu ſchlecht und erſann dagegen täglich neue, ohne welche man zur Hölle fahren müſſe, es ſei denn, daß wir ſelbſt und Andre an unſrer Statt dafür gebüßt hätten. Dahin gehörte das Faſten, das Abbeten

des Rosenkranzes mit immer wiederholtem Vaterunser und Ave Maria, die Gebete Ursula's, Brigitta's u. A. Daher entstand auch die Menge von Feiertagen und Wallfahrten nach Rom, nach Jerusalem, nach Compostella zum heiligen Jacob, zur heil. Catharina auf dem Berg Sinai, zum heil. Michael, zum h. Wolfgang nach Aachen und Fulda, — welches man jedoch auch mit Geld abkaufen und durch Andere geschehen lassen konnte. — Großen Werth legte man außerdem auf Reliquien, Knochen, Arme, Füsse, Haare und Kleidungsstücke von Heiligen und Märtyrern, auf den Rock Christi, das Hemd Maria's, die Windeln des Jesuskindes. — welches Alles man in Kasten, in silbernen und güldenen Schachteln aufbewahrte und bei s. g. Heiligthumsfahrten unter der Messe zum Berühren und Küssen darbot, und auch dieß nicht umsonst (wie solches ja vor mehreren Jahren zu Trier und noch im vorigen Sommer zu Aachen geschehen ist), — wodurch Kranke und mit allerlei Gebrechen Behaftete wunderbare Heilung finden sollten. —— Möchte nun aber Jemand diese Auslassungen für übertrieben halten, so äußert doch selbst der Jesuit, Cardinal Bellarmin, einer der bittersten Feinde der Reformation, im 6. Bande seiner Werke: „Bevor die lutherische und calvinische Ketzerei einriß, war keine Schärfe in den geistlichen Gerichten, keine Zucht der Sitten, keine Kenntniß einiger heiligen Wissenschaften, keine Ehrerbietung vor göttlichen Dingen und kaum noch etwas von der Religion übrig geblieben"; — gleichwie einem Bossuet, Bischof von Meaux, in seiner Histoire des variations des églises protestantes die Wahrheit das Geständniß abdrang, daß die meisten Geistlichen früher nur von Ablaß, Wallfahrten und Almosen an Mönche gepredigt und Nebendinge zum

Grunde der Frömmigkeit gemacht hätten; — während auch Erasmus, eher ein Gegner als Beförderer der Reformation, im 12. Bande seiner Briefe von den Klerikern und Bettelmönchen schreibt: „Sie hatten angefangen, Christum auszulassen und nichts zu predigen als ihre neuen, unverschämten Lehrsätze.“ Vom Ablaß redeten sie also, daß es auch der einfältigste Mensch nicht vertragen mochte; wie es denn überhaupt immer ärger wurde, und indem das Wesen der Religion sich in heidnische und jüdische Ceremonien verwandelte, alle Kraft der evangelischen Lehre allmählig schwinden, und auch der letzte Funke verglimmen mußte, woran sich die christliche Liebe wieder entzünden konnte. — „Darüber — fährt Erasmus fort — klagen und seufzen alle guten Menschen; dieß gestehen auch alle Gottesgelehrten, welche nicht Mönche sind, und die Mönche selbst in ihren geheimen Gesprächen.“ — — Der Mittelpunkt dieses traurigen mittelalterlichen Verfalls der Kirche aber war leider! Rom und der päpstliche Stuhl selbst. — Hatten sich manche der früheren Inhaber desselben durch hohe Tugend und christliche Frömmigkeit ausgezeichnet und in den Zeiten nach der Völkerwanderung in den neuen abendländischen Reichen das Christenthum gepflanzt, ohne es auf die Reichthümer und Schätze der Nationen abzusehen, so vergaßen viele der späteren ihre rechten geistlichen Oberhirtenpflichten fast ganz, mischten sich in weltliche Händel, trachteten nach irdischer Größe und mißbrauchten ihre angemaßte göttliche Machtvollkommenheit in Sachen des Glaubens und Gewissens auf empörende Weise. — Ja hatte nicht noch bis in's 16. Jahrhundert hinein ein Alexander VI. den päpstlichen Stuhl auf's Aeußerste geschändet und nach dem eignen Urtheil seiner

Zeitgenossen mit einem Nero, Caligula und Heliogabal in Lastern gewetteifert? während Julius II. blutdürstig und kriegerisch gesinnt war, Leo X. aber, aus der Familie der Medicäer stammend, zwar ein Freund der Kunst und mit den schönen Wissenschaften vertraut, übrigens aber einer der größten Freigeister seiner Zeit und in geistlichen und kirchlichen Dingen so unwissend und gleichgültig, daß man ihn in Verbindung mit seiner Genußsucht, Geldgier und Prachtliebe eher für einen Heiden als für einen Christen halten mochte! — —

Und wie verfuhr man denn gegen diejenigen, welche es wagten, ihre Stimme zu erheben gegen das Verderben, das von oben herab die Kirche und den Klerus bis zu den untersten Stufen mehr und mehr durchdrang? — Schon im 12. Jahrhundert hatte man Arnold von Brescia und Peter von Bruis im südlichen Frankreich zum Scheiterhaufen verdammt, weiterhin die Waldenser, Albigenser und Begharden mit Feuer und Schwert verfolgt, auch im Jahre 1498 den Dominikaner Hieronymus Savonarola in Florenz, gleichwie früher Johannes Huß nach langen Qualen eines dumpfen Kerkers wie zu einem Schauspiel der Welt ohne Erbarmen öffentlich verbrannt. — — Gleichwohl fehlte es nicht an einzelnen Lichtstrahlen in dunkler Nacht; und schon im 15., wie zu Anfang des 16. Jahrhunderts kam Vieles zusammen, was als Morgenröthe den unausbleiblichen nahen Anbruch eines neuen Tags verkündigte. — Wie die Sehnsucht darnach immer größer ward, so begann auch die Liebe zu den Wissenschaften, zumal in Deutschland, von Italien und den dortigen Universitäten Bologna und Padua aus neu zu erwachen. — Die Erfindung der Buchdruckerkunst um die Mitte des 15. Jahrhunderts setzte alle

Schätze der Erkenntniß in weiteren, raſcheren Umlauf. Eine Reihe neuer deutſcher Univerſitäten wurde geſtiftet: zu Ingolſtadt, Baſel, Mainz, Tübingen, Wittenberg und Frankfurt a. d. Oder. — Die Erſcheinung der Schriften eines Thomas a Kempis und Joh. Taulers über die Nachfolge des armen Lebens Chriſti, das Buch „die deutſche Theologie“, die Predigt eines Geiler v. Kaiſersberg ſammt den neuen Bahnen, welche Reuchlin und Erasmus zur Erforſchung des Grundtextes der h. Schrift Alten und Neuen Teſtaments brachen, — Alles wies darauf hin, daß Gott mit dieſer und der nächſtfolgenden Zeit etwas Beſonderes vorhabe. — Auch die Fürſten fingen an, den Beſchwerden ihrer Völker ernſteres Gehör zu geben. — Kaiſer Maximilian I. drang auf eine Reformation und befahl im Reichsabſchied vom Jahr 1500 ſeinem Geſandten an Papſt Alexander VI. „der Concordate und andrer Beſchwerung halber, ſo deutſcher Nation vom Stuhl zu Rom aufgelegt worden, mit ſeiner Heiligkeit ernſthaft zu handeln.“ — Auf Befehl König Karls VIII. von Frankreich mußte im Jahr 1497 die theologiſche Facultät in Paris, die Sarbonne, ein Bedenken ausſtellen, was bei den gegenwärtigen elenden Zeiten, wie es heißt, zu thun ſei, da der Papſt an keine Verbeſſerung denke, worauf die Erklärung erfolgte, daß der „Papſt gehalten ſein ſolle, von zehn zu zehn Jahren ein allgemeines Concil auszuſchreiben, zumal jetzt, da die Kirche an Haupt und Gliedern verderbt, und dieß Alles genug bekannt ſei.“ — Sogar die Cardinäle gaben einander feierlich das Wort, als ſie nach Alexanders Tode zur Neuwahl ſchritten, den von ihnen Erwählten eidlich zu verpflichten, innerhalb der nächſten zwei Jahre ein allgemeines Concil zur Reformation der Kirche zu

berufen; — und als Julius II. dann auf den päpstlichen Stuhl erhoben wurde, schwur er dieß auch vor dem Cardinalcollegium mit dem ausdrücklichen Beifügen, daß, wenn er wortbrüchig würde, er des Meineids und Bannes schuldig sein, sich auch weder selbst davon absolviren, noch durch einen Andern absolviren lassen wolle, so wahr ihm Gott helfe und sein h. Evangelium. — Als er aber dennoch hernach an nichts weniger dachte, als wie er seinen Eid hielte, ermannten sich die weltlichen Fürsten, griffen zu ihrem verlornen Rechte und brachten im Jahre 1511 selbst eine allgemeine Kirchenversammlung, abermals in Pisa, zu Stande. — In der Instruction Kaiser Maximilians an seine Abgesandten zum Concil heißt es: „Die allgemeine Christenheit und unsre liebe heilige Mutter, die Kirche, leidet allenthalben Noth; der rechte Glaube kommt in Abgang, das Böse nimmt zu. Täglich entsteht eine größere Verwirrung in allen Dingen. Es wird innerlich Krieg geführt; man vergießt viel Christenblut. Demnach ist kein anderes Mittel, als daß ein allgemeines Concil gehalten und darinnen mit gemeinsamem Rath dem Jammer abgeholfen werde." — Auch beschloß die Versammlung in einer ihrer ersten Sitzungen, nicht aus einander zu gehen, es sei denn die Allgemeine Kirche in Lehre und Leben, an Haupt und Gliedern verbessert. — Es finden sich in ihrem Schreiben an den Kaiser vom 12. November des Jahres die Worte: „Es stehe Ihro Majestät auf, Sie nehme sich der Sache an; Sie wache, denn es fällt die Kirche. Die Frommen werden unterdrückt, die Gottlosen erhoben, die Ungläubigen werden in den Schooß der Kirche aufgenommen, die aber, so der Kirche mit Rath und That zu Hülfe kommen, hinausgestossen und darniedergeschlagen. Wohlan, groß-

mächtigſter Kaiſer, es nimmt die Kirche ihre Zuflucht zu Ihro Majeſtät als ihrem von Gott beſtellten Advocaten und Schirmherrn und fleht Sie mit erhobener und kläglicher Stimme um Hülfe an.“ — Da nun Julius II. den Ernſt dieſes Concils erkannte, berief er im folgenden Jahre 1512 ein anderes nach Rom, da ſollte es berathen im Lateran, ſeiner Pfarrkirche und dem nebenſtehenden päpſtlichen Palaſte. — Er ſelbſt ſtarb darüber; Leo X. ſetzte es fort; aber die meiſten Beſchlüſſe deſſelben zielten nur auf Befeſtigung der päpſtlichen Machtvollkommenheit; die übrigen, wie gut ſie waren, ſtanden nur auf dem Papier, ſodaß viele redliche Anhänger der Kirche an einer Reformation derſelben verzweifelten, und als einige Jahre ſpäter der erſte Stoß gegen den römiſchen Stuhl erfolgte, der Geſchichtsſchreiber, Kanonikus Albert Krantz zu Hamburg und viele Andere mit ihm wegen ſo unmöglicher Sache ihr Mitleid bezeigten und ſagten: der arme Mönch, er mögte in ſeine Zelle gehen und ein Vaterunſer beten! — —

— Der arme Mönch war Luther. Gemahnt uns nun dieſer Name an den großen Ausgangs- und Wendepunkt in der Geſchichte der Kirche, ja der Völker und der Menſchheit überhaupt, den wir vorzugsweiſe die Reformation nennen, ſo berühren wir eben damit ein hiſtoriſches Gebiet, welches uns Allen am bekannteſten zu ſein pflegt, weshalb es faſt zweifelhaft erſchien, ob ich's wagen dürfe, Sie, verehrte Anweſende, darauf zurückzuführen. — Doch iſt ſowohl die Perſon als auch die Sache, von der es ſich hier handelt, für alle evangeliſchen Herzen immer wieder ſo anziehend, daß Sie vielleicht nicht ungern auf dem Wege, der ſich wie von ſelbſt vor uns geöffnet hat, mich noch eine Strecke weit begleiten. —

Was zunächst die Sache angeht, so wird wohl Keiner, der die Geschichte kennt und ihre Wahrheit nicht verleugnet, die dringende Nothwendigkeit der Reformation in Abrede stellen und nach allem Bisherigen behaupten wollen, es würde sich von selbst allmählig und friedlich Alles zum Bessern gewendet haben. — Derer finden sich dagegen noch Manche, die zaghaften und getheilten Herzens ihres evangelischen Bekenntnisses nimmer recht froh werden, vielmehr das kühne Beginnen, das geharnischte Vorgehen Luthers beseufzen, weil dadurch eine Spaltung, ein Riß in die allgemeine Kirche gekommen, zugleich auch unser deutsches Volk in zwei Heerlager getheilt, von den Schrecken eines 30jährigen Religionskrieges heimgesucht, und die klaffende Wunde confessionellen Haders noch immer nicht geschlossen und geheilt sei. — Beklagenswerth ist das allerdings, wer möchte es läugnen? — Wer wüßte es jedoch auch nicht, daß schon immer die Allgemeinheit und Einheit der Kirche nur eine ideelle war, während es in der Wirklichkeit von jeher nicht an Parteiung und Spaltung fehlte, und um hier nur das Eine anzuführen, bereits in der Mitte des 11. Jahrhunderts die ganze morgenländische Kirche nach endlosen vorhergegangenen Zwistigkeiten sich von der abendländischen trennte. — Und wer möchte überdieß allen Streit und Hader im Gefolge der Reformation dieser selbst und der Person Luthers aufbürden wollen? — Verantwortlich dafür ist vielmehr das Verderben, welches man seit Jahrhunderten unverantwortlicher Weise in der alten Kirche sich hatte anhäufen lassen, — ohne daß diejenigen, welche von Gottes- und Rechtswegen dazu gesetzt waren, demselben gesteuert und abgeholfen hätten. — Verantwortlich für das beseufzte Uebel ist nicht minder all das

blinde, verſtockte, feindſelige und gewaltſame Gebahren wider die Reformation und ihre Anhänger, wo man der Wahrheit hätte Recht geben und die wiederaufgehende Sonne der Klarheit Chriſti und ſeines Evangeliums freudig hätte begrüßen ſollen. — —

Was alsdann die Perſon betrifft, um die es ſich hier handelt, ſo fehlt es gegneriſcherſeits noch immer wie von Anfang an nicht an Fanatikern, die Luther ſammt den Motiven ſeines Handelns verunglimpfen und ſchmähen, die ſein ganzes Verhalten in's Böswillige, in's Rohe und Gemeine herabzuziehen ſuchen und ihn dem bethörten großen Haufen ihrer Anhänger wie einen Frevler am Allerheiligſten, wie einen Auswurf der Menſchheit darſtellen. — War er nun freilich von menſchlicher Schwäche nicht frei, wie Keiner es iſt, gleichwohl erſcheint er in ſeiner wahren Geſtalt vor jedem unbefangenen Blick als die Centralperſönlichkeit des deutſchen Volks, naturwüchſig und urkräftig, beſonnen, willensſtark, voll Glaubens und Geiſtes, voll Demuth und unerſchütterlichen Gottvertrauens, — ein prieſterlicher Held, einer der großen Männer, deren Jahrhunderte oft nur Einen hervorbringen, — ein geiſtiger Heros, ein Reformator, wie ihn die Menſchheit von Zeit zu Zeit nöthig hat, damit die todte Form zerſprengt, und ſtatt der alten Schläuche und des ſchaal gewordenen Weines friſches Blut der Reben in neue Schläuche gefaßt werde. — —

Und wenn nun zu dem Allem durch die Reformation auch der römiſch-katholiſchen Kirche ein Segen zugefloſſen iſt, indem das Licht der Wiſſenſchaft von der proteſtantiſchen Kirche aus auch zu ihr hinübergeleuchtet, und der reinigende Strom, den die Reformatoren in die verſchlammten Lebens-

bäche leiteten, Vieles von dem mittelalterlichen Unrath hinweggespült hat, wie sollten wir uns dann nicht aus vollem Herzen des großen Sieges der Wahrheit freuen, das göttliche Walten dankbar darin erkennen und zu dem auserwählten Rüstzeug desselben mit Erhebung aufschauen? — Ja, ist auch jener Sieg bis jetzt nur einem Bruchtheile der Christenheit unmittelbar zu gut gekommen und der Riß immer noch vorhanden, — wieviel anders, besser und unendlich segensreicher ist es doch, als wäre das Ganze unzertrennt in den Banden blinden Wahns, geistloser Uniformität und priesterlicher Zwingherrschaft wie eine verderbte Masse zusammengehalten. — —

Lassen Sie mich nun noch für einige Augenblicke den historischen Faden wieder aufnehmen, um auf die Geschichte Luthers und der deutschen Reformation bis zu dem ersten bedeutenden Momente derselben etwas näher einzugehen.

Geboren wurde Luther zu Eisleben im Mansfeldischen, am 10. November 1483, an Einem Tage mit unserm großen Nationaldichter, nur gegen drei Jahrhunderte früher. Sein Vater war Hans Luther, ein Bergmann, ehrbar und verständig, seine Mutter Margaretha, eine gottesfürchtige Frau, die an der frommen Erziehung des Sohnes nicht geringen Antheil hatte. — Von ihrem eigentlichen Wohnorte Möhra, einem Dorfe im Meiningen'schen, siedelte die Familie später nach der Stadt Mansfeld über, wo Luther in den einfachsten Verhältnissen heranwuchs, aber schon frühe so viel Anlage, Geisteskraft und Empfänglichkeit zeigte, daß der Vater ihn zum Studiren bestimmte. Nach gehöriger Vorbildung in den höheren Schulen zu Magdeburg und Eisenach bezog er in seinem 18. Jahre die damalige Universität Erfurt, um nach dem Willen des Vaters, nicht aus eigner

Neigung, die Rechte zu ſtudiren. — Hier war es, wo eines Tages vor dem Thore der Stadt ſein Freund Alexis an ſeiner Seite vom Blitz erſchlagen ward, und Luther tief ergriffen den Entſchluß faßte, ſich Gott und ſeinem Dienſte allein zu widmen. — Es iſt dieß der erſte Lichtpunkt in ſeiner Lebensgeſchichte, ſofern ſich hier zuerſt ſein lautrer Wille entſchieden ausſprach, und er trotz allen Gegenvorſtellungen ſeines Vaters Mönch wurde, und zwar im Auguſtinerkloſter zu Erfurt. — Wir dürfen es ihm glauben, was er ſpäter ſchrieb: „Ich bin ein frommer Mönch geweſen.“ Auch machten die Sclavenarbeiten, die er als Novize zu verrichten, und die Plackereien, die er auszuſtehen hatte, ihm wenig Noth. Aber das tiefe, ernſte Gemüth des jungen Mannes war in allerlei Scrupel und finſtere Zweifel gerathen. Er glaubte an ſeinen baldigen Tod und bildete ſich ein, er ſei der ewigen Verdammniß anheimgefallen. — Es wollte ihm nicht einleuchten, wie eines Menſchen Seele durch Faſten, Vigilien, Meſſe- und horas-Singen oder endlos wiederholtes Herſagen von Gebeten erlöſt werden könne. Da fand er in der Erfurter Bibliothek eine alte lateiniſche Bibel, ein Buch, das er nie geſehen, das ihn eines Andern belehrte als mönchiſcher Kaſteiungen und ſelbſterwählter Geiſtlichkeit, indem es ihm Aufſchluß gab, wie der Menſch durch die unendliche Gnade Gottes in Chriſto erlöſt und durch den Glauben ſelig werde. — Es war dieß ſeine Befreiung aus der Finſterniß, der Fels, auf den er ſich feſt und immer feſter baute. Nach tiefer Niedergeſchlagenheit nahm er nun täglich zu an Klarheit und an Frieden, indeß die Bibel und die Schriften des heil. Auguſtin ſein Leitſtern wurden. — Bei ſeinen herrlichen

Gaben aber wuchs er auch an jeglicher Tüchtigkeit, gewann im Kloſter an Bedeutung, und da Joh. v. Staupitz, der Generalvicar des Auguſtinerordens, aufmerkſam auf ihn geworden war, berief man ihn im Jahr 1508 an die einige Jahre früher geſtiftete Univerſität Wittenberg, wo er Philoſophie und Theologie lehrte und ſpäter die Würde eines Doctors der h. Schrift erhielt. — Dabei blieb er im Auguſtinerorden, in deſſen Angelegenheiten er um dieſe Zeit eine Reiſe nach Rom zu machen hatte. „Nicht um 1000 fl. wollte ich dieſelbe nicht gemacht haben," ſagte er ſpäter zu ſeinen Freunden, und mochte ſich auch an ihm das noch heute gangbare italieniſche Sprichwort bewähren: Roma veduta, fede perduta (Rom geſehen, den Glauben verloren.)

Einige Jahre nachher zog ein Dominikanermönch, Tetzel, päpſtlichen Ablaß zu verkaufen, in Deutſchland umher. — Der Ablaß war nach damaliger Meinung ein Erlaß der Strafen, welcher von der Kirche für die Sünden geſetzt war, und welche diejenigen, die ſie in dieſem Leben nicht genugſam gebüßt hätten, im Fegfeuer büßen müßten. — Wer nun das that oder gab, was der darüber ausgeſtellte Brief verlangte, wer z. B. dieſe oder jene beſtimmte Kirche an ſo und ſoviel Tagen beſuchte, einen Gnadenort beſchenkte, zur Erbauung einer Kirche oder eines Kloſters oder zum Krieg gegen die Türken beiſteuerte, erlangte dafür auf eine beſtimmte Zahl von Tagen Erlaß der Sündenſtrafen; gleichwie ſolches auch für Andere geſchehen konnte, namentlich für Verſtorbene, um ihre Seelen aus dem Fegfeuer zu erlöſen. — Früher hatte jeder Biſchof ſolchen Ablaß ertheilen können; ſpäterhin nahm es der Papſt für ſich allein in Anſpruch; — früher hatte man von denen, welchen der Ablaß zu gut

kommen ſollte, noch ein reuiges Herz und einen beichtenden Mund verlangt, wovon ſpäter kaum mehr die Rede war, indem die Ablaßverkäufer nicht darnach fragten, ob Land und Leute betrogen und die Seelen verderbt würden, wenn ſie nur viel Geld für Ablaßbriefe zuſammenbrachten. So fielen ſie beſonders über Deutſchland her, brandſchatzend wie in Feindes Land, und wurde es zu einer gemeinen Rede, wie einträglich die peccata Germanorum (die Sünden der Deutſchen) für den päpſtlichen Schatz ſeien. Sie verkauften auch zahlloſe ſogenannte Butterbriefe, wo man gegen Erlegung eines Schneeberger Groſchens die Erlaubniß erhielt, innerhalb der Faſten Butter zu eſſen; während auch keine wirkliche Sünde ſo groß und kein Verbrechen ſo ſchwer war, daß man ſich nicht für Geld davon löſen konnte. — Tetzel vor Allen verſtand die Kunſt, das Volk zu bethören und ſeine Waare anzupreiſen. Wenn er in eine Stadt einfuhr, trug man die päpſtliche Ablaßbulle auf ſammtnem Kiſſen voraus, und mit Fahnen und Kerzen, Geſang und Proceſſion ließ er ſich von Prieſtern und Mönchen, vom Magiſtrat und allem Volk empfangen. — Nachdem er dann unter Glockengeläute und Orgelſpiel in die Kirche gezogen, und ein rothes Kreuz mit des Papſtes Panier aufgerichtet war, predigte er vom Ablaß als der wertheſten Gabe Gottes, indem das Ablaßkreuz mit des Papſtes Wappen ebenſoviel vermöge als Chriſti Kreuz, und er Brief und Siegel gab zur Vergebung aller Sünden, auch derer, die man noch zu thun Willens ſei; wie denn auch die Seelen derer, für die man einlege, augenblicklich aus dem Fegfeuer in den Himmel führen, ſobald nur der Pfennig oder Groſchen im Ablaßkaſten klinge.

In gleicher Weiſe erzählt Fürſt Georg von An-

halt von einem Untercommiſſär Tetzels, (welches ich, ſchreibt er, mit meinen Ohren zu Deſſau ſelbſt in meiner Jugend gehört) daß derſelbe geſagt habe, wie er von dem heiligen rothen Kreuze, dem des Papſtes Wappen angehängt, mit ſeinen Augen das Blut Chriſti mildiglich herabfließen ſehe, welche große Gnade von der Zeit des Leidens Chriſti an nicht mehr geweſen, ſodaß dadurch auch Wunder geſchähen, und wer dem widerſpreche, ſich des Bannfluches ſchuldig mache. Vergeblich waren bisher über ſolchen Unfug hier und dort Stimmen laut geworden; vergeblich hatte ſich der Kaiſer Maximilian, beſcheiden genug, ſoviel mindeſtens verboten, daß die Ablaßmönche nicht gradezu, ohne vorher Anzeige zu thun, über die Länder herfallen ſollten; gleichwie die Fürſten zu Sachſen den Ablaß nicht ohne Weiteres zulaſſen wollten, weil dadurch ihr Länder ſchon mehrere Jahre lang genug erſchöpft und ausgeſogen ſeien. wie es denn allerdings nicht nur bei Pfennigen und Groſchen blieb, ſondern Tetzel beiſpielsweiſe in Magdeburg eine reiche Frau nicht abſolviren wollte, ohne daß ſie ihnen zuvor 100 fl. zahlte. Deſſen ungeachtet ließ im Einvernehmen mit dem Papſte der Erzbiſchof Albrecht von Mainz und Magdeburg in ſeinen eignen Bisthümern Magdeburg und Halberſtadt Tetzeln das Kreuz aufrichten und Ablaß predigen; wie denn auch noch mehrere im Namen des Erzbiſchofs als päpſtlichen Hauptcontroleurs ausgeſtellte Ablaßbriefe mit dem in rothem Wachs gedruckten Siegel, oben das Bruſtbild Petri mit dem Schlüſſel in der Rechten, unten des Papſtes 3fache Krone, vorhanden ſind, von welchen ich vor etlichen Jahren einen in der Manuſcriptenſammlung zu Wolfenbüttel ſah (vom 11. April 1517), worin der Ablaß ausdrücklich auf

vergangene und zukünftige Sünden ausgedehnt wird. Als nun aber der Unfug von Magdeburg, von Halberſtadt und Berlin aus auch in's Churſächſiſche bis in die Nähe von Wittenberg überging, da geſchah es, daß Dr. Martin Luther auf Antrieb des Geiſtes, mit tiefem Ernſte gegen den ſeelenverderbenden, im Stillen vielbeſeufzten Handel ſich offen erhob und am 31. October 1517 an die Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze oder Theſen wider den Ablaß anſchlug, mit dem Erbieten, über dieſelben mit Jedermann, wer es ſei, den Streit aufzunehmen. Eben dieß iſt nun jener erſte vorhin genannte bedeutende und, ohne daß Luther es ahnte, entſcheidende Moment in der Geſchichte der deutſchen Reformation, weshalb in der evangeliſchen Kirche mit Recht alljährlich jenes 31. Octobers feſtlich gedacht wird.

Fünfte Vorlesung.

Fortsetzung:
Die Reformation bis zum Reichstag in Worms.

Verehrte Anwesende!

In unsrer letzten Versammlung kamen wir bis dem positiven Anfangspunct und dem ersten Hauptmo der deutschen Reformation und ihrer Geschichte, da Lu am 31. October 1517 an die Schloßkirche in Witten 95 Sätze oder Thesen wider den Ablaß anschlug. Es w dieselben nach seiner damaligen Stellung zur Sache nicht wohl gegen den Ablaß an sich, als vielmehr gegen den A brauch und gegen den Greuel des Ablaßhandels gerichtet, nicht sowohl gegen den Papst überhaupt und dessen id Stellung in der Kirche, als vielmehr gegen den Ueber des Papstthums und dessen angemaßte göttliche Macht kommenheit, Sünden zu vergeben und als oberster Ri in Sachen des Glaubens und Gewissens selig zu spre oder zu verdammen. Die Anführung einiger der wichti jener 95 Sätze dürfte Ihnen nicht unwillkommen sein. erste lautet: „Da unser Herr und Meister Jesus Chr

ſpricht: Thut Buße! will er, daß das ganze Leben ſeiner Gläubigen auf Erden eine ſtete und unaufhörliche Buße ſein ſoll." In der 6. Theſe heißt es „Der Papſt kann keine Schuld vergeben, denn allein ſofern, daß er erkläre und beſtätige, was von Gott vergeben ſei." In anderen Theſen kommen ſolche Stellen vor: „Die Ablaßprediger irren, die da ſagen, daß durch des Papſtes Ablaß der Menſch von aller Pein los und ſelig werde", und dieſe: „Darum muß der größere Theil unter den Leuten betrogen werden durch die prächtigen Verheißungen, ohne allen Unterſchied dem geringen Mann eingebildet, von bezahlter Pön oder Strafe. Die werden ſammt ihren Meiſtern zum Teufel fahren, die vermeinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu ſein. Es iſt nichtig und erlogen Ding, obgleich der Commiſſar oder Ablaßvogt, ja der Papſt ſelbſt ſeine Seele dafür zum Pfande wollen ſetzen." Theſe 36: „Es iſt außer der Maßen ſchwer, auch dem allergelehrteſten Theologen, zugleich den großen Reichthum des Ablaſſes und zugleich die wahre Reue und Leid vor dem Volke zu rühmen." Theſe 48: „Die predigen Menſchentand, die da fürgeben, daß ſobald der Groſchen, in den Kaſten geworfen, klingt, von Stund an die Seele aus dem Fegfeuer fahre. Das iſt gewiß, alsbald der Groſchen im Kaſten klinget, daß Gewinn und Geiz kommen, zunehmen und größer werden; die Hülfe aber ſteht allein in Gottes Willen und Wohlgefallen." Theſe 57: „Ein jeder wahrhaftige Chriſt, er ſei lebendig oder todt, iſt theilhaftig aller Güter Chriſti und der Kirche aus Gottes Geſchenk. Fürſichtiglich ſoll man vom päpſtlichen Ablaß predigen, daß der gemeine Mann nicht fälſchlich dafür halte, daß derſelbe irgend einem Werk der Liebe und Barmherzigkeit in etwas ſollte zu vergleichen oder gar fürzuziehen ſein." Theſe 61: „Man ſoll die

Chriſten lehren, daß der Papſt, ſo er wüßte der Ablaßprediger Schinderei, er lieber wollte, daß St. Peters Münſter zu Aſche verbrannt würde, denn daß derſelbe ſollte mit Haut, Fleiſch und Bein ſeiner Schafe erbaut werde." Endlich: „Die Schätze der Kirche, (worunter man die Verdienſte und Ueberverdienſte der Märtyrer und Heiligen verſtand) die Schätze der Kirche, davon der Papſt den Ablaß austheilet, ſind weder genugſam genannt, noch bekannt bei der Gemeinde Chriſti. Der rechte wahre Schatz der Kirche iſt das heilige Evangelium der Herrlichkeit und Gnade Gottes."

Wie entſchieden nun auch ſolches Alles ausgeſprochen war nach Theſen Art, ſo ſollte es doch nur disputirlicher Weiſe hingeſtellt ſein, wie Luther ſich ausdrücklich in einer beigefügten Schrift erklärt: „So verwegen bin ich nicht, daß ich meine Meinung der aller Andern durchaus vorgezogen haben wollte, und bitte ich um Chriſti willen Alle und Jeden, ſie ſollen mir entweder einen beſſern Weg zeigen, wenn Jemanden derſelbe von Oben wäre offenbar geworden, oder wenigſtens ihre Meinung dem göttlichen und der Kirche Ausſpruch unterwerfen. Auch ſchickte er ſelbſt dem Churfürſten von Mainz, als Erzbiſchof von Magdeburg, gleichwie den Biſchöfen von Meißen und Merſeburg und Anderen ſeine Sätze zu mit der demüthigen Bitte, die nöthige Beſſerung vorzunehmen und den Ablaßhändlern in andrer Weiſe zu predigen anbefehlen zu wollen. Aber ſie würdigten ihn keiner Antwort; nur der Biſchof von Brandenburg, Sculetus, ſchickte an ihn den Abt des berühmten märkiſchen Kloſters Lenin und ließ ihm ſagen, er finde in den Theſen nichts als die chriſtlich katholiſche Wahrheit, bitte ihn jedoch, um des Friedens willen und aus Liebe zu ihm (dem Biſchof) zu ſchweigen.

Wie auf Windes Flügeln hatten ſich indeſſen die 95 Sätze binnen kurzer Zeit durch ganz Deutſchland verbreitet, ja, wie ein Zeitgenoſſe ſchreibt, ſchier die ganze Chriſtenheit durchlaufen, und — wie Mathesius ſagt — es glaubt kein Menſch, welch' ein Gerede davon war. Ungeſäumt trat Tetzel mit einer Widerlegung hervor, worin er von Neuem die gröbſten Begriffe aufſtellte vom Ablaß und von der Macht des Papſtes, Luther aber auf's Aeußerſte ſchmähte und der Ketzerei beſchuldigte. Ach daß er mich nur allein übel behandelte, ruft Luther in einer Gegenſchrift aus, und mich nach aller Luſt einen Ketzer nennte, wollt' ich's gern haben und ihm nimmer Feind ſein. Das aber iſt in keinem Weg zu leiden, daß er unſeren Troſt, die heilige Schrift, mißhandelt. Auch dem Papſt Leo X. ſandte Luther ſeine Theſen zu mit einer Erklärung derſelben und einem demüthigen Schreiben, worin er nicht nur den Ablaßgreuel ſchildert, ſondern auch erklärt, wie ihn die Noth gezwungen, dagegen aufzutreten um der Ehre Chriſti willen, nachdem er etliche Prälaten vergeblich um Abhülfe aufgerufen, worauf er mit den Worten ſchließt: „Darum falle ich Ew. Heiligkeit zu Füßen und übergebe mich ihr mit Allem, was ich bin und habe. Ew. Heiligkeit falle nun meiner Sache ab oder zu, ſchenke oder nehme mir das Leben. Habe ich den Tod verſchuldet, ſo weigere ich mich nicht, zu ſterben; denn die Erde iſt des Herrn, und was darinnen iſt. Er ſei gelobt in Ewigkeit!" — In gleichem Sinne ſchrieb er an Johann von Staupitz, den Generalvicar ſeines Ordens „Wer arm iſt, fürchtet nichts, kann nichts verlieren. Ich habe weder Gut noch Geld, begehr' auch keins. Hab ich Ehr und gut Gerücht gehabt, der es angefangen, mach' es nun zunichte. Der einige nichtige, ſchwache

Leib ist noch übrig. Richten sie denselben hin durch List oder Gewalt, Gott zum Dienste, verkürzen sie mir wohl die Zeit meines Lebens, eine Stunde oder zwo, und helfen mir desto eher gen Himmel. Ich lasse mir genügen, daß ich an meinem lieben Herrn Jesu Christo einen Erlöser und treuen Hohenpriester habe, — den will ich loben und preisen, so lange ich lebe."

Inzwischen hatte der Papst statt aller Antwort schon ein geistliches Gericht bestellt, und in einem Breve vom 1. August 1518 wurde Luther citirt unter Androhung des Bannes binnen 60 Tagen in Rom zu erscheinen, wofern er nicht widerrief und um Gnade bäte. Durch Vermittlung des Churfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen wurde jedoch von dem persönlichen Erscheinen in Rom Abstand genommen, und der Cardinal Cajetan als päpstlicher Legat in Deutschland beauftragt, in Augsburg mit Luther zu verhandlen. Gleich im ersten Verhör verlangte der Cardinal kurzweg, ohne sich in eine Disputation einlassen zu wollen, daß Luther seine Irrthümer widerrufe, für immer von denselben abstehe und Alles vermeide, was die Kirche verwirren könne. Darnach kam es indeß zu mehrmaligem scharfem Streite; als aber endlich der Cardinal ihn andonnerte: Geh' hin und komme nicht wieder zu mir, Du wolltest denn einen Widerruf thun, da verließ Luther Augsburg auf den Rath seiner dortigen Freunde mit der Erklärung: „Eh' will ich sterben, verbrannt und vermaledeiet werden, als daß ich gegen mein Gewissen das einzige Wort spräche: Revoco, — ich widerrufe." — Wie sich aus der später bekannt gewordenen päpstlichen Instruction an den Legaten ergibt, war Luther durch seine Abreise einer drohenden Gefahr entgangen; er kam

wohlbehalten nach Wittenberg zurück. Churfürst Friedrich, damals in seiner Ansicht von der Sache noch schwankend, war indessen bedenklich geworden, und ungeachtet seines Wohlgefallens an Luther hätte er dessen Entfernung aus seinem Lande nicht ungern gesehen. Auch war Luther entschlossen, zu gehen, wohin es immer sei, damit um seinetwillen der Churfürst nicht in Ungunst und Gefahr komme. „Vater und Mutter verlassen mich, — rief er bei einem Abschiedsmahl seinen Freunden zu — aber der Herr nimmt mich auf;" wie er ein andermal auf die Frage, wo er denn bleiben wolle, die Antwort gab: unter dem weiten Himmel! Doch wandte sich der Sinn des Churfürsten, um so mehr da die Universität Wittenberg, seine Stiftung, ihm sehr am Herzen lag, Luther aber und der im selbigen Jahre 1518 dorthin berufene Melanchthon die Hauptzierde derselben waren. Tausende von Jünglingen sammelten sich um ihre Lehrstühle, wie Zeitgenossen berichten, daß aus allen deutschen Landen und weiter her Studirende nach Wittenberg zogen, welche bei'm ersten Anblick der Stadt mit aufgehobenen Händen Gott priesen, daß er wie vor Zeiten aus Zion also jetzt aus Wittenberg das Licht evangelischer Wahrheit in weit entlegene Länder scheinen lasse. Nach dem vergeblich gebliebenen Versuch, durch Cajetan die immer bedenklicher werdende geistige Bewegung niederzuschlagen, sandte der Papst im folgenden Jahre 1519 seinen Nuntius und geheimen Kämmerling Karl von Miltitz an den Sächsischen Hof, um zu sondiren, wie es dort mit Luthers Sache stehe, zugleich aber dem Churfürsten, um auf ihn zu influiren, die geweihte goldne Rose zu überbringen. Außerdem aber überbrachte er mehrere päpstliche Breven und Schreiben der Cardinäle an

den Churfürſten ſelbſt, an deſſen Räthe und Biſchöfe wie auch an den Wittenberger Magiſtrat voll der härteſten Ausfälle wider Luther. In einer zu Altenburg veranſtalteten Unterredung verfuhr indeſſen der Nuntius mit der äußerſten Gelindigkeit, und wurde es ihm auch nicht zu ſchwer, Luther zu der Erklärung zu bewegen, wie er gern wolle die Sache für ſich zu Tode bluten laſſen, wenn nur der Widerpart ſchwiege. Aber es war ſchon zu weit gekommen, und handelte es ſich jetzt nicht mehr ſowohl um Luthers, als um die gemeinſame Sache des deutſchen Volkes. Die geflogenen Verhandlungen blieben abermals ohne allen Erfolg, und mit Uebergehung der darauf bezüglichen Einzelheiten dürfte es Sie vielleicht intereſſiren, bei dieſem Anlaß etwas über die goldene Roſe zu hören, die der Papſt nur gekrönten Häuptern und großen Fürſten (wie noch vor einigen Jahren der Kaiſerin Eugenie von Frankreich) als beſondere Auszeichnung zu ſchenken pflegte. In dem päpſtlichen Begleitſchreiben an den Churfürſten heißt es: „Die allerheiligſte güldene Roſe, welche am Sonntag Lätare mit dem heiligen Chryſam geſalbt und dem wohlriechenden Muscat beſtreut, auch mit apoſtoliſcher Benediction und anderen Ceremonien geweiht iſt, pflegt nur den vornehmſten weltlichen Königen und Fürſten, ſo ſich um den heiligen apoſtoliſchen Stuhl wohl verdient gemacht, verehrt zu werden. Der Kurfürſt ſoll ſich daher — wie weiter geſagt wird — über ſolche allerheiligſte Verehrung um ſo mehr freuen und Gott und dem Heiland, auch uns und dem heiligen Stuhl um ſo größern Dank erſtatten und gegen denſelben ſeine Andacht erweiſen, als dergleichen ſeit langer Zeit keinem Sächſiſchen Fürſten angediehen.“ Darauf folgt eine Erklärung des unter der Roſe dargeſtellten Ge-

heimniſſes. Durch dieſelbe, heißt es, wird der Leib Chriſti fürgebildet, welcher die Blume aller Blumen, ſchöner und wohlriechender iſt als Alles, was die Erde hervorbringt; ſo wolle ſich denn auch der Churfürſt durch den lieblichen Roſengeruch zu freudiger Vollziehung der ihm durch den Nuntius in einem beſonderen Breve überbrachten päpſtlichen Befehle bewegen laſſen. Nach einem beſondren Diplom an den Biſchof ſollte dieſer bei Uebergabe der Roſe die Meſſe halten und allen dabei gegenwärtigen Chriſtgläubigen, die für des Fürſten, des Papſtes und der römiſchen Kirche Wohlſtand 5 Vaterunſer und 5mal den engliſchen Gruß beteten, vollkommne Vergebung ihrer Sünden und Ablaß ertheilen. Aber auch hier galt es: Zu ſpät! Der Churfürſt, der einige Jahre früher auf das päpſtliche Geſchenk noch großes Gewicht gelegt haben würde, verbat ſich jetzt allen ſolennen Empfang deſſelben und ließ es ziemlich kalt durch ſeinen Miniſter, Herrn von Feilitzſch, zu Altenburg entgegennehmen.

Mittlerweile wurde Luther, von ſeinen Widerſachern ſtets gereizt und durch fortgeſetztes Studium, beſonders der heiligen Schrift, immer weiter getrieben; gleichwie ſeine Schriften in ganz Deutſchland, wie auch in Italien und Spanien mit großem Beifall geleſen wurden. Unter den Widerſachern war einer der heftigſten Dr. Eck, Profeſſor zu Ingolſtadt, und die Disputation zwiſchen ihm und Luther in Leipzig über den Primat des Papſtes, über die Buße, das Fegfeuer und den Ablaß machte allgemeines Aufſehen.

In einem Bericht darüber vom damaligen Leipziger Profeſſor Schade ſagt dieſer von Luthers Perſönlichkeit: Martinus iſt mittlerer Größe, hager von Sorgen und Studiren, dabei jedoch von männlichem, friſchem Alter und klarer,

erhobener Stimme. Er ist aber voller Gelehrsamkeit und fürtrefflicher Wissenschaft der Schrift, sodaß er gleichsam Alles an den Fingern herzählen kann. Griechisch und Hebräisch weiß er soviel, daß er über Auslegung der Schrift zu urtheilen vermag. Auch ist ein großer Wald von Worten und Sachen bei ihm zu finden. Seinem Leben nach ist er höflich und freundlich und hat nichts Sauertöpfisches und Strenges an sich, in Gesellschaft lebhaft und immer heiter, und ob ihm die Feinde noch so sehr drohen, immer fröhlichen Angesichts, daß man schwerlich denken könne, wie der Mann ohne Gott solche Dinge sollte vornehmen.

Es dürfte mit dieser Zeichnung nicht in Widerspruch stehen, was ein sinniger Beschauer über das am besten getroffene Bild Luthers von Luc. Kranach sagt: In den Augen liegt ein stiller Schmerz und unsägliche Wehmuth, das Element aller frommen, zarten Gefühle, und verleiht dem ganzen Antlitz das rechte Adelsgepräge.

Zu Kaiser Carl V., der im Jahre 1519, nach Maximilians Tod, den höchsten Thron der Welt eingenommen, und in dessen Erblanden die Sonne nicht unterging, versah sich Luther das Beste und erflehte in einem unterwürfigen Schreiben nur der göttlichen Wahrheit den Schutz des Kaisers, für sich selbst aber, daß er nicht unverhört und unüberwunden verdammt würde. In ähnlicher Weise wandte er sich an den Erzbischof Albrecht von Mainz und den Bischof von Merseburg, indem er bezeugte, daß er wissentlich nichts als die göttliche Wahrheit gesucht und gelehrt, daß er ein gehorsamer Sohn der Kirche sei, es auch bleiben und gerne schweigen wolle, wenn seine Widersacher ihn in Ruhe ließen. Letzteres fehlte jedoch weit; vielmehr war Dr. Eck, erbittert

durch die Leipziger Disputation, aus welcher er nicht als Sieger hervorgegangen, zu Anfang des Jahres 1520 nach Rom geeilt, um eine päpstliche Bannbulle wider Luther zu erwirken. Auch ließ eine solche nicht lange auf sich warten; bald wurde sie dem Churfürsten von Sachsen vorläufig in Abschrift zugeschickt mit dem Ansinnen, den durch die Bulle verdammten Ketzer zum Widerruf zu bringen oder gefänglich einzuziehen. Während solche Wetterwolken über Luthers Haupte schwebten, gereichte es ihm zu nicht geringer Aufrichtung, daß die Blüthe der deutschen Nation, der Adel, sich ihm zu kräftigem Schutz und Beistand erbot. Falls Ihr in Sachsen nicht sicher seit, schrieb ihm unter Andern der edle Ritter Sylveſter von Schaumburg, so begebt Euch zu mir, denn ich und meines Versehens Hundert vom Adel wollen Euch redlich zuhalten und gegen Eure Widerwärtigen vor Gefahr schützen. Franz von Sickingen auf der Ebernburg (deren Ruinen man noch oberhalb Kreuznach an der Nahe sieht), der tapferste Held seiner Zeit, erbot sich gleichfalls zu treuen Diensten, auch ihn zu hausen, zu herbergen und wider alle seine Feinde zu schützen.

Wach' auf, du edle Freiheit! — begann Ulrich von Hutten seinen Brief an Luther. — Wenn Euch in dem, was ihr jetzund, wie ich sehe und spüre, mit großem Ernst und andächtigem Gemüth vorhabt und handelt, etwa ein Hinderniß vorfiele, sollte es mir wahrhaftig leid sein. Der Herr sei fürder auf unsrer Seite und stärke uns, seine Sache zu fördern und seine heilsame göttliche Lehre, durch der Päpste Statuten und Menschengesetze bisher verfinstert und verunreinigt, wiederum lauter und unverfälscht hervorzubringen. Es geht die Sage, das Ihr excommunicirt und in den Bann

gethan ſeid. O wie ſeid Ihr ſo ſelig, Luther! denn von Euch werden alle frommen und gottesfürchtigen Herzen ſingen und ſagen wie im Pſ. 94.: Sie rüſten ſich wider die Seele des Gerechten und verdammen unſchuldig Blut; aber der Herr wird ihnen das Unrecht vergelten. — Seid nur ganz beherzt und wanket nicht; durch Hülfe unſeres Herrn Jeſu Chriſti wollen wir gewaltig hindurchdringen und endlich den Sieg behalten.

Auch aus Franken und vom Rhein kamen ihm die beſten, edelſten Kräfte entgegen; und obwohl er ausdrücklich erklärte, daß er das Evangelium nicht mit Gewalt und Blutvergießen verfochten haben wolle, ſo ſchüttelte er doch, gehoben vom Geiſte des deutſchen Volkes, immer kühner und kräftiger an dem alten, immer unerträglicher gewordenen Joche. — Die bisher erzeigte Demuth, die mir ſchlecht von Statten gegangen, ſchrieb er an Spalatin, den Hofprediger des Churfürſten, ſie ſoll ein Ende haben; wie er denn um dieſe Zeit mit einer ſeiner trefflichſten Schriften hervortrat: „An kaiſerliche Majeſtät und den chriſtlichen Adel deutſcher Nation von des chriſtlichen Standes Beſſerung.“ Nicht minder trefflich iſt bald darnach ſein Tractat „Von der babyloniſchen Gefangenſchaft“ und der Sermon „von der Freiheit eines Chriſtenmenſchen,“ — in welchem letzteren er zeigt, wie der Chriſt durch den Glauben frei, dienſtbar aber und unterthänig durch die Liebe iſt; wie der Glaube die Seele mit Chriſto vereinigt als eine Braut mit ihrem Bräutigam, indem Alles, was Chriſtus hat, der gläubigen Seele eigen iſt, und was die Seele hat, Chriſti eigen wird; — wie aus dem Glauben die Liebe und Luſt zu Gott, und aus der Liebe ein freies,

williges, fröhliches Leben fließt, dem Nächsten zu dienen umsonst. — —

Inzwischen hatte sich das Gerücht von der nahen Publication der päpstlichen Bannbulle durch ganz Deutschland verbreitet und die Gemüther in große Spannung versetzt. — Noch im Herbst 1520 erschien sie wirklich. Aber die Bischöfe zögerten mit ihrer Veröffentlichung. In Erfurt, wo Dr. Eck darauf bestand, daß sie angeschlagen und publicirt werde, umringten ihn die Studirenden mit bewaffneter Hand, zerrissen die gedruckten Exemplare der Bulle und warfen sie in's Wasser. — In Wittenberg wurden die churfürstlichen Räthe gewarnt, daß man sich des Aeußersten zu versehen habe, falls die Publication geschehe. Aehnlich war es an andern Orten. — Luther selbst appellirte an ein allgemeines Concil; nicht minder aber empört durch die in der Bulle gegen ihn ausgeschüttete Schmähung, gleichwie dadurch, daß man in Löwen, Cöln und Mainz seine Bücher verbrannt hatte, machte er durch öffentlichen Anschlag kund, daß er zu bestimmter Stunde die päpstlichen Decrete sammt der Bulle den Flammen übergeben wolle; und am Morgen des 10. December zog eine Schaar von Studenten und Doctoren mit ihm vor das Elsterthor, zündete einen Scheiterhaufen an, und nachdem man zuerst das päpstliche Gesetzbuch, die Schriften Dr. Ecks und andrer Widersacher verbrannt hatte, warf Luther mit eigner Hand die Bulle in's Feuer, womit er sich von aller päpstlichen Gewalt und Gerichtsbarkeit lossagte. — Nur um so stärker drangen nun die päpstlichen Nuntien in den Churfürsten von Sachsen, daß er Luther's Schriften verbrennen lasse, ihn selbst aber gefangen nach Rom liefere. Der Churfürst aber ließ durch seine Räthe antworten, wie es ihm nicht genugsam

bewußt ſei, daß Dr. Martini Lehre, Schriften und Predigten dermaßen überwunden worden, um ſie zu verbrennen. Die Sache ſei vielmehr dahin zu richten, daß Dr. Martinus vor gleichen, gelahrten, frommen und unverdächtigen Richtern an einem gelegenen, ungefährlichen Orte zur Verhörung komme. —

Das Gewicht, welches Friedrich des Weiſen Stimme im deutſchen Reiche hatte, mochte nicht wenig dazu beitragen, daß es ungeachtet mancher Bedenken von Seiten des Widerparts wirklich zu einem öffentlichen Verhöre kam; und der erſte, vom Kaiſer Carl nach ſeiner Krönung in Aachen berufene Reichstag zu Worms im Frühjahr 1521 ſollte der Schauplatz werden des zweiten, großen, entſcheidenden Moments wie des eigentlichen Glanzpunktes in der Geſchichte Luthers und der Reformation (wovon ich heute noch reden will). —

Ein kaiſerliches Citationsſchreiben war erfolgt, der Churfürſt hatte eingewilligt, und Luther, mit einem kaiſerlichen und mehreren fürſtlichen Geleitsbriefen verſehen, machte ſich zu rechter Zeit in Begleitung eines Herolds und einiger Wittenberger Freunde getroſten Muthes auf den Weg. — Ueberall, wo er durchzog, waren die Augen auf ihn gerichtet. — Beſonders feierlich war der Empfang in Erfurt, wo der Rector der Univerſität mit einem anſehnlichen Gefolge zu Pferd und zu Fuß ihm ſtundenweit entgegenkam, während bei ſeinem Einzuge ſich die ganze Stadt erregte, und man nicht nachließ, ihn zu bitten, daß er im Auguſtinerkloſter predige. — Manche ſahen ihn freilich ſeine Straße ziehen nicht ohne bange Sorge, es möge ihm in Worms gehen wie weiland Huß in Konſtanz, man werde ihn zu Aſche verbrennen. Nur Luther ſelbſt hatte keine Sorge. „Wenn ſie

gleich ein Feuer machten — ſprach er — zwiſchen Wittenberg und Worms, bis an den Himmel hinan, wollte ich doch im Namen des Herrn erſcheinen und Chriſtum bekennen und denſelbigen walten laſſen.“ — Oder wie er unterwegs von Frankfurt aus an den churfürſtlichen Hofprediger ſchrieb: Wir kommen, lieber Spalatin, obgleich der Satan mir vielerlei Unpäßlichkeiten in den Weg gelegt (Luther war nämlich auf der Reiſe in Eiſenach erkrankt). Chriſtus aber lebt, derohalben wollen wir hinein in Worms trotz aller hölliſchen Pforten;“ — gleichwie er von Oppenheim aus demſelben Spalatin entbot, als dieſer ihn ermahnen ließ, ſich nicht ſo geradezu nach Worms und in ſolche Gefährlichkeiten zu begeben: „Und wenn auch ſo viel Teufel zu Worms wären als Ziegel auf den Dächern, doch wollte ich hinein“ (wobei ein engliſcher Schriftſteller mit Recht bemerkt, daß ſolche Herausforderung der Teufel bei Luther nicht etwa eine bloſe Phraſe oder leeres Großſprechen war, indem er wirklich glaubte, daß es Teufel gebe, Geiſter, die der Hölle angehören und beſtändig die Menſchen bedrängen). — Am 16. April kam er in Worms an. Viele vom Adel waren ihm entgegengefahren; einige tauſend Menſchen begleiteten ihn zu ſeinem Quartier. — Gleich folgenden Morgens lud ihn der Reichsmarſchall Ullrich v. Pappenheim, am ſelbigen Nachmittag im Reichsrath zu erſcheinen. Zur beſtimmten Stunde war das Gedränge auf den Straſſen ſo groß, daß Viele, um ihn zu ſehen, auf die Dächer ſtiegen, und Luther mit dem Herolde und dem Reichsmarſchall, um der Menge auszuweichen, durch Häuſer und Gärten ſeinen Weg nahm. Auf dem Wege rief ihm eine Stimme aus dem Volke zu wie mit feierlicher Bitte und Beſchwörung: „Wer mich verläugnet vor

den Menſchen, den will ich auch verläugnen vor meinem himmliſchen Vater.“ — Vor dem Verſammlungsſaale klopfte ihm der berühmte Feldherr, Georg Freundsberg, auf die Schulter und ſprach: „Münchlein, Münchlein, Du gehſt jetzt einen Gang, einen ſolchen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Oberſter auch in der allerernſteſten Schlachtordnung nicht gethan habe. Biſt Du auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, ſo fahre in Gottes Namen fort und ſei nur getroſt, Gott wird Dich nicht verlaſſen.“ — Nach dem Bericht eines Augenzeugen waren im Saale ſelbſt, in den Vorzimmern und vor den Fenſtern über 5000 Menſchen zuſammen. Der Erbmarſchall erinnerte Luther, jetzt vor Kaiſer und Ständen nicht anders zu reden, er werde denn erſt gefragt. Da trat der churtrier'ſche Official hervor und fragte ihn im Namen des Kaiſers, ob er die vorgelegten Bücher für die ſeinigen erkenne, und ob er, was darin enthalten ſei, widerrufen wolle. — Luther bejahte die erſte Frage, bat ſich aber zur Beantwortung der zweiten Bedenkzeit aus, die der Kaiſer auch gewährte. — Gleich am folgenden Tage wurde er dann wieder in den Reichsrath gefordert. Er hatte unter einer Menge Volkes lange warten müſſen, daß es darüber Abend geworden war, und als er eintrat, im Saale ſchon alle Fackeln brannten. Als man ihm dann das Wort gab, redete er den Kaiſer, die Churfürſten, Fürſten und Herrn an, bat um gnädigſtes Gehör und bezeugte, daß er in dem, was er bisher mit einfältigem Herzen gelehret und geſchrieben, nichts Anderes angeſehen und geſucht habe als allein Gottes Ehre und der Chriſtgläubigen Nutzen und Seligkeit, damit dieſelben rechtſchaffen und rein unterrichtet würden. — Darnach machte er einen Unterſchied unter ſeinen Büchern.

Einige ſeien ſolche, darin er vom Glauben und chriſtlichen Werken recht und chriſtlich gelehrt, nach dem eignen Zeugniß ſeiner Widerſacher, — die könne er nicht widerrufen. — In den andern greife er das Papſtthum an und der Papiſten Lehre, die mit ihrer falſchen Lehre und böſem Exempel die Chriſtenheit an Leib und Seele verwüſtet hätten. „Denn Niemand — ſprach er — kann verneinen und diſſimuliren, weil es die Erfahrung zeugt, und alle frommen Herzen darüber klagen, daß durch des Papſtes Geſetz und Menſchenlehre der Chriſtgläubigen Gewiſſen auf's Allergreulichſte und Aergerlichſte verſtrickt, beſchwert und gemartert, auch Geld und Güter, vornämlich in deutſcher Nation, erſchöpft und verſchlungen ſind und noch unziemlicher Weiſe verſchlungen werden." — Auch dieſe Bücher könne er nicht widerrufen, weil er dadurch zu einem Schanddeckel allerlei Schalkheit und Tyrannei werden würde. — — Die dritte Art ſeiner Bücher gehe wider einige Privatperſonen, die ſich unterſtanden, römiſche Tyrannei zu vertheidigen und die gottſelige Lehre zu fälſchen und zu unterdrücken; — darinnen er ſich wohl zuweilen heftiger erwieſen, als ſich ſeines Amts gezieme; doch könne er auch dieſe nicht widerrufen, damit er nicht Urſache gebe, forthin allerlei gottloſes Weſen zu vertheidigen und neue Greuel und Wüthen anzurichten. — „Weil ich aber — fuhr er fort — ein Menſch bin und nicht Gott, kann ich meinen Büchlein anders nicht helfen, noch ſie vertheidigen, als mein Herr und Heiland ſeiner Lehre gethan hat. Da er vor dem Hohenprieſter Hannas, um ſeine Lehre gefragt, von des Hohenprieſters Knecht einen Backenſtreich empfing, ſprach er: habe ich übel geredet, ſo beweiſe es, daß es böſe ſei. — Hat nun der Heiland, welcher wußte, daß er nicht konnte irren, ſich nicht geweigert, Zeug-

niß wider seine Lehre zu hören, — auch von einem geringen, schnöden Knecht, — wie vielmehr ich, der Erde und Asche ist und leichtlich irren kann, soll begehren und warten, ob Jemand Zeugniß wider meine Lehre geben wolle. Darum bitte ich durch die Barmherzigkeit Gottes, Ew. Kaiserliche Majestät, Chur- und Fürstliche Gnaden, oder wer es sei, hohen oder niedern Standes, wolle Zeugniß geben, mich mit prophetischen und apostolischen Schriften überweisen, daß ich geirret. So ich dessen überzeugt werde, will ich allen Irrthum widerrufen und der Erste sein, der meine Büchlein in's Feuer wirft" u. s. w.

Dieses und noch Mehreres sprach Luther deutsch; da man aber wußte, daß der Kaiser die deutsche Sprache wenig verstand, sie auch nicht leiden mochte (wie er denn gesagt haben soll, deutsch pflege er nur mit seinen Pferden zu reden), also begehrten sie von mir, erzählt Luther selbst in seiner Relation, ich sollte es noch einmal lateinisch wiederholen. Mir aber triefte der Schweiß und war mir des Getümmels halber, und daß ich gar unter den Fürsten stund, sehr heiß. Da sagte der sächsische Rath, Ritter v. Thunau: „Könnt ihr es nicht thun, so ist's genug, Herr Doctor." Ich aber wiederholte alle meine Worte lateinisch, welches meinem Churfürsten überaus wohl gefiel." — Als dann aber der Trier'sche Official strafend einfiel und eine runde, richtige Antwort verlangte, ob er widerrufen wolle oder nicht, — da nahm sich Luther zusammen und sprach: „Weil denn kaiserliche Majestät, Chur- und Fürstliche Gnaden eine schlichte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich die geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder

mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Urſachen überwunden und überwieſen werde, (denn ich glaube dem Papſt und den Concilien allein nicht, weil es offenbar iſt, daß ſie oft geirrt haben und ihnen ſelbſt widerſprechend geweſen ſind) und ich alſo mit den Sprüchen, ſo von mir angezogen und angeführt ſind, überzeugt bin, und mein Gewiſſen in Gottes Wort gefangen iſt, ſo kann und will ich nichts widerrufen, weil es weder ſicher, noch gerathen iſt, etwas wider das Gewiſſen zu thun. Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen." —

Das war am 18. April 1521. Und bewegen wir im Geiſte die Bedeutung des ganzen Vorganges und beſinnen uns, wie Alles anders gekommen wäre, hätte der hart Bedrängte und Bedrohte einen Augenblick geſchwankt, ſo können wir nicht in Abrede ſtellen, daß es ein welthiſtoriſcher Moment war, da Luther todesmuthig vor Kaiſer und Reich im Angeſichte Gottes von der Wahrheit Zeugniß gab. — Der Untergang des Mittelalters und der Aufgang der neuen Zeit, eines neuen Tages oder Jahrtauſends in der Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit war in dem Moment beſchloſſen. — —

Da ich Solches ausgeredet hatte — ſagt Luther in ſeinem Bericht — ließ man mich gehen, und wurden mir Zween zugegeben, die mich führten und begleiteten. Da erhob ſich ein Getümmel, und es ſchrieen die Edelleute, ob man mich gefangen führe; aber ich ſagte, ſie begleiten mich nur. Alſo kam ich wieder in meine Herberge und kam nicht wieder in des Reiches Rath.

— — Sein freudiges Bekenntniß hatte ihm viele edle, auch fürſtliche Herzen gewonnen. Der alte Herzog Erich von

Braunſchweig ſchickte ihm eine ſilberne Kanne mit Einbecker Bier, daß er ſich damit erquicke. Da nun Luther fragte, was für ein Fürſt ſeiner alſo in Gnaden gedenke, und vernahm, daß dieſer Herr es ſei, der auch zuvor ſelbſt aus der Kanne getrunken, zum Zeichen, daß er ſich nichts Böſes zu verſehen habe, trank Luther auch, indem er ſprach: wie heute Herzog Erich meiner gedacht, alſo gedenke ſeiner unſer Herr Chriſtus in ſeinem letzten Kampfe, — welcher Worte auch der Herzog in ſeiner letzten Stunde gedachte und von einem an ſeinem Lager ſtehenden Edelknaben, Franz von Kramm, verlangte, ihn mit evangeliſchem Troſte zu erquicken. — Spalatin, der mit dem Churfürſten in Worms war, erzählt aus eigner Anſchauung, wie Gott Luther alſo geehrt, daß man mehr auf ihn geſehen habe als auf alle Fürſten und Herren; — alle Tage ſei es in ſeiner Herberge voller Volkes geweſen; außer andern Grafen, Rittern und Edelleuten ſei auch Landgraf Philipp zu Heſſen, Graf Wilhelm zu Henneberg und Herzog Wilhelm von Braunſchweig zu ihm gekommen; — gleichwie Churfürſt Friedrich ihn (Spalatin) noch am ſelbigen Abend habe zu ſich rufen laſſen und mit großer Verwunderung geſagt: Wohl hat der Pater Dr. Martinus geredet vor dem Herrn Kaiſer und allen Fürſten und Ständen des Reichs; er iſt mir nur faſt zu herzhaft geweſen; „denn mein gnädigſter Herr (fügt Spalatin hinzu) damals noch etwas kleinmüthig war, hätte zwar nicht gern wider Gottes Wort gethan — aber auch den Herrn Kaiſer ungern auf ſich geladen.“

Nachdem man in den nächſten Tagen noch durch Privatgeſpräche und Conferenzen mit dem Erzbiſchof von Trier und Andern Luther vergeblich umzuſtimmen verſucht hatte,

wurde ihm endlich seinem Wunsche gemäß der Abschied von Worms bewilligt, und zwar versprochener Maßen unter freiem, sicherem Geleit, doch so, daß er sich unterwegs des Predigens enthalte, — wogegen Luther sich vorbehielt, daß Gottes Wort ungebunden bleibe; wie er denn auch in Hersfeld auf Nöthigung des dortigen Benedictiner-Abtes und in Eisenach predigte. — Als er dann seinen Weg nach Salzungen lenkte, wurde er unweit Altenstein und Waltershausen durch einige vermummte Reiter aus dem Wagen gehoben, auf ein Pferd gesetzt, einige Stunden im Walde herumgeführt und dann auf die Wartburg bei Eisenach gebracht, wo er mit Vorwissen des dortigen Amtmanns Johann von Berlepsch um 11 Uhr Nachts ankam. — Der Churfürst hatte es so veranstaltet, weil er nicht ohne Grund, trotz des freien Geleits, Luthers Sicherheit für gefährdet erachtete. Denn allerdings standen die Sachen schlimm. — Zwar hatte es im Allgemeinen wenig Eindruck gemacht, daß, noch ehe Luther nach Worms kam, in einer zweiten Bulle unbedingt und ohne die frühere Rücksicht auf etwaigen Widerruf der Bann über ihn ausgesprochen war, und alle seine Anhänger des ewigen Fluchs und Interdicts schuldig erklärt wurden. — Auch schadete es eben nicht viel, daß der Papst in seinem Eifer noch am Gründonnerstag des Jahres, als der Reichstag schon versammelt war, in der berüchtigten Abendmahlsbulle (In coena Domini), in welcher an diesem Tag jährlich von Neuem über alle Ketzer der Fluch ausgesprochen wird, dießmal Martinum Lutherum besonders genannt und vermaledeit hatte. — — Aber entschieden bedenklich war es, daß Kaiser Carl, mehr ein Spanier als ein Deutscher, beständig von Fremden umgeben und durch die päpstlichen Gesandten

aufgereizt, nicht etwa durch Luthers mannhafte Verantwortung zur Besinnung gekommen war, sondern vielmehr gleich darnach, ohne zuvor, wie sich's gehörte, das Gutachten der Fürsten einzuholen, an den Reichsrath schrieb: Weil Luther nicht widerrufen wolle, so müsse er nach dem Exempel seiner Vorfahren den alten Glauben schützen, dem römischen Stuhl Hülfe leisten und Luther sammt dessen Anhänger in Bann und Acht erklären. — Als der Kaiser bald darnach abgereist war, wurde sofort das kaiserliche Edict publicirt, kraft dessen Luther in die Acht und Aberacht gethan, auch Alle, die ihn schützten, in gleiche Strafe verdammt wurden. — So löste sich der Reichstag auf, ohne daß der wichtigsten Angelegenheit deutscher Nation und den von den Reichsständen gleich anfangs, noch vor Luthers Erscheinen, übergebenen 101 Beschwerden wegen der schreiendsten kirchlichen Mißbräuche, mit der dringendsten Bitte an den Kaiser, es möge endlich, wie sie sich ausdrückten, eine Besserung und gemeine Reformation geschehen, irgend welche gebührende Rechnung getragen worden wäre. — Wie Luther später nach Wittenberg schrieb: Ich meinte, kaiserliche Majestät sollte Einen oder 50 Doctoren versammelt und den Mönch redlich überwunden haben. So aber ist nichts mehr gehandelt, denn soviel: „sind die Bücher dein? — Ja! — Willst du sie widerrufen? — Nein! — So hebe dich!" — indem er hinzufügt: „o wir blinden Deutschen." — —

Nach der Angabe Paolo Sarpi's in seiner Geschichte des Tridentiner Concils war der Verfasser des kaiserlichen Edicts der päpstliche Nuntius Aleander, welcher hier seinen Grimm gegen die reformatorische Bewegung in lauter Gift und Galle ausschüttete, indem Luther mit ausdrücklichen

Worten bezeichnet wird nicht als ein, ſondern als der böſe Feind in Menſchengeſtalt, mit einer Mönchskutte angethan, der alle auf's Höchſte verdammten, lange verborgen gebliebenen Ketzereien in einer ſtinkenden Pfütze geſammelt, auch etliche neue erdacht habe, unter dem Namen und Schein der evangeliſchen Lehre und der Predigt vom Glauben aber den rechten Glauben zerſtöre und allen Frieden und aller guten Dinge Ordnung umkehre und niederdrücke.

Und leider blieb dieß Gift nicht wirkungslos. Denn obgleich, dem Geſchichtſchreiber Pallavicini zufolge, mehr als 400 Edelleute ſich für Luther verbündeten, namentlich Hartmuth von Cronenberg, einer der trefflichſten Ritter ſeiner Zeit, aus Verdruß dem Kaiſer den Dienſt aufkündigte, und Franz v. Sickingens Truppen bei der Hand waren, — ſo wurden doch durch jenes päpſtlich-kaiſerliche Edict die deutſchen Fürſten und ihre Völker unter einander entzweit, wie der päpſtliche Nuntius es bezweckt hatte, da er mit triumphirendem Hohne geäußert: wenngleich ihr Deutſchen das römiſche Joch abwerfen wollt, ſo wollen wir doch machen, daß ihr euch unter einander ſelbſt aufreibt und in eurem Blut erſticket. *) — Nicht alſo, wie Friedrich v. Schlegel in ſeinen Vorleſungen über die neuere Geſchichte ſagt, war Luthers Erſcheinen, ſondern ſeine Behandlung auf dem Reichstag zu Worms die erſte Urſache, welche die Auflöſung

*) Wie es bei Seckendorf im Original lateiniſch heißt: Eia, si nihil adeo praeclare his comitiis effecimus, tamen certum est, nos magnam hoc edicto in Germania lanienam concitare, qua Alemanni ipsi in viscera sua saevientes propediem in proprio sanguine suffocabuntur.

des deutſchen Reichs und die Trennung der deutſchen Nation in der Folge herbeiführen mußte. —

Gleichwohl aber wollen wir uns die Freude an Luthers gutem Bekenntniß vor vielen Zeugen nimmer rauben oder trüben laſſen, vielmehr mit immer neuer Erhebung des Geiſtes zu dem Streiter Gottes, dem Helden evangeliſchen Glaubens aufſehen und in einer demnächſtigen Verſammlung ihm in ſein einſames Gemach auf der Wartburg folgen.

Sechste Vorlesung.

Fortsetzung:

Die Reformation bis zum Jahre 1525.

Verehrte Anwesende!

Von dem Reichstage zu Worms, wo Luther unter den Fürsten gestanden und seine mannhafte Verantwortung mit den unvergeßlichen Worten geschlossen hatte: Hier steh' ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir! sahen wir ihn neulich auf dem Rückwege nach Wittenberg von einigen Reitern angehalten und auf dunkeln Waldespfaden zur Wartburg bei Eisenach geführt. Das Schreiben des Kaisers an den Reichsrath, daß er nach dem Exempel seiner Vorfahren den alten Glauben schützen, dem römischen Stuhl Hülfe leisten und Luthern, weil er nicht widerrufen wolle, in Bann und Acht erklären müsse, hatte den Churfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen, besorgt und zweifelhaft gemacht, ob er den Gebannten und Geächteten offenbarlich werde zu schützen vermögen; wie denn auch bald, nachdem der Reichstag sich aufgelöst, das kaiserliche Edict erschien, kraft dessen Luther mit allen seinen Anhängern urkundlich für einen Ketzer erklärt, in die Acht und Aberacht gethan, und Alle, die ihn noch schütz-

ten, in gleiche Strafe verdammt wurden. Da ſollte das einſame Schloß auf einer Höhe des Thüringer Waldes, im 11. Jahrhundert von einem Thüringiſchen Grafen erbaut, im 13. Jahrhundert der Schauplatz des Sängerkriegs und der noch heute in Sagen und Bildern fortlebenden Liebeswerke der heiligen Eliſabeth, — es ſollte dem theuern Manne Gottes zu einem Pathmos werden und zu einem Aſyl gegen die Liſt und Gewalt ſeiner Feinde. Längere Zeit wußten davon außer dem Churfürſten nur ſehr Wenige; es verbreitete ſich das Gerücht, Luther ſei umgekommen, oder er würde irgendwo gefangen gehalten; und während ſeine Feinde frohlockten, trauerten ſeine Freunde, daß es den Widerſachern der Evangeliſchen endlich doch gelungen ſei, ihn aus dem Weg zu räumen. Körperlich leidend und angegriffen, wurde in der Einſamkeit auch ſeine Gemüthsſtimmung bald ſehr trüb und melancholiſch. Der traurige Zuſtand der Kirche und ſein Wittenberg lagen ihm beſonders hart an. Es reute ihn ſeine in Worms bewieſene Demuth und Nachgiebigkeit, wie er es nannte; noch einmal wünſchte er, dort ſtehen und reden zu dürfen, um dann noch ganz anders zu ſprechen. Oder er verdammte ſich wegen ſeiner Herzenshärtigkeit, „daß meine Augen nicht Thränenquellen ſind, — wie er an Melanchthon ſchrieb — und nicht ganz in Wehmuth und Schmerz zerfließen über das Erſchlagen meines Volkes. Aber da iſt Niemand, der ſich aufmache und zu Gott halte, der ſich zur Mauer mache für das Haus Iſrael in den letzten Tagen des göttlichen Zornes.“ Dann aber ermuthigte er ſich auch wieder im Gedanken an ſeine Rückkehr, und daß Gott den Geiſt Vieler, auch des gemeinen Volkes Herz erwecken werde, daß, mich dünkt, ſchreibt er, man werde die Sache nicht mit Ge-

walt dämpfen können, oder wenn man sie wird anfangen zu dämpfen, wird es zehnmal ärger werden. Was ihn indeß auch beunruhigte und beschwerte, und wie oft er über Anfechtungen des Satans klagte, dem er durch Arbeitsamkeit und Gebet nicht tapfer genug widerstehe, so ist's doch bewundernswerth, was er Alles in seiner Einsiedelei mit eisernem Fleiß zu Stande brachte. Hier verfaßte er seine treffliche Schrift über die Ohrenbeichte, worin er zwar der Privatbeichte das Wort redet, übrigens aber nachweist, daß es ebensowenig thunlich, als auf ein göttliches Gebot gegründet sei, alle seine Sünden aufzuzählen, wobei es sich von Seiten der Klerisei nur darum handle, die Menschen sammt ihrem innersten Heiligthum, dem Gewissen, ganz in die Gewalt zu bekommen und ihnen allerlei Büßung aufzulegen, durch welche man für seine Sünden Gott genugthun solle, da doch Niemand durch die Werke gerecht werde, sondern allein durch den Glauben an die Gnade Gottes in Christo. Hier schrieb er auch die Auslegung mehrerer Psalmen, des Magnificats oder des Lobgesanges Maria's, die Kirchenpostille und das Buch von den geistlichen und Klostergelübden. In letzterem beweist er, daß solche Gelübde nicht auf Gottes Wort gegründet, sondern demselben entgegen, wider den Glauben, wider die Liebe, wider christliche Freiheit und wider menschliche Vernunft seien; wie denn der Apostel Paulus ausdrücklich es zu den Lehren der Teufel rechne, daß man verbiete, ehelich zu werden, und gebiete, zu meiden die Speise, die Gott geschaffen hat, um sie zu nehmen mit Danksagung. Obwohl es ihm leid war, zu bemerken, daß Viele aus unlautrer Absicht die Klöster verließen oder mit schwankendem Gewissen das Mönchskleid abwarfen, so billigte er im Allgemeinen doch die Priester-

ehe und wies nach, wie sich zwar schon im 4. und 5. Jahrhundert Spuren der Eheverbote für Geistliche zeigen, nichts desto weniger aber von der Apostel Zeiten her über 1000 Jahre die Priesterehe in der Kirche bestanden und erst durch Gregor VII. im Jahre 1074 zu hierarchischen Zwecken allgemein untersagt, mit harten Strafen belegt und gewaltsam aufgehoben worden sei, während man übrigens gegen die größten Aergernisse im häuslichen Leben der Pfaffen alle Nachsicht gehabt habe. Ich will der Mönche Gelübde angreifen, schreibt er an Spalatin, und die jungen Leute aus der Hölle des ehelosen Standes erretten; ich will ihnen etwas Bündiges aus der Schrift an die Hand geben, damit sie nicht ohne sicheren Grund des Wortes Gottes hernach von Gewissensangst geplagt werden. Ohne daß Luther dabei noch irgend an sich selbst dachte, hatte schon vor Erscheinung dieses Buchs der Probst zu Kemberg, Namens Feldkirch, sich verheirathet, desgleichen ein Pfarrer zu Hersfeld, beide als ehrenhafte Männer bekannt.

Inzwischen gereichte es Luther zu großer Freude, daß an manchen Orten trotz alles Widerstrebens der Bischöfe die reine Lehre emporkam und vom Volke fröhlich aufgenommen wurde. Unter andern in Freiberg und Halberstadt, in Erfurt und Nördlingen verlangte man schon in dem Jahre 1521 evangelische Prediger, gleichwie in Pommern durch Johannes Bugenhagen das Licht des Evangeliums in neuem Glanze hervorbrach. Am stärksten regte sich der Geist evangelischer Freiheit in Sachsen. Die Augustiner-Mönche in Wittenberg hatten die Winkelmesse aufgegeben, und in Folge davon richtete Luther an sie sein Buch vom Mißbrauch der Messe, worin er mit Sprüchen der hei-

ligen Schrift oder mit himmliſchen Donnerſchlägen, wie er ſie nennt, ſolchen Mißbräuche ſtraft. Die Auguſtiner von Meißen und Thüringen hielten noch im ſelbigen Jahre ein Capitel und ſchafften, geſtützt auf den heiligen Auguſtin und auf die Lehre der Schrift, nicht nur die Meſſe, ſondern auch das klöſterliche Leben förmlich ab; und wenn gleich die Domherrn aus Sorge um ihre Pfründen meiſtentheils gegen die Aenderung waren, ſo kam es doch zum Beſchluß, daß die tüchtigſten Mönche zum Predigen gebraucht werden, die andern aber ihr Brod durch ihrer Hände Arbeit verdienen ſollten. Der Churfürſt, beſorgt, man möge ſich übereilen, oder es möchten mit der Meſſe auch die Einkünfte der Kirchen und Klöſter wegfallen, ließ ſich von einer Commiſſion, zu welcher auch Melanchthon gehörte, Bericht und Gutachten erſtatten. Dieſelbe erklärte, das Vornehmen der Mönche ſei in Gottes Wort begründet, auch Kirchen und Stifter nicht dazu fundirt, daß man Meſſe halten, und die Domherrn ohne alle Beſſerung des chriſtlichen Volks horas canonicas heulen ſollten, ſondern daß darin junge Leute in chriſtlichem Glauben erzogen und das Volk in heiliger Schrift unterwieſen würde.

Bei dem Allem war es höchſt beklagenswerth, daß Dr. Carlſtadt aus Mißverſtändniß chriſtlicher Freiheit oder auch, um ſich hervorzuthun, mit einem ſich überſtürzenden Eifer, da es ihm mit dem Reformiren der Kirche noch zu langſam ging, ein wüſtes Weſen in Wittenberg anrichtete, indem er die Bilder mit Ungeſtüm aus den Kirchen warf, den öffentlichen Gottesdienſt ſtörte und das Abendmahl nicht etwa nur in beiden Geſtalten austheilte, ſondern auch Jeden unvorbereitet dazu gehen ließ. Er hatte ſich einigen Schwärmern angeſchloſſen, die aus Zwickau im ſächſiſchen Erzgebirge

nach Wittenberg gekommen ſich göttlicher Offenbarungen rühmten, die Kindertaufe verwarfen und von einem nach 5, 6 oder 7 Jahren eintretenden derartigen Umſturz aller Dinge weiſſagten, daß kein Unfrommer oder Sünder ſollte leben bleiben. Zum Theil beriefen ſie ſich auf Luther, ſagten aber, es werde noch ein Andrer über ihn kommen mit einem höheren Geiſt. Es war dieß außer einigen Andern namentlich Nicolaus Storch, ein Tuchmacher, und der nachher ſo berüchtigte Thomas Münzer, der ſchon in Zwickau durch ſeine Predigten das Volk erregt hatte. Luther, den der Churfürſt durch Melanchthon fragen ließ, was zu thun ſei, erwiederte, man ſolle die Geiſter prüfen; noch höre er nichts von ihren Reden und Thaten, was der Satan nicht auch thun und nachäffen könne. Zugleich widerlegte er ihre Einwürfe gegen die Kindertaufe und ſchrieb: Wenn ſie blos Offenbarungen vorgeben und dadurch berufen ſein wollen —, ob ſie auch ſprächen, daß ſie bis in den dritten Himmel entzückt worden, ſo haltet es darum nicht für gut. Da nun auch Carlſtadt und ſeine Anhänger es immer ärger machten, baten die Wittenberger dringend, daß Luther zurückkomme, um dem Unfug kräftig zu ſteuern. Der Churfürſt aber beſtand darauf, daß Luther noch nicht wieder nach Wittenberg komme, da ihm nicht nur Herzog Georg von Sachſen feindlich geſinnt ſei, ſondern auch der Papſt und der Kaiſer ſeine Auslieferung verlangen würden, welches ihm, dem Churfürſten, zu ſchwer falle, da ihm nichts betrübender wäre, als wenn Gottes Werk ſollte gehindert werden, und er auch Luthern in Gnaden gewogen ſei. Luther dagegen, der die Gefahr der Kirche erkannte, machte ſich freudigen Geiſtes von der Wartburg auf gen Wittenberg. Unterwegs

ſchrieb er an den Churfürſten, der Jammer um die gute Sache des Evangeliums laſſe ihm keine Ruhe; vor Herzog Georgs Zorn fürchte er ſich nicht. „Stünde die Sache zu Leipzig (wo der Herzog reſidirte), wie zu Wittenberg, ſchreibt er, ſo wollte ich doch hineinreiten, wenn es gleich, (Ew. Churfürſtliche Gnade verzeihe meine närriſche Rede) wenn es gleich 9 Tage lauter Herzog George regnete, und ein jeglicher wäre 9fach wüthender, denn dieſer iſt. Es iſt ein andrer Mann, mit dem ich handle, fährt er fort; hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Churfürſtlichen Gnaden Schutz zu begehren; ich komme in gar viel einem höhern Schutz nach Wittenberg. Urſach bringt, und Gott zwingt und ruft. So ſei es alſo im Namen Jeſu Chriſti, ob ich auch alle Stunden des Todes gewarten müßte."

Alsbald nach ſeiner Ankunft trat er gegen die Umſturzmänner auf und predigte 8 Tage hinter einander mit ſo hinreiſſender Beredſamkeit, daß ſich nach und nach der wilde Sturm legte. Ich bin dem Ablaß und allen Papiſten entgegen geweſen, ſprach er unter Anderm, aber mit keiner Gewalt. Hätte ich wollen mit Ungemach fahren, ich wollte Deutſchland in ein großes Blutvergießen gebracht, ja zu Worms wohl ein Spiel angerichtet haben, daß der Kaiſer nicht ſicher geweſen wäre. Aber ich habe allein Gottes Wort getrieben, gepredigt und geſchrieben. Das Wort hat Alles gehandelt und ausgerichtet. Das iſt allmächtig. Das nimmt gefangen die Herzen, und wenn die gefangen ſind, ſo laß' Alles Andere hintennach von ihm ſelbſt zerfallen."

Nicht minder freilich durchſchaute es Luther wohl, wie der durch ihn hervorgerufene gewaltige Umſchwung der Dinge nicht umhin konnte, auf beiden Seiten unreine Leiden-

ſchaften aufzuregen und die Gemüther aus der gewohnten Ordnung zu bringen. Der tödtliche Haß und Widerſpruch gegen das Evangelium und ſeine Anhänger und Verfechter auf der einen Seite machte, daß man auch auf der andern nicht immer in den Schranken der Mäßigung blieb; wie es ſich ja auch zu jetziger Zeit in Italien zeigt, daß man da, wo ſich ein neuer, beſſerer Zuſtand bilden will, durch eine Zwiſchenzeit voll Unruhe und Verwirrung hindurch muß. Ich ſehe, ſchrieb Luther im Frühjahr 1522, daß der Satan damit umgeht, nicht nur das Evangelium zu vertilgen, ſondern ganz Deutſchland mit ſeinem eignen Blute zu überſchwemmen. Er warnt daher vor Aufruhr und Empörung und ermahnt dringend zum Gebet und zur Beſonnenheit, daß man, wie er ſich ausdrückt, diejenigen nicht überfahre, welche noch am Alten feſthielten, und ſie nicht mit Gewalt fortzureiſſen ſuche, welches Manche nur thäten, um etwas Neues zu wiſſen und für gut lutheriſch zu gelten. Ich bitte, ſagt er bei dieſer Gelegenheit, man wolle meines Namens ſchweigen, ſich nicht lutheriſch, ſondern Chriſten heißen. St. Paulus wollte nicht leiden, daß die Chriſten ſich ſollten nach ſeinem oder ſonſt eines Apoſtels Namen nennen. Wie käme denn ich Aermſter dazu, daß man die Chriſtgläubigen ſollte mit meinem heilloſen Namen nennen?

An manchen Orten drang auch derartige Ermahnung durch, und waren es insbeſondere die Edlen und Ritter, Laien alſo, auf die mit dem Sinn für evangeliſche Wahrheit damals auch der Geiſt chriſtlicher Liebe und Milde übergegangen zu ſein ſcheint, den Biſchöfe, Prieſter und Mönche nur zu oft verleugneten. So ſchrieb einer der heldenmüthigſten deutſchen Ritter ſeiner Zeit, Hartmuth v. Cronberg,

an die vier Bettelorden, wie die christliche Liebe ihn zwinge, sie brüderlich zu ermahnen, daß sie die reine evangelische Lehre, deren klares Licht Gott wieder erscheinen lasse, mit Freuden annähmen und Gott für seine Gnade dankten; daß sie nicht immer sprächen von Luthers Lehre, als die ketzerisch sei und gottlos; die Lehre, die Dr. Martinus gepredigt, und gegen welche Niemand einen christlichen Grund gefunden, sei nicht seine, sondern geflossen aus dem Bronn des Lebens, Christo Jesu. — Auch an Papst Leo X. richtete derselbige Ritter ein Schreiben mit der ebenso inständigen als demüthigen Bitte, seine weltliche Macht Kaiser Carl zu übergeben, seine geistliche Gewalt aber zu Nutz und Frommen der Christenheit zu gebrauchen. — Wie dem aber auch sein mochte, harte Kämpfe standen Luther noch bevor, und an Anlässen zu immer neuem Streite ließen seine Gegner es nicht fehlen. So war es eben im Jahr 1522 König Heinrich VIII. von England, dessen weiteres Leben fast als eine fortlaufende Kette von Lastern und unmenschlicher Grausamkeit erscheint, — der Luther auf's Aeußerste reizte. — Zu dessen Schrift von der babylonischen Gefangenschaft hatte nämlich der König eine Gegenschrift herausgegeben, in welcher er nicht nur die 7 Sacramente der römischen Kirche mit schwachen Gründen vertheidigte, sondern zugleich mit sehr unköniglichen Schimpf- und Schmähreden Luther heftig angriff, wodurch er sich zwar von päpstlicher Seite den Ehrentitel eines Beschützers des Glaubens erwarb, von Seiten Luthers aber sich eine rücksichtslos scharfe Entgegnung zuzog. Das ganze Buch König Heinrichs, schrieb er, steht auf Menschensprüchen und Brauch. Kann er beweisen, daß dieselbigen Artikel des Glaubens machen, so gebe ich mich ge-

fangen; wo nicht, so habe ich gewonnen, denn ich berufe mich auf Gottes Wort und Schrift gegen Menschensprüche und Brauch. Auch möchte ich wissen, fährt er fort, wie der König mein Herz geseh'n, daß er mich so dürstiglich schilt, als sei ich hoffährtig und häßig. Ich meinte, es wüßte mein Herz Niemand als Gott. So ist auch mein Schelten nimmer so giftig gewesen wie des Königs von England, sondern ich habe mit Schriften Ursach gezeigt, fröhlich und frei drein gehauen, wie die Propheten, Christus und die Apostel auch thaten. Oder flucht nicht Petrus einem Simeon, dem Zauberer, daß er mit seinem Gelde soll zum Teufel fahren? So auch Christus nicht immer sanft gewesen ist, sondern die verstockten Juden, die ihn mit giftigem Haß verfolgten, Otterngezücht, Mörder und Kinder des Teufels nennt, die Schriftgelehrten und Pharisäer aber, ob sie wohl auf dem Stuhl Mosis sassen, Heuchler, Blinde und verblendete Blindenleiter schilt und über sie Wehe und aber Wehe ruft. — Ruhiger und milder, ohne einen persönlichen Gegner im Auge zu haben, faßte er sich um dieselbe Zeit in einer andern Schrift „Von Menschenlehre zu meiden," — zu Trost und Errettung der armen Gewissen, wie er sagt, so in Klöstern und Stiften durch Menschenlehre gefangen liegen, damit sie sich rüsten und stärken, durch Gottes Wort zu bestehen in Todesnöthen und andern Anstössen. Den frechen, zuchtlosen Köpfen aber, fährt er fort, die ihr christliches Wesen allein damit aufwerfen, daß sie Eier, Fleisch, Milch essen, nicht beichten, Bilder stürmen u. s. w., will ich hiermit nicht gedient haben. Nur den armen, gefangenen, demüthigen Gewissen will ich die christliche Freiheit predigen, daß, wo arme Kinder, Nonnen oder Mönche sind, die gern heraus

wären, ihr Gewiſſen berichten mögen, wie ſie mit Gott und ohne Schaden ihrer Seele herauskommen und ſolcher Freiheit züchtiglich und chriſtlich brauchen können.

Ueberhaupt war Luther, wie heftig er auch oft gegen die Widerſacher evangeliſcher Wahrheit eiferte, im tiefſten Grunde ſeiner Seele theilnehmend, liebevoll und ſtets bereit, Anderer Noth zu lindern, ohne je an ſich ſelbſt zu denken oder für ſich ſelbſt etwas zu verlangen. — Glaubt denen nicht, ſchrieb er einſt an den Churfürſten, indem er demſelben für die ihm geſchenkten Kleiderſtoffe dankte, glaubt denen nicht, die ſagen, ich habe Mangel. Ich habe leider mehr, zumal von Ew. Churf. Gnaden, als ich im Gewiſſen vertragen kann. Bitte derhalben, Ew. Churf. Gnaden wolle warten, bis ich ſelber klage, damit ich nicht durch Euer Zuvorkommen ſcheu werde, für Andere zu bitten, die viel würdiger ſind ſolcher Gnade. Doch will ich Euch zu Ehren den ſchwarzen Rock tragen. — Dagegen verwandte er ſich ein andermal bei dem Churfürſten inſtändig für einen armen alten Mann mit Hinweiſung auf Chriſti Wort, »date, et dabitur vobis«, indem er hinzufügt: Wo date (gebet) reich iſt, da wird dabitur (Euch wird gegeben) noch viel reicher ſein. Auch ſoll Ew. Ch. Gnaden ſich gewiß halten, daß ich den Mann nicht werde alſo laſſen, ich werde ehe ſelbſt für ihn betteln gehn. — Ja, wie herzhaft Luther auch erſcheint und von ſeinen Gegnern aufgereizt ihnen Trotz bot und in Zorn erglühte, ſo war er doch nicht minder von ſo demüthiger, friedſamer Geſinnung, ſo beſcheiden und zartfühlend, daß ein oberflächlicher Beobachter ihn für einen ſchwachen, ſchüchternen Menſchen gehalten hätte. Wie es denn ohne Zweifel eine beachtenswerthe Thatſache iſt, daß, ſo lange er lebte, der Streit

und Hader nicht zum offnen Ausbruch kam, und ein Beweis ſeiner Seelengröße, daß die gewaltige Bewegung, die er angeregt hatte, ihn nicht fortriß, daß er ſie vielmehr mit feſter Hand leitete und den Frieden aufrecht hielt. — Ehe wir dem Gange der Geſchichte weiter folgen, erlauben Sie mir wohl, demſelben etwas vorgreifend, hier einige von den weichen, ſanften Seelenklängen anzuführen, die bei einem ſo feſten, großen Herzen doppelt rührend ſind. — Eines Abends bei Sonnenuntergang im Garten zu Wittenberg hatte ſich ein Vogel zur Nachtruhe auf einen Baum geſetzt. Dieß kleine Vöglein! ſagte Luther: über ihm ſind die Sterne und der tiefe Himmel voller Welten; aber es hat ſeine Flüglein zuſammengelegt, hat ſich traulich da zur Ruhe begeben wie in ſeine Herberg. Sein Schöpfer hat ihm auch eine Herberge gegeben. — Ein andermal blickt er mitten in der Nacht von ſeinem einſamen Patmos hinaus in's Freie. Lange Wolkenzüge ſegeln durch das große, unermeßliche Himmelsgewölbe. Wer ſtützt das Alles? fragt er; Keiner hat je ſeine Säulen geſeh'n, und doch wird es geſtützt. Gott ſtützt es, antwortet er ſich ſelber, und wir ſollen wiſſen, daß Gott groß iſt, daß Gott gut iſt, und ſollen vertrauen, wo wir nicht ſehen können. — Eine rührende Haltung zeigte er weiterhin am Sterbebette ſeines Töchterchens. Er iſt darein ergeben, daß ſein Lenchen ſterben ſoll, und ſehnt ſich doch unausſprechlich: „ach daß ſie leben möchte!“ In ſchauerbewegten Gedanken folgt er dem Flug ihrer kleinen Seele in das unbekannte Jenſeits und tröſtet ſich mit den Worten: „Weinet nicht; das Mägdlein iſt nicht todt, ſie ſchläft.“ — Kennzeichnend für die Zartheit und Tiefe ſeines Gemüths iſt überdieß Luthers Liebe zur Muſik. Vor ihr fliehe der Teufel, ſprach er, und

oft ſchaffte er ſich wohl in den Tönen ſeiner Flöte oder Laute den Ausdruck für Manches, was er in Worte zu faſſen nicht vermochte.

Eben hier möchte es nun auch an der Stelle ſein, über das große Werk Luthers, durch welches er ſich um unſere Kirche und in gewiſſer Hinſicht um das ganze deutſche Volk ein unſterbliches Verdienſt erworben, ein Wort zu ſagen; ich meine die Uebertragung der h. Schrift A. und N. Teſtaments in unſre Mutterſprache. — Wohl waren ſchon aus früherer Zeit Verdeutſchungen der Bibel vorhanden, wenigſtens einzelner Theile derſelben. Schon um die Mitte des 4. Jahrhunderts chriſtlicher Zeitrechnung hatte Ulfila, Biſchof der Gothen, ſie in's Gothiſche überſetzt, wovon ein Theil des Neuen Teſtaments handſchriftlich noch in dem ſogenannten codex argenteus auf der Bibliothek zu Upſala exiſtirt. Auch war in der erſten Hälfte des 9. Jahrhunderts, kurz nachdem die Sachſen zum Chriſtenthum bekehrt worden, auf Veranlaſſung Ludwigs des Frommen die ſogenannte altſächſiſche Evangelienharmonie erſchienen, welche man jetzt Heliand oder Heiland nennt. Es iſt dieß aber keine eigentliche Bibelüberſetzung, ſondern eine nach den Berichten der vier Evangeliſten verfaßte poetiſche Erzählung des Lebens Chriſti, ein Epos, in welchem Chriſtus als ein gewaltiger Völkerfürſt auftritt, der umgeben von ſeinen Getreuen im Gefolge unzählbarer Schaaren daherzieht, um die Gaben des ewigen Lebens auszutheilen. — In ähnlicher Art hatte der Benedictinermönch Ottfried im Elſaß ebenfalls im 9. Jahrhundert eine Evangelienharmonie dichteriſch in Reimen verfaßt, welche neuerdings unter dem Tjtel „Kriſt“ herausgegeben iſt; während im 11. Jahrh. Notker, Mönch und Abt des Kloſters zu St. Gallen, die Pſalmen

überſetzte und eine Auslegung derſelben beifügte. — Seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, wo ſich in Deutſchland das Verlangen nach Schrifterkenntniß allgemeiner regte, waren dann noch vor Luther in hoch- und in plattdeutſcher Sprache wohl 20 verſchiedene Bibelüberſetzungen an's Licht getreten, ſämmtlich jedoch nicht aus dem Grundtext gearbeitet, ſondern nach der in der römiſchen Kirche angenommenen mangelhaften lateiniſchen Ueberſetzung, der ſogenannten Vulgata, ſämmtlich undeutſch und geſchmacklos, und keine weder ihrer Beſchaffenheit, noch ihrer Wirkung nach mit der lutheriſchen nur von fern zu vergleichen. — Mit großem Fleiße hatte ſich Luther auf die erſt zu ſeiner Zeit wieder aus dem Dunkel hervorgezogene Grundſprache des Alten und des Neuen Teſtaments, das Hebräiſche und Griechiſche, gelegt, in der beſtimmten Abſicht, die ganze Bibel in's Deutſche zu übertragen. — Mit geringen Hülfsmitteln verſehen hatte er, bei Tag und bei Nacht arbeitend, ſchon auf der Wartburg das ganze Neue Teſtament und einen Theil des Alten verdeutſcht, darnach aber in Wittenberg mit Melanchthon und anderen gelehrten Freunden die Arbeit durchgeſehen und mit der größten Sorgfalt bei jeder neuen Auflage ſein ganzes Leben hindurch daran gebeſſert. — Das N. T. erſchien ſchon 1522 in zweiter Auflage, die ganze Bibel aber zuerſt im J. 1534 zu Wittenberg. — Fragen wir nun, was Luthers Verdeutſchung vor allen andern früher oder auch ſpäter erſchienenen unverkennbar auszeichnet, ſo iſt dieß nicht nur ihre Gründlichkeit (ob immerhin einzelne Unrichtigkeiten vorkommen mögen), ſondern vor Allem das hob Luthers Werk ſo hoch über ſeine Vorgänger und drückt ihm den Stempel unvergänglicher Dauer auf, daß er ſich in den Sinn und Geiſt

der Offenbarungsurkunde hineinlebte und ſich ganz und gar mit Seele und Geiſt und Gemüth dem göttlichen Stoff öffnete und hingab. — So iſt auch durch ihn die Bibel erſt ein Volksbuch geworden, oder wie man es wohl ausgedrückt hat: „er zog die Bibel erſt unter der Bank hervor“, indem er mehr wie jeder Andere den herzlichen, kräftigen, geſunden Ausdruck und Ton des Volkes traf, während er zugleich unſere Sprache zu ihrer Reinheit erhob und namentlich den Sieg des Hochdeutſchen über die anderen Mundarten durch ſeine Bibelüberſetzung entſchied. — Ohne daß es wohl einer weiteren Ausführung bedarf, wie bedeutungsvoll bei uns nicht etwa ein akademiſches Lexikon — wie in Frankreich das der académie française oder in Italien das der academia della Crusca — die Regel und Richtſchnur der Sprache geworden iſt, ſondern das Buch der Bücher, und zwar in einer Uebertragung, welche den in Luther mit Vollkraft wieder erwachten evangeliſchen Geiſt abſpiegelt; — laſſen Sie mich, ehe wir weiter gehen, nur noch anführen, wie ſich der fromme und gelehrte Fürſt Georg von Anhalt, Dompropſt zu Magdeburg und Meißen, über die Arbeit im Ganzen ausſpricht. „Wer kann ſagen — ſchreibt er — was für ein großer Nutz und göttliche Wohlthat iſt, daß die ganze Bibel, beide A. und N. Teſtaments, durch den ehrwürdigen, lieben Dr. Martin Luther und Andere, ſo er dazugezogen, aus den Ebräiſchen und Griechiſchen Hauptquellen in unſre deutſche Sprache, aus ſonderlicher Gnade und Gabe des heiligen Geiſtes, ſo reinlich, klar und verſtändlich gebracht worden, daß auch David und die h. Propheten ſammt den Evangeliſten und Apoſteln, ja unſer Herr Chriſtus ſelbſt ſo vernehmlich und deutlich in Wort und Sinne reden, als wären ſie in unſrer Mutterſprache ge-

boren und erzogen." — Er ſchließt dann mit der Mahnung: „Wir aber ſollten Gott danken für ſolche Gnade und bitten, daß wir ſolche Translation lieb und werth halten, behalten und auf unſre Nachkommen bringen mögen." —

Wenn nun unſtreitig in erſter Stelle die Bibel nach Luthers Verdeutſchung das rechte Volks- und Erbauungsbuch geworden iſt, und dadurch das Werk der Reformation mächtig gefördert wurde, ſo wird ſich damit auch die große Bedeutung des aus der Reformation gebornen evangeliſchen Kirchenliedes des 16. Jahrhunderts ſammt deſſen volksmäßigem Geſange nicht verkennen laſſen. — Vor Allem waren es Luthers Lieder, welche wie auf Windesflügeln von einem Ende Deutſchlands zum andern flogen und Aller Herzen ergriffen und erhoben. — Sein „Wir glauben All' an Einen Gott" — oder „Nun freut euch, liebſte Chriſteng'mein" — oder „Erhalt uns Herr bei deinem Wort" — oder „Aus tiefer Noth ſchrei' ich zu dir" — oder ſein Heldengeſang „Eine feſte Burg iſt unſer Gott", den der alte Deſſauer des allmächtigen Gottes Generalmarſch nannte, — ſie ſchrieben ſich wie mit lebendigen Buchſtaben in tauſend und abertauſend Herzen ein, um ſo mehr da ſie, kaum gedichtet, an den Thüren geſungen, von den Straßen aber bald in alle Kirchen und Häuſer drangen, und alſo oft ganze Städte wie mit einem Schlage für den evangeliſchen Glauben gewonnen wurden. — Neben Luther und durch ihn angeregt leuchteten dann zu gleicher Zeit ein Paul Speratus mit ſeinem „Es iſt das Heil uns kommen her", ein Nicolaus Decius mit ſeinem „Allein Gott in der Höh' ſei Ehr'" — und Andere als Verfaſſer evangeliſcher Kirchenlieder hervor, während ſpäterhin ein Paul Gerhardt, eine Churfürſtin Louiſe Henriette von Brandenburg,

ein Georg Neumark, Joachim Neander, Gottfried Arnold, Gellert und Klopſtock, — mancher Ehrennamen zu geſchweigen — bald in Schmerzenslauten, bald in Jubeltönen, immer aber in evangeliſchem Geiſte ausſangen, was ſie im tiefen Herzensgrunde bewegte, woran die in herzerhebenden Weiſen ſingende Gemeinde ſich erbaute und bis auf dieſen Tag erbaut. —

Nehmen wir nun den Faden der Geſchichte noch für einige Augenblicke wieder auf, ſo führt uns derſelbe auf den Reichstag zu Nürnberg, der noch im ſelbigen Jahre 1522, als Luther nach Wittenberg zurückgekehrt war, begann. Nach Leo X. Tode hatte Hadrian VI. den päpſtlichen Stuhl beſtiegen. Einer Verbeſſerung der Kirche, welche er in guter Meinung vornehmen wollte, widerſtrebten die Kardinäle, da man, wie es bei Pallavicini heißt, ſolch aufrühriſches Feuer, wie in Deutſchland ausgebrochen, dämpfen müſſe, und zwar nicht mit Nachgiebigkeit, ſondern mit Schrecken und mit einem Blutregen. — An mehreren Orten wurde auch in dieſer Art verfahren, das Auguſtinerkloſter in Antwerpen wurde z. B. zerſtört, und die Mönche, die der reinen Lehre anhingen und nicht widerrufen wollten, wurden zum Tode verurtheilt. In gleichem Sinne überbrachte der päpſtliche Legat den verſammelten Reichsſtänden ein Breve, in welchem die Deutſchen insgemein, ſonderlich die Fürſten, hart angelaſſen wurden, daß eine ſo ſtreitbare, andächtige Nation durch ein Mönchlein, der vom chriſtlichen Glauben abgefallen und gegen Gott lügenhaft geweſen, ſich wollte verführen laſſen, da doch ihre Voreltern den Johann Huß und Hieronymus v. Prag auf dem Concilio zu Konſtanz mit verdienter Straft belohnt hätten. — Zugleich ließ jedoch der Papſt erklären: „Wir wiſſen, daß in

dem h. Stuhl ſeither viel gräuliche Mißbräuche in geiſtlichen Dingen geweſen, und daß die Krankheit vom Haupt in die Glieder gefahren", weshalb er mit Fleiß auf eine Beſſerung bedacht ſein wolle; nur müſſe man hiermit, da die Krankheit faſt veraltet ſei, langſam verfahren, — wozu Luther die Gloſſe machte: ſo, daß man alle 100 Jahre einen Schritt thäte. — Auch ließen ſich dadurch die Reichsſtände nicht irre machen, ſondern übergaben, wie ſchon zu Worms geſchehen, abermals 100 Beſchwerden nicht nur wegen der Liſt und der Kunſtgriffe der römiſchen Kleriſei, für Dispenſen, Abläſſe u. ſ. w. alles Geld bis auf den letzten Groſchen aus Deutſchland zu ziehen, ſondern auch, wie ſie ungeſcheut ſagten, wegen des ſchandbaren Lebens der meiſten Geiſtlichen. — Zugleich trugen ſie auf ein allgemeines Concil an, binnen Jahresfriſt, in Cöln oder Mainz oder Straßburg, jedenfalls in einer deutſchen Stadt, wo eine gründliche Unterſuchung geſchehen müſſe, welches die rechte evangeliſche Lehre ſei. Von Seiten des päpſtlichen Legaten wurde darauf erklärt, ſolche Dinge müſſe man nicht unter die Leute bringen, der Papſt werde Alles thun, was ſich mit Ehren thun laſſe; gleichwie der Kaiſer im Reichsabſchied vom Jahre 1524 ſich ſehr ungehalten darüber äußerte, daß die päpſtlichen Urtheile und kaiſerlichen Mandate wider Luther bisher nicht gehandhabt ſeien, und zugleich befahl, das Wormſer Edict in aller Strenge zu vollziehen. — Am ſchlimmſten aber war es, daß dem päpſtlichen Legaten, der ſich nach beendigtem Reichstag von Nürnberg nach Regensburg begab, ſein Bemühen gelang, die deutſchen Stände, die ſeither in erfreulicher Art gemeinſam gehandelt hatten, unter einander zu entzweien. — Ohne daß noch die evangeliſch geſinnten Fürſten als ſolche ſich mit einander ver-

bündet, oder auch nur Einer von ihnen sich ausdrücklich von Rom losgesagt hätte, schlossen der Bruder des Kaisers, Erzherzog Ferdinand, die Herzöge Wilhelm und Ludwig in Bayern sammt einer namhaften Zahl von Bischöfen einen Bund, durch den die nachher immer größer gewordene Spaltung in Deutschland sich zu realisiren anfing. Ihr Programm führte den Titel: Vereinigung etlicher Stände, so der papistischen Religion anhängig, — und verbanden sie sich ausgesprochener Maßen, Kaiserlicher Majestät Edict und Mandat contra Doctorem Martinum Lutherum in ihrem Gebiete vollziehen zu wollen, während sie, um den Beschwerden deutscher Nation Genüge zu thun, eine sogenannte Constitution zur Abschaffung der Mißbräuche aufstellten, hauptsächlich gerichtet gegen das ärgerliche Leben des niedern Klerus, welchem besonders das Hexen und Wahrsagen verboten wurde, wobei aber wie zum Hohn des deutschen Volkes von einer gründlichen, schon seit länger als hundert Jahren auf den großen Concilien zu Konstanz und Basel, wie auf den Reichstagen immer lauter geforderten und zu immer schreienderem Bedürfniß gewordenen Reformation keine Rede war. — —

Eben bei diesem traurigen Stand der Dinge ist's dann wiederum nur um so erfreulicher, daß im Volk die Hinneigung zum gereinigten Glauben immer entschiedener hervortrat, und die Anhänglichkeit an denselben immer stärker wurde. — Nicht nur im nördlichen, sondern auch im südlichen Deutschland, vornemlich in den freien Reichsstädten erglänzte das reine Licht des Evangeliums immer heller. — Zu Straßburg z. B. ertheilte der Rath im Jahr 1524 die Erlaubniß, in allen Kirchen das Evangelium frei zu predigen,

ſetzte den Mönchen einen Unterhalt aus und beſtimmte die Einkünfte der Klöſter zu wohlthätigen Zwecken. Im ſelbigen Jahre bewilligte der Rath zu Ulm, daß in der Stadt ſelbſt und auch im Münſter das Wort Gottes gepredigt werde, nachdem ſchon früher an Sonn- und Feiertagen viele Hunderte ſich vor den Thoren um evangeliſche Prediger verſammelt hatten. — In Nürnberg nahmen zu Oſtern des Jahres über 3000 Menſchen das heil. Abendmahl unter beiden Geſtalten. Die beiden Pröbſte zu St Sebaldus und St. Lorenz ſchafften alle Mißbräuche der Meſſe ab, und als Erzherzog Ferdinand bei dem Rath der Stadt Klage führte, erklärte dieſer herzhaft, daß man nicht irgend einer unchriſtlichen Irrſal anhängig ſein, ſondern bei dem h. Evangelium und lauteren Wort Gottes ſtehen und bleiben wolle. — Auf gleiche Weiſe geſchah es zu Schwäbiſch-Hall im Würtembergiſchen, zu Heidelberg durch den Churfürſten v. d. Pfalz und im Zweibrückiſchen durch Pfalzgraf Wolfgang, während noch im Jahre 1523 zu Frankfurt a. M. durch eine Deputation des Raths ſämmtliche Prediger in Kirchen und Klöſtern nach einhelligem Beſchluß des Raths beſchieden wurden, fortan nichts als das Wort Gottes pur und lauter zu predigen. — In Breslau zeigten ſich auch die Biſchöfe der evangeliſchen Lehre geneigt, und in Magdeburg fiel derſelben faſt die ganze Stadt an einem Tage zu. Am 23. Juni 1524 willigte nämlich der Magiſtrat in die Bitte der Bürgerſchaft, man ſolle ihnen das Wort Gottes rein, ohne Menſchenſatzungen vortragen, die Meſſe einſtellen und das h. Abendmahl unter beiden Geſtalten ſpenden. Auch müſſe die Prieſterehe erlaubt ſein; die Klöſter müßten aufgehoben, den Mönchen zeitlebens ihr Unterhalt gewährt, und ihre Bettelei abgeſchafft werden.

Um dieſelbe Zeit publicirte der Biſchof von Samland in Preußen ein Edict, kraft deſſen die Taufe hinfort deutſch geſchehen ſollte, zugleich aber Luthers Schriften, beſonders ſeine Bibelüberſetzung, gebilligt und empfohlen wurden. — Gleichermaßen neigte ſich der damalige Großdeutſchmeiſter, Markgraf Albrecht von Brandenburg, der evangeliſchen Lehre zu, und da er auf einer Reiſe in perſönliche Berührung mit Luther kam, rieth ihm dieſer, er ſolle heirathen und Preußen in die weltliche Form eines Fürſten- und Herzogthums bringen, worauf derſelbe denn auch im Jahre 1525 das Ordenskleid ablegte und Preußen als erbliches Herzogthum von Polen zum Lehen empfing, im Jahre 1544 aber die Univerſität Königsberg ſtiftete und faſt ohne Widerſtand die Reformation durchführte. — Nicht minder fand Erzherzog Ferdinands Schweſter, die Königin von Dänemark, an Luthers Schriften und der Wiederherſtellung des wahren Glaubens entſchiedenes Wohlgefallen, hatte auf einer Reiſe in Wittenberg eine Unterredung mit Luther und nahm öffentlich, zum großen Verdruß ihres Bruders, das Abendmahl unter beiden Geſtalten; gleichwie die Königin Margarethe v. Navarra im J. 1524 einige Theologen nach Straßburg ſandte, um ſich mit dortigen Predigern über die reine Lehre zu beſprechen, welcher auch der vertriebene Herzog Ulrich v. Würtemberg ſo ergeben war, daß er nach ſeiner Wiedereinſetzung die Reformation in ſeinem Lande einführte.

Freilich blieb die Reaction nicht aus. So wenig man abließ, in Schriften Luther feindſelig anzugreifen und zu bekämpfen; ebenſowenig fehlte es an gewaltſamen, zum Theil blutigen Repreſſalien wider die evangeliſche Wahrheit und ihre Bekenner. — Herzog Georg, von Anfang an der reformatoriſchen

Bewegung zuwider, verfuhr in ſeinem Gebiete maſſenhaft mit Gefängniß und Martern, mit Verjagung von Haus und Hof. In Schwaben wüthete im J. 1524 ein wahnſinniger Ketzermeiſter, Namens Reichler (ähnlich jener Konrad v. Marburg zur Zeit der h. Eliſabeth), der die Evangeliſchen, beſonders die Prediger, wo er ſie fand, an die nächſten Bäume aufhängen ließ. Im Elſaß wurde nicht ſelten mit Hinrichtungen verfahren; die Städte Wien, Ofen und Prag boten blutige Schauſpiele von Enthauptungen und Scheiterhaufen dar. — Heinrich v. Zütphen, früher Prediger in Bremen, als muthiger Zeuge der Wahrheit von Pfaffen und Mönchen verfolgt, wurde zu Dietmar in Schleswig-Holſtein nach ſtundenlanger, grauſamer Mißhandlung lebendig verbrannt. — Schon im Jahr 1523 war eine heftige Verfolgung in den Niederlanden, wo der verrufene Jacob Hochſtraten und Nicolaus Egmondanus wie Bluthunde wütheten. Unter andern Opfern ihres grauſigen Fanatismus wurden auf ihren Betrieb zwei junge Auguſtinermönche aus Antwerpen, Heinrich Voes und Johann Eſch, da ſie nicht widerrufen wollten, in Brüſſel zum Scheiterhaufen geführt und öffentlich verbrannt. Wie es blos Fabeln und menſchliche Satzungen waren, die ſie nicht annehmen wollten, ſo waren es die reinſten Lehren des Chriſtenthums, zu denen ſie ſich ſtandhaft bis an ihr Ende bekannten, obwohl man nachher erdichtete, ſie hätten noch im Feuer widerrufen. In einem Sendſchreiben Luthers an die Chriſten in Holland und Brabant preiſt er ſie ſelig, weil ſich der Herr unter ihnen ſolche Märtyrer auserſehen, während Erasmus bezeugt, daß dieſes vergoſſene Blut reichlich gefruchtet und Viele zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht habe. Das bekannte Lied Luthers „Von den zweien Märtyrern Chriſti

u Brüſſel, verbrannt im Jahre 1523", ſchließt mit den Worten:

Die Aſchen will nicht laſſen ab,
Sie ſtäubt in allen Landen,
Hie hilft kein Bach, Loch, Grub noch Grab,
Sie macht den Feind zu Schanden;
Die er im Leben durch den Mord
Zu ſchweigen hat gedrungen,
Die muß er todt an allem Ort
Mit aller Stimm' und Zungen
Gar fröhlich laſſen ſingen.

Noch laſſen ſie ihr Lügen nicht,
Den großen Mord zu ſchmücken,
Sie geben für ein falſch Gedicht;
Ihr Gewiſſen thut ſie drücken.
Die Heil'gen Gott's auch nach dem Tod
Von ihn'n geläſtert werden,
Sie ſagen: in der letzten Noth
Die Knaben noch auf Erden
Sich ſollen han umkehret.

Dies laß man lügen immerhin,
Sie haben's doch kein Frommen,
Wir ſollen danken Gott darin;
Sein Wort iſt wiederkommen.
Der Sommer iſt hart vor der Thür,
Der Winter iſt vergangen.
Die zarten Blümlein geh'n herfür.
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden.

Siebente Vorlesung.

Fortsetzung:
Die Reformation bis zum Jahre 1529.

Verehrte Anwesende!

Wie sehr man sich auch von verschiedenen Seiten der reformatorischen Bewegung entgegenstemmte, doch machte sie sich immer weiter Bahn, und ohne Sturm und Ungestüm, ohne Zwang und Befehl der Fürsten und Obrigkeiten änderte sich Vieles wie von selbst bei dem blosen Lichte des Evangeliums. Häufig bat man Luther um Rath wegen zu verbessernder Einrichtungen des Gottesdienstes, dessen veraltete Formen durch keine menschliche Gewalt mehr zu halten waren. Immer räth er von Uebereilung ab und dringt auf klare Einsicht in den Grund des Irrthums. Im Jahre 1523 gab er das verdeutschte Taufbüchlein heraus, „daß man anfahe, auf deutsch zu taufen (wie er im Vorwort sagt), und nicht mehr lateinisch, damit die Pathen und Beistehenden desto mehr zum Glauben und ernstlicher Andacht gereizt werden. So gedenke nun (fährt er fort), daß im Taufen diese äußerlichen Stücke das Geringste sind, als da sind: unter Augen blasen,

Kreuz anſtreichen, Salz in den Mund geben, Speichel in die Ohren und Naſe thun, mit Oel auf Bruſt und Schultern ſalben und mit Chryſam den Scheitel beſtreichen, brennende Kerzen in die Hände geben, und was mehr iſt von Menſchen hinzugethan. Das ſind nicht die rechten Griffe, die der Teufel ſcheut oder fleucht, er verachtet wohl größere Dinge. Sondern da ſieh' auf, daß Du im rechten Glauben daſtehſt, Gottes Wort hörſt und ernſtlich mitbeteſt. Das helfe uns Gott!" — In einer gleichzeitigen Schrift: „Weiſe chriſtliche Meſſe zu halten, oder zum Abendmahl zu geh'n" erklärt er, „zu Gottes Tiſche zu gehn, iſt ja eine Ordnung, von Chriſto ſelbſt eingeſetzt, — zur Zeit Chriſti, der Apoſtel und der erſten Gemeinde auf's Einfältigſte und Chriſtlichſte ohne allen Zuſatz gehalten, hernach aber mit ſo viel Menſchenfündlein vermehrt, daß allein der Name auf unſre Zeit kommen iſt, ſonſt nichts." — Alles, was die Meſſe als ein Opfer erſcheinen läßt, will er dann aufgehoben wiſſen, da Chriſtus nach der Schrift einmal ſich ſelbſt geopfert habe, wegzunehmen Vieler Sünden, nicht aber, daß er ſich oftmals opfere oder vom Prieſter opfern laſſe. Auch ſollte bei der Communion Brod und Wein ausgetheilt und genoſſen werden, nach welcher Ordnung zuerſt in Wittenberg und bald an vielen andern Orten verfahren wurde. — Zur Abſtellung der mancherlei bei'm Gottesdienſt eingeriſſenen Mißbräuche verlangt er in einer andern Schrift zuerſt: daß die chriſtliche Gemeinde nimmer zuſammenkomme, es werde denn daſelbſt gebetet und Gottes Wort gepredigt, ſei es auch auf's Kürzeſte, damit Gottes Wort im Schwange gehe und, wie er ſich ausdrückt, daß nicht wieder ein Lören und Tönen daraus werde, wie bisher geweſen. Eins iſt von Nöthen, ſchließt er, nämlich

daß Maria zu Chriſti Füßen ſitze und ſein Wort höre. Das iſt das beſte Theil, ein ewig Wort; alles Andere muß vergehen, wieviel ſich auch Martha zu ſchaffen macht, dem Herrn zu dienen. — Ein beſonderes Anliegen war es Luthern, erbauliche Lieder unter das Volk zu bringen; auch erſchien im Jahre 1524 zu Wittenberg das erſte evangeliſche Geſangbuch. Er ſelbſt hatte am geiſtlichen Geſang ſolche Freude, daß, als einſt vor ſeiner Hausthüre das Lied des Paul Speratus: „Es iſt das Heil uns kommen her“, welches er vorher noch nicht gehört, von einem Bettler geſungen wurde, er es nochmals ſingen ließ und mit Thränen Gott dankte, daß er ſein Wort durch ſolche Geſänge ſo weit und breit erſchallen laſſe. — Nachdem zu Ende des Jahres 1524 ſämmtliche Auguſtinermönche zu Wittenberg das Kloſter verlaſſen hatten, und auch der Prior ſich nicht länger wollte halten laſſen, verließ es Luther endlich gleichfalls und übergab es dem Churfürſten, legte dann auch das bis dahin getragene Mönchskleid ab und kam in die Kirche mit einem Prieſterrock, wozu ihm der Churfürſt das Tuch geſchenkt hatte.

Laſſen Sie mich hier noch einer Schrift Luthers aus derſelben Zeit erwähnen, worin er den wahren Begriff der Kirche feſtſetzt. Dabei, ſagt er, ſoll man die chriſtliche Kirche oder Gemeinde gewißlich erkennen, wo das lautre Evangelium gepredigt wird, und die Sacramente recht, nach Chriſti Einſetzung, verwaltet und gebraucht werden. Denn gleichwie man an dem Heerpanier als ein gewiſſes Zeichen erkennt, was für ein Herr und Heer zu Feld liegt, ſo auch an dem Evangelio, wo Chriſtus und ſein Heer liegt. Daher Biſchöfe, Stifte, Klöſter, und was des Volks iſt, längſt keine Chriſten oder chriſtliche Gemeinden geweſen ſind, dieweil ſie auf Menſchenlehre ſteh'n

und das Evangelium gar von ſich vertrieben haben und noch vertreiben. In ſolchem Handel muß man ſich gar nicht kehren an Menſchengeſetze, Brauch und altes Herkommen, es ſei vom Papſt oder Kaiſer, Fürſten oder Biſchöfen, es habe's die halbe oder ganze Welt ſo gehalten, es habe 1 oder 1000 Jahre gewähret. Denn die Seele des Menſchen iſt ein ewig Ding, darum muß ſie auch nur mit ewigen Worten regiert ſein.

Inzwiſchen hatte das Wort Gottes, von Luther und ſeinen Anhängern verkündigt, in Wittenberg, ſo auch an vielen andern Orten die Kloſtergefängniſſe geſprengt, und Schaaren von Mönchen und Nonnen traten hinaus, friſche Luft zu athmen unter Gottes freiem Himmel. — In der Charwoche 1523 verließen 9 adelige Jungfrauen: Veronica und Margaretha von Zeſchau, Laneta von Golis, Ave von Schönfeld und andere, unter ihnen auch Katharina von Bora, das Kloſter Nimptſch bei Grimma, bald darnach 16 andere das Kloſter Widderſtätten im Mansfeldiſchen. Keine Spur davon, daß Luther geſonnen geweſen ſei, eine derſelben zu heirathen; einer Frau Argula von Stauffen, zu ihrer Zeit eine Art Prophetin, die ihn ermahnt hatte, in den Eheſtand zu treten, ließ er vielmehr durch Spalatin ſagen, er denke nicht daran, hoffe auch, nicht lange mehr zu leben. Da ſich jedoch die geweſenen Nonnen zuerſt an ihn zu wenden pflegten, machte ihm ihr vorläufiges Unterkommen viel zu ſchaffen. Ich bitte Euch, ſchrieb er an Spalatin, den churſächſiſchen Hofprediger, daß Ihr ein Werk der Barmherzigkeit an ihnen thut und bei Euren reichen Hofleuten etwas Geld für mich bettelt, daß ich ſie 8—14 Tage erhalten kann, bis ich ſie ihren Anverwandten übergebe. Ich ſelbſt, fügt er bei dieſer Gelegenheit hinzu,

ich habe jährlich 9 alte Sechziger (nach jetziger Rechnung 22 Thaler 12 Groſchen), außerdem bekomme ich von der Stadt keinen Heller, verlange auch nichts, auf daß ich Pauli Ruhm nachahme und Niemand beſchwerlich werde. (Später brachte er es indeß auf 2- bis 300 fl. jährlich.)

Noch größere Sorge aber machte Luthern die gerechte und nützliche Verwendung der Kloſtergüter. In einer eignen Schrift darüber heißt es: „Da ſich die Sache überall ſo ſtellt, als habe Gott und die Welt der Möncherei ſatt, und das Evangelium mächtig dazu hilft, daß ein großer Fall geſchieht der vorigen Stifte, Klöſter und greulichen Grundſuppen, die ſich bisher unter dem Namen göttlichen Dienſtes mit aller Welt Reichthum gefüllt haben, ſo iſt darauf zu ſehen, daß ſolcher leidigen Stifte Güter nicht in die Rappuſe kommen, und jeder an ſich reißt, was er erhaſcht.“ Nach ſeinem Rath ſollten Alle, die im Kloſter bleiben wollten, nicht ausgeſtoſſen oder unfreundlich behandelt, ſondern ihnen genug gegeben, denen aber, die das Kloſter verlaſſen, ihr Eingebrachtes zurückerſtattet oder ſonſt ſoviel gewährt werden, daß ſie ſich eine geeignete Exiſtenz verſchafften. Das Uebrige ſolle zur Unterſtützung Dürftiger in der Gemeinde beſtimmt ſein, und aus den Bettelklöſtern ſolle man gute Schulen machen für Knaben und Mädchen. — So zog denn auch der Churfürſt v. Sachſen, Friedrich der Weiſe, von Kirchen- und Kloſtergütern nichts an ſich. Wenn dieſelben jedoch in manchen deutſchen Ländern auch für Staatszwecke verwendet wurden, ſo iſt dabei nicht zu überſehen, daß das Vermögen der Kirchen, Stifte und Klöſter ſo enorm angeſchwollen war, daß die Staaten ſchier verarmten, und eine Ausgleichung des Mißverhältniſſes endlich erfolgen mußte, wie man ja auch in neueſter Zeit ſelbſt in dem

erzkatholiſchen Spanien auf eine Veräußerung der übermäßig großen Kirchen- und Kloſtergüter Bedacht genommen hat. — Ja wie ſollte es nicht zu loben ſein, daß die Reformation mit den durch ſie disponibel gewordenen Mitteln ſtatt der Möncherei und der verrotteten Stifter für Chorherrn und überzählige Prieſter den Unterricht der Jugend und der Volksbildung in ein neues Leben rief? So gab Luther im Jahr 1524 eine Vermahnung heraus an die Rathsherren aller Städte Deutſchlands, chriſtliche Schulen einzurichten und zu halten. Meine lieben Herren und Freunde, ſchreibt er, ich bitte Euch um Gottes und der Jugend willen, zu bedenken, welch eine ernſte, große Sache es iſt, da Chriſto und aller Welt viel anliegt, daß wir dem jungen Volke helfen und rathen. Damit iſt auch uns Allen geholfen und gerathen. Hat jeder Bürger bisher ſoviel Gelds und Guts an Ablaß, Meſſen, Vigilien, Stifte, Bettelmönche, Brüderſchaften, Wallfahrten, und was des Geſchwärms mehr iſt, verlieren müſſen, und nun ſolches Raubens und Gebens los iſt, ſo wolle er doch hinfort, Gott zu Dank und Ehren, deſſelben einen Theil zu guten Schulen geben. — Was hat man ſeither in Klöſtern und hohen Schulen gelernt, denn nur Eſel, Klötz und Blöcke werden? in 20 und ſoviel Jahren hat Einer noch weder latein noch deutſch gewußt, zu geſchweigen des ſchändlichen Lebens, darinnen die edle Jugend in Klöſtern ſo jämmerlich verderbt iſt. — Wie denn allerdings das ſogenannte Küchenlatein der Mönche eben nicht den beſten Klang hat, und zu ſeiner Zeit in den epistolis virorum obscurorum ſehr ergötzlich perſiflirt ward. — Mit ebenſo dringender Ermahnung wendet er ſich dann an die Regierungen und an die Eltern; wie ſolches denn auch nicht ohne Erfolg blieb, und gewiß

wäre es ein großes Unrecht, zu überſehen, wieviel wir, insbeſondere auch was Jugendbildung und Volksunterricht, was Schulen, Gymnaſien und Univerſitäten betrifft, bis auf dieſen Tag der Reformation zu verdanken haben.

Zwiſchen Alles, was indeß damals in friedlichem Wege zum Beſſern angebahnt wurde, kam eine traurige Epiſode. Wie ein verheerender Sturm erhob ſich im Jahre 1525 faſt über alle deutſchen Lande der Bauernkrieg. Allerdings war zu der Zeit der Zuſtand des Landvolks in Deutſchland ſehr gedrückt, elend und kläglich. Zu den Fürſten und Freiherrn ſtanden nach damaliger ſtrenger Feudalverfaſſung die Vaſallen in der engſten Lehnspflicht, während die unterſte Volksclaſſe in vielen Gegenden ihren Herren gegenüber der perſönlichen und häuslichen Leibeigenſchaft, der vollkommenen Sclaverei unterworfen war. In Böhmen und in der Lauſitz z. B. wurden die Bauern nicht als Perſonen, ſondern als ein Stück des Landguts betrachtet, wie dieß bis jetzt in Rußland für mehr als 20 Millionen Menſchen der Fall war (und zum Theil noch iſt). — Nun hatte man ſchon ſeit Ende des 15. Jahrhunderts ein dumpfes Murren der hart Beladenen vernommen, und ein Funke wilder Empörung glimmte fort, immer von Neuem angefacht durch die vielen Auflagen und Frohndienſte, womit die Fürſten und Herren ihre Unterthanen beſchwerten, ſammt den Zehnten und Steuern, womit die Geiſtlichkeit ſich auf Koſten des armen Volks bereicherte. In den Niederlanden war der Geiſt der Verzweiflung und eigenmächtiger Hülfe gegen den Uebermuth der Edelleute noch am Ende des 15. Jahrhunderts ausgebrochen; 1491 tobte der Aufruhr gegen den Abt von Kempten im Algäu; 1503 war das Bündniß der Bauern in der Umgegend von Speier,

unter dem Namen „der Bundschuh“, 1514 der Aufstand in Würtemberg wegen des von Herzog Ulrich eingeführten Pfenniggeldes; im folgenden Jahre wurden in Kärnthen 2000 aufrührerische Bauern erschlagen, und um dieselbe Zeit fand eine furchtbare Empörung statt in Ungarn und in der Wendischen Mark wegen unerhörter Frevel und Tyrannei der Prälaten und des Adels. — Da nun alle diese Tumulte der Reformation vorhergingen, so konnte man ihr nur aus gehässiger Parteisucht alle Schuld der leider schon seit Jahrhunderten provocirten, jetzt aber gewaltiger losbrechenden stürmischen Bewegung zuschreiben, gleichwie man auch neuerdings feindseliger Weise die Reformation als die eigentliche Quelle der Revolution verschrieen und den Protestantismus als die giftige Wurzel der Empörung zu verdächtigen gesucht hat, obwohl seit den letzten 70 Jahren das katholische Frankreich und das katholische Spanien, Portugal und Italien die rechten Herde der Revolution waren, und die Stürme, welche unser deutsches Vaterland erschütterten, offenkundig eben von dort herüberkamen. — Der Wahrheit zur Steuer soll es jedoch nicht verschwiegen werden, daß dem großen Haufen das tyrannische Joch seiner Dränger im neu aufgegangenen Licht des Evangeliums nur noch unerträglicher erscheinen mochte, und daß man in irriger Anwendung des von Neuem hervorgehobenen Princips christlicher Freiheit nur um so ungeduldiger an seinen Ketten rüttelte. —

In der Gegend von Bamberg und in Schwaben brach noch im im Sommer 1524 der Lärm aus. Im Thurgau hatten sich mehrere tausend aufrührerische Bauern gegen den Abt von Reichenau geschaart, hauptsächlich weil man ihnen evangelische Prediger versagte. Furchtbar wurde aber der Aufstand erst im Jahr 1525, seit

Thomas Münzer die Seele desſelben geworden. — Von Alſtädt in Sachſen, wo er ſchon durch ſchwärmeriſche Reden und Schriften das Volk aufgerührt hatte, ſuchte er ſich in Mühlhauſen einzuſchleichen. — Luther warnte den dortigen Rath und die Gemeinde vor dem finſteren Fanatiker und machte auch den Sächſiſchen Fürſten dringende Vorſtellungen. Der Satan, ſchrieb er, merkt wohl, daß durch das bisherige Toben gegen das Evangelium die Kraft desſelben nur gewachſen iſt, und das Wort Gottes, je mehr man's drückt, deſto mehr läuft und zunimmt. Darum fährt er es nun an mit falſchen Geiſtern und Sekten, und nachdem der ausgetriebene Satan jetzt 1 Jahr oder 3 herumgelaufen iſt durch dürre Stätten, Ruhe geſucht und nicht gefunden, hat er ſich in Ew. Churfürſtl. und Fürſtl. Gnaden Landen niedergethan und ſich ein Neſt gemacht und denkt, unter unſerm Schirm und Schutz wider uns zu fechten. Doch iſt's mir eine ſondere Freude, daß nicht die Unſern ſolch Weſen anfahen, und daß auch Jene ſich nicht rühmen, unſers Theils zu ſein, ſondern vom Himmel kommen ſind, und mit der heil. Schrift iſt's nichts. Gott ſelber hören ſie mit ihnen reden wie mit den Engeln, und iſt's ihnen ein ſchlecht Ding, daß man zu Wittenberg den Glauben, die Liebe und das Kreuz lehret. Aber es ſind nicht Chriſten, die über das Wort Gottes auch mit Fäuſten daran wollen und nicht vielmehr Alles zu leiden bereit ſind, — ob ſie ſich gleich 10 heiliger Geiſter voll und übervoll berühmten. Kirchen und Klöſter zerbrechen und Heiligenbilder verbrennen, das können auch die allerärgſten Buben thun. Chriſtus und ſeine Apoſtel haben die Herzen gewonnen mit Gottes Wort; darnach ſind die Tempel der Heiden und ihre Götzenbilder von ſelbſt gefallen. —

Nachdem ſich Münzer dann in Nürnberg, Baſel und an andern Orten herumgetrieben, kam der Bauernaufruhr unter großem Zulauf von allen Seiten zuerſt in Schwaben zum Ausbruch. Die Forderungen, welche man in 12 Artikeln zuſammenfaßte, beſtanden vorzüglich in folgenden: Die Frohndienſte und andere Beſchwerden ſollten auf milderen Fuß geſetzt werden; Wild, Fiſche und Holz wollte man frei und ohne Entgeld haben; den ſog. kleinen Zehnten (von Fleiſch, Eiern u. ſ. w.) wollte man nicht mehr geben, wohl aber den großen oder Fruchtzehnten, und zwar zum Unterhalt der Pfarrer; letztere ſollten das Wort Gottes ohne alle Menſchenſatzungen vortragen, auch jede Gemeinde das Recht haben, ſich ſelbſt einen Pfarrer zu wählen oder ihn abzuſetzen. Das Schlimmſte aber bei dieſen zum Theil nicht übertriebenen Forderungen war, daß man ſich zugleich der größten Exceſſe ſchuldig machte, die Klöſter und Schlöſſer der Edelleute zerſtörte und viel Menſchenblut vergoß. — Durch das heranrückende Heer des Schwäbiſchen Bundes erlitten jedoch die Aufrührer bald in der Nähe von Ulm eine empfindliche Niederlage. Mit einem andern Haufen in der Nähe von Kempten wurde ein Vertrag geſchloſſen, während noch eine andere Rotte das Städtchen Weinsberg erobert und viele vom Adel umgebracht hatte, worauf Georg Truchſeß, der oberſte Feldhauptmann, den Ort niederbrannte und die Rebellen hinrichten ließ. Zu gleicher Zeit loderten die Flammen des Aufruhrs wie im Elſaß ſo auch in Sachſen und Thüringen, beſonders in Mühlhauſen, wohin Münzer zurückgekehrt war, die Kanzel und das weltliche Regiment an ſich genommen, die Gemeinſchaft der Güter und andern Unfug eingeführt hatte. — Als ſodann Landgraf Philipp von Heſſen und der Herzog von Braunſchweig und

Sachsen mit ihren Truppen heranrückten, zog sich Münzer nach Frankenhausen zurück, wo sich ein Haufe aufrührerischer Bauern gelagert hatte. Obgleich er diese durch die tollsten Versprechungen und vorgeblich göttlichen Zeichen des Sieges zu ermuthigen und anzufeuern suchte, wurde doch die Wagenburg, hinter welcher sie sich verschanzt hatten, gesprengt, Münzer selbst gefangen, und der ganze Schwarm von 8000 Mann, theils auseinandergejagt, zwischen 4- und 5000 aber erschlagen. Die Entwaffnung und Bestrafung der Aufrührerischen bei Meiningen, Hildburghausen und Coburg ging dann rasch von Statten. Im Mai des folgenden Jahres 1526 wurde Münzer mit einigen andern Rädelsführern in Mühlhausen enthauptet.

Indem wir uns nun von diesen blutigen Auftritten wegwenden, lassen Sie mich nur noch bemerken, daß in Churſachsen die Ruhe gar nicht gestört war, und daß, wiewohl die römisch gesinnten Fürsten die ganze Unruhe Luthern allein Schuld gaben, das Feuer des Aufruhrs doch eben da am ärgsten getobt hatte, wo man der reformatorischen Bewegung am hartnäckigsten und feindlichsten entgegentrat.

Noch mitten unter den Stürmen des Bauernkriegs war Churfürst Friedrich der Weise von Sachsen, einer der edelsten Fürsten seiner Zeit und aller Zeiten, gestorben. In einem früheren Testamente hatte er eine bedeutende Summe zu Vigilien und Seelenmessen bei seinem Begräbniß bestimmt, auch 50 Klöstern jedem 20 fl. vermacht, um 4 Wochen lang Andachten für ihn zu halten. In seinem letzten Testament vom Jahr 1525 war dieß Alles weggefallen, und statt dessen nur das Anliegen ausgesprochen, daß Gott ihm um des Verdienstes und bitteren Leidens Christi willen alle seine Sünden

vergeben wolle, und Spalatin erzählt, daß er noch kurz vor seinem Ende zu den Umstehenden gesprochen: „Ihr Lieben, ich bitte Euch um Gottes willen, wo ich nur Einen irgend erzürnt hätte mit Worten und Werken, Ihr wollet mir's vergeben, auch Andre bitten, daß sie mir vergeben"; — indeß er noch gebeichtet und das heilige Abendmahl unter beiden Gestalten mit solcher Andacht genommen habe, daß alle dabei Gegenwärtigen zu Thränen gerührt worden seien.

Um dieselbe Zeit trat Luther in den Stand der heil. Ehe. Die Trauung geschah in Gegenwart des Lucas Kranach und einiger andrer Freunde. Gott hat mich unversehens, schreibt er, da ich viel andre Gedanken hatte, mit der tugendsamen Jungfrau Katharina von Bora, die eine Klosterjungfrau gewesen, wunderbarlich in den Ehestand gebracht. Gott hat's also wollen haben und gemacht; oder wie sein Freund Amsdorf schreibt, er habe damit seinem Vater einen Gefallen und dem Teufel einen Verdruß thun wollen. Damals über 40 Jahre alt, lebte er noch mehr als 20 Jahre in einer glücklichen, gesegneten Ehe, und obgleich sein rascher Entschluß seinen Feinden willkommenen Grund zu allerlei neuen Verunglimpfungen gab, so bezeugt doch Melanchthon in einem seiner Briefe, wer etwa vorgebe, daß nicht Alles in wahrhaft christlicher, gottseliger Weise zugegangen, der handle als ein offenbarer Lügner und Lästerer.

Unterdessen war fast gleichzeitig mit Luther, obgleich anfangs unabhängig von ihm, Ulrich Zwingli in der Schweiz als Reformator aufgetreten. Zuerst in Glarus, dann in Einsiedeln und vom Jahre 1519 an in Zürich, hatte derselbe in Predigten und in Schriften auf Grund des göttlichen Worts das Verderben der Kirche, namentlich den Ablaßhandel

angegriffen, und trotz des Widerstandes der Bischöfe und des päpstlichen Nuntius wurde das alte Gefühl schweizerischer Freiheit so mächtig aufgeregt, daß man das Joch römischer Zwingherrschaft nicht länger tragen mochte. Bald befahl der Rath in Zürich allen dortigen Predigern und Seelsorgern, das Evangelium zu predigen, menschliche Satzungen aber zu übergehen. Da der größte Theil des Volkes und der Obrigkeit über die Abschaffung der kirchlichen Mißbräuche einverstanden war, ging die Reformation in der Schweiz überhaupt viel rascher voran als bei uns; wogegen man freilich theilweise auch zu weit ging und im ersten Eifer nicht nur Ablaß und Messen, Cölibat und Fasten, Bilder- und Heiligenverehrung verwarf, sondern auch die Musik in der Kirche, Orgelspiel und Glockengeläute abstellen zu müssen meinte, wie denn noch immer bei dem schweizerisch-reformirten Gottesdienst in größeren Stadtgemeinden wohl sehr schön 4stimmig gesungen wird, aber stets ohne Begleitung der Orgel, auch die Einrichtung und innere Ausstattung der Kirchen fast zu einfach erscheint.

Im Zusammenhang hiermit, da sich nach einer Seite hin auch die Sacramente, namentlich das h. Abendmahl unter dem Gesichtspunkt kirchlicher Gebräuche und Ceremonien betrachten ließen, geriethen die Schweizer eben auch in dieser Beziehung in den äußersten Gegensatz zu dem Cultus und der Lehre der römischen Kirche. Verwarf nun zwar auch Luther das katholische Dogma vom Abendmahl als ein Opfer, in welchem der Priester den Leib Christi als ein unblutiges Opfer immer wieder Gott darbringe, sowie die vom Papst Innocenz III. proclamirte Verwandlungslehre, welcher zufolge vom Brod

und Wein im Abendmahl nach der Conſecration blos die Geſtalt und Figur übrig bleibt, die Subſtanz aber magiſcher Weiſe zum Leibe und Blute Chriſti wird, ſo behauptete Luther doch nicht minder die weſentliche Gegenwart Chriſti im Abendmahl, feſthaltend an den Worten der Einſetzung: „das iſt mein Leib, das iſt mein Blut.“ — Wenn Zwingli dagegen die Worte uneigentlich verſtand, ſodaß Brod und Wein nur ſinnlich wahrnehmbare Zeichen und Pfänder des für uns geopferten Leibes und Blutes Chriſti ſeien, ſo kam es darüber zu einem heftigen Streit und in Folge davon zu einer traurigen Spaltung innerhalb der evangeliſchen Kirche, welche die Gemüther derer, die ſonſt auf einem und demſelbigen Grunde ſtanden, gegen einander erbitterte, in gehäſſiger Art entzweite, und die ſich erſt nach Jahrhunderten wieder ausgleichen ſollte.

Kehren wir jetzt zu unſrer eigentlichen Geſchichte zurück, ſo finden wir nach dem Tode Friedrichs des Weiſen im Jahre 1525 deſſen jüngeren Bruder, Johann den Beſtändigen, als nunmehrigen Churfürſten von Sachſen. Noch entſchiedener und mit noch größerem Eifer nahm ſich dieſer der Sache des Evangeliums an, ebenſo der Churprinz Johann Friedrich von Sachſen. Und als dann auch der Landgraf Philipp zu Heſſen, der ſchon in Worms zu Luther aufgeſehen, weiterhin Luthers und Melanchthons Schriften ſammt der verdeutſchten Bibel fleißig geleſen hatte, ſich ſo mächtig zu der reinen evangeliſchen Lehre hingezogen fühlte, daß er bei einer Zuſammenkunft mit den Sächſiſchen Fürſten erklärte, ehe wolle er Leib und Gut, Land und Alles verlieren, als von Gottes Wort abfallen, da mochte Luthern wohl das Herz höher ſchlagen, indem er ſeinen Freunden ſchrieb: „Unſre Fürſten

bekennen das Evangelium öffentlich und hangen demſelben an. Auch der Landgraf iſt Chriſto gewonnen und ſehr eifrig für das Evangelium.“ Letzterer griff nach eingeholtem Gutachten Melanchthons nun auch in Heſſen, deſſen ſämmtliche Lande: Heſſen-Caſſel, Darmſtadt, Homburg, damals Eins waren, mit ſichrer und ſtarker Hand das Werk der Reformation an, wobei ihm die Stimmung ſeines Volks überall entgegenkam. Auf den 31. October 1526 beſchied er ſämmtliche Geiſtliche zu einer Generalſynode nach Homburg, wohin er auch alle römiſch Geſinnten aus Stiftern und Klöſtern berief, um durch ein öffentliches Religionsgeſpräch in ſeiner Gegenwart über den in ſeinem Lande herrſchenden Glauben entſcheiden zu laſſen. Als Wortführer des evangeliſchen Glaubens war ihm ein vormaliger Franziskaner empfohlen, Franz Lambert aus Avignon, ein ebenſo frommer als gelehrter Mann, der in Wittenberg ein treuer Anhänger und Bekenner der reinen Lehre geworden. Bei der Disputation über die von ihm aufgeſtellten Theſen traten nur zwei mit ſchwachen Gründen für die bisherige Kirchenlehre auf, und erſt als dieſelbe Niemand mehr vertheidigen wollte und konnte, hieß der Landgraf Mönche und Nonnen ihre Klöſter verlaſſen, ſorgte für die Beſetzung ſämmtlicher Pfarren mit tüchtigen Geiſtlichen und verwandte die Einkünfte der Klöſter auf vier von ihm errichtete Hospitäler und auf die im Jahre 1527 von ihm geſtiftete Univerſität Marburg, an welcher er Lambert zum Profeſſor der Theologie ernannte.

Auch in Preußen fand zu der Zeit das Evangelium einen neuen, geſegneten Wirkungskreis. Für den deutſchen Orden, der das Land bisher beſeſſen, hatte die frühere Beſtimmung, gegen die Ungläubigen zu ſtreiten, ſchon ſeit Jahr-

hunderten aufgehört. Vielfach bedrängt von Polen, ohne Beistand von Kaiser und Reich, fand sich der damalige Großdeutschmeister, Markgraf Albrecht von Brandenburg, im Jahre 1525 bewogen, wie ihm auch Luther gerathen, das Ordensland weltlich zu machen und von der Krone Polen zu Lehen zu tragen; gleichwie er sich noch in demselben Jahre als Herzog von Preußen mit der Prinzessin Dorothea von Dänemark vermählte, indeß ihm auch der Bischof von Samland, schon länger dem evangelischen Glauben zugethan, seine bischöfliche Jurisdiction und weltliche Herrschaft übergab, in Uebereinstimmung mit dem Volke und für sich auch überzeugt, daß christliche Bischöfe nicht berufen seien, als weltliche Fürsten zu herrschen. Das Haus Preußen, gleichsam auf den Grund des evangelischen Glaubens gebaut, nahm dann von einer Zeit zur andern an Glanz und Größe zu, bis es zur Königswürde gelangt, zum Rang der europäischen Großmächte emporgestiegen ist, und der König mit Recht noch heute als der Schirmherr des evangelischen Glaubens und als der Hort der Protestantischen Kirche in Deutschland betrachtet wird.

Bei dem Allem blieb das Wormser Edict noch immer als ein Schreckbild im Hintergrund, und als Kaiser Carl V. im Jahre 1525 von Toledo aus die deutschen Fürsten und Stände zum Reichstag nach Augsburg beschied, geschah dieß in der ausgesprochenen Absicht, nicht nur ihre Hülfe gegen die Türken in Anspruch zu nehmen, sondern auch wegen Vollziehung des Wormser Edicts und Ausrottung der lutherischen Ketzerei zu handeln. Als jedoch der Churfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen, Churpfalz und andre gemäßigt denkende Stände widerstrebten, indem sie erklärten, die gött-

liche Wahrheit laſſe ſich nicht ſo mit Gewalt aus den Gemüthern reißen, und Sachen, die der Seele Heil beträfen, ſolle man nicht alſo handeln, daß das gegenwärtige Uebel größer werde, wurde der Tag in Augsburg auf den Vergleich hin geſchloſſen, die Sache vorläufig auf ſich beruhen zu laſſen bis zu einer neuen Reichsverſammlung im folgenden Jahre zu Speier. Aber auch hier wurde nicht viel geſchafft, obgleich man bei den Berathungen oft hart an einander kam, bis endlich der nicht ungünſtige Reichs-Receß erfolgte, daß der Kaiſer ſelbſt nach Deutſchland kommen, auch die Berufung eines Concils bewirken wolle; bis dahin ſollten ſich die Stände hinſichtlich des Wormſer Edicts ſo gegen ihre Unterthanen verhalten, wie ſie es gegen Gott und den Kaiſer verantworten könnten.

Unterdeſſen war Luther mit Fleiß darauf bedacht, das Werk der Reformation innerlich weiter auszubilden und beſonders die Ordnung des aus den alten Fugen gewichenen öffentlichen Gottesdienſtes neu feſtzuſtellen, ohne daß jedoch, wie er in dem Buche von der deutſchen Meſſe erklärt, aus ſeiner Ordnung ein bindendes Geſetz gemacht, oder Jemands Gewiſſen damit verſtrickt werden ſolle. Denn die Ordnungen, ſchreibt er, ſollen zur Förderung des Glaubens und der Liebe dienen; wenn ſie das nicht mehr thun oder in Mißbrauch gerathen, dann ſind ſie ſchon todt und gelten nichts mehr. Nicht minder war er darauf bedacht, den Gottesdienſt in geeigneter Art zu verſchönern, beſonders durch heilige Bilder und durch Muſik und Geſang, wie er im Vorwort zur Ausgabe der theils von ihm verdeutſchten, theils ſelbſt verfaßten Kirchenlieder ſagte: „Ich nicht der Meinung bin, daß durch's Evangelium ſollten alle Künſte zu Boden geſchlagen werden

und vergehen, wie etliche Abergeiſtliche vorgeben, ſondern ich wollte alle Künſte, ſonderlich die Muſika, gern ſehen im Dienſte deſſen, der ſie gegeben und geſchaffen hat.“ Wie er mit der Verachtung der Künſte gewiß auf Zwingli deutet, ſo entbrannte der gegen dieſen ſchon früher geführte Streit über das Abendmahl um dieſe Zeit noch heftiger als zuvor. Die Schrift Luthers vom Jahr 1527: Daß die Worte Chriſti: „dieß iſt mein Leib“ noch feſte ſtehen, wider die Schwärmgeiſter — übertraf faſt alle ſeine übrigen Schriften an Eifer und Ungeſtüm; und da auch Zwingli nicht ohne Bitterkeit antwortete, ſo kam man immer weiter aus einander. Dazwiſchen fiel eine ſchwere Krankheit Luthers, die ihn ſchier zu verzehren drohte, aber auch eine ſanftere, verſöhnlichere Stimmung herbeiführte. Eines Tages, als er ſein Ende nahe glaubte, betete er inbrünſtig: „O du lieber Gott, wie gern hätte ich mein Blut vergoſſen um deines Wortes willen, das weißt du, doch ich bin's wohl nicht werth; dein Wille geſchehe.“ Dann wandte er ſich zu ſeiner Ehefrau: „Meine allerliebſte Käthe, ich bitte Dich, will mich Gott dießmal zu ſich nehmen, daß Du Dich in ſeinen heiligen Willen ergebeſt;“ darnach zu Dr. Bugenhagen, (welchem wir die Erzählung davon verdanken) „Ich wollte noch geſchrieben haben wider Zwingli und Andre, ſo die Lehre vom Sacrament verkehren, aber Gott will es vielleicht nicht haben; ſein Wille geſchehe. Wenn ich Einigen ſcheine, mit Worten zu frei und hart geweſen zu ſein, ſo reut es mich nicht. Ich habe ja Niemanden Arges gegönnt, das weiß Gott.“ Ein anderes Mal fragte er nach ſeinem kleinen Sohne: „Wo iſt denn mein allerliebſtes Hänschen?“ Als das Kind gebracht wurde, lachte es den Vater an. Da ſprach er: O Du gutes, armes

Kindlein! Nun ich befehle Dich und Deine Mutter dem treuen Gott. Ihr habt nichts; Gott aber, der ein Vater der Wittwen und Waiſen iſt, wird Euch wohl ernähren und verſorgen. Er wies dann auf die zwei ſilbernen Becher hin, welche er früherhin zum Geſchenk bekommen, und ſprach: die ausgenommen, weißt Du, daß wir nichts anders haben, worauf er Weib und Kind abermals Gott befahl. Ueber dieſe und andre Reden, erzählt ein Augenzeuge, war die Doctorin hoch erſchrocken und betrübt, ließ es ſich jedoch nicht merken, ſtellte ſich ſo getroſt und ſprach: Mein liebſter Herr Doctor, wollt Euch meinethalben nicht bekümmern. Iſt's Gottes Wille, ſo will ich Euch bei unſerm Gott lieber als bei mir wiſſen. Es iſt nicht allein um mich und unſer Kind zu thun, ſondern um viele fromme chriſtliche Leute, die Eurer noch bedürfen. Ich befehle Euch Gott und hoffe und vertraue, er werde Euch gnädiglich erhalten. — Luther genas. Mehr aber als eigenes Leid betrübte ihn die Verfolgung, welche ſich auf's Neue hier und dort über die evangeliſch Geſinnten erhoben. So ließ des Kaiſers Bruder, Erzherzog Ferdinand, im Jahre 1527 ein ſchreckliches Mandat ausgehen wider die lutheriſchen Ketzer, wonach Alle, welche die Meſſe oder heilige Oelung änderten oder abſtellten, oder im Nachtmahl Brod und Wein nähmen, oder Anderes dergleichen, mit Gefängniß, mit Verbannung oder ſonſt nach Gelegenheit und nach der Größe ihres Frevels ohne Gnade an Leib und Leben und mit dem Feuer geſtraft werden ſollten. So geſchah es, daß ein Prediger in Halle, deſſen einziges Verbrechen war, das Abendmahl unter beiden Geſtalten geſpendet zu haben, von gedungenen Mördern heimlich überfallen und erſtochen wurde, während Leonhard Kaiſer, Vicar eines Paſſauer Domherrn, wegen ſeiner An-

hänglichkeit an die reine evangeliſche Lehre in's Gefängniß gelegt, zum Tode verurtheilt und auf Befehl des Herzogs von Baiern öffentlich am 16. Auguſt 1527 lebendig verbrannt wurde. Desgleichen wurden im ſelbigen Jahre Georg Carpentarius in München und im folgenden Jahre Peter Flyſteden und Adolf Klarenbach zu Cöln als Ketzer durch's Feuer hingerichtet. Harte Verfolgung erlitten von Herzog Georg in Sachſen die Herrn von Einſiedel, gleichwie am Rhein viele der Ketzerei verdächtige Prieſter heimlich ertränkt und nachher todt gefunden worden ſein ſollen.

Gehen wir nun von dieſen Greueln des Fanatismus für einige Augenblicke noch zu einem erfreulichen Vorkommniß über. Es war dieß die General-Kirchenviſitation, welche im Jahre 1528 in den verſchiedenen Kreiſen Churſachſens auf Luthers Betrieb ſtattfand im Zuſammenhang mit einer von Melanchthon entworfenen vortrefflichen Kirchen- und Schulordnung. Nach der den Viſitatoren, zu welchen auch Luther und Melanchthon ſammt mehreren ausgezeichneten Laien gehörten, von den theologiſchen Räthen des Churfürſten ertheilten Inſtruction ſollte auf die Lehre wie auf den Wandel der Geiſtlichen das Augenmerk gerichtet, alle aber ermahnt werden, das Wort Gottes, wie es bisher in Churfürſtlichen Landen gelehrt worden, in Einfalt vorzutragen. Schon waren, um nur eines Landes zu gedenken, im Altenburgiſchen von 100 Predigern kaum noch 4 bei der römiſchen Meſſe geblieben. Als in Salfeld die Franziskaner widerſtrebten, wurden ſie nicht weiter beunruhigt, ſondern, wie es in der Inſtruction vorgeſehen war, Gott befohlen. Gekrönt aber wurde das Werk der Kirchenviſitation, die bis zum Jahre 1529 dauerte, durch Luthers kleinen und großen Katechismus, welche beide

in dieſem Jahre erſchienen. In beiden iſt der weſentliche Inhalt evangeliſcher Lehre auf's Trefflichſte dargelegt, und hat zumal der kleine mit ſeinen naiven Fragen: „Was iſt das?“ und den darauf folgenden reichhaltigen, klaren, herzanſprechenden Antworten ſowohl für die damaligen als die nachherigen Zeiten kaum ſeines Gleichen, weshalb derſelbe auch noch fortwährend in vielen evangeliſchen Volksſchulen gebraucht wird und theils von neuem wieder eingeführt iſt. „Dieſen Katechismum — ſagt Luther in der Vorrede — in ſolcher kleinen, ſchlichten, einfältigen Form zu ſtellen, hat mich gezwungen und gedrungen die klägliche Noth, ſo ich neulich erfahren, da ich auch ein Viſitator war. Hilf, lieber Gott! wie manchen Jammer hab' ich geſehen, daß der gemeine Mann doch ſo gar nichts weiß von der chriſtlichen Lehre, ſonderlich auf den Dörfern, und leider viele Pfarrherren faſt ungeſchickt und untüchtig ſind, zu lehren. Und ſollen doch alle Chriſten heißen, getauft ſein und des heiligen Sacraments genießen, können weder Vater Unſer, noch den Glauben oder die 10 Gebote, oder einiges Wort Gottes, leben dahin wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue. O Ihr Biſchöfe, was wollt Ihr doch Chriſto antworten, daß Ihr das Volk ſo ſchändlich habt laſſen hingehen, Euch ſelbſt geweidet reichlich, aber nicht die Heerde, und Euer Amt nicht einen Augenblick je bewieſen.“ Nachdem er dann die Prediger und Pfarrer ermahnt, „wollet Eures Amtes Euch von Herzen annehmen und uns helfen, den Katechismum in die Leute, ſonderlich in das junge Volk zu bringen,“ dringt er auch bei den Eltern darauf, die Jugend mit Ernſt zum Katechismum zu halten, und daß jeder Hausvater mindeſtens wöchentlich ein Mal ſeine Leute nach der Reihe frage, was ſie davon wiſſen. „Denn ich

gedenke noch wohl der Zeit — ſagte er — ja es begibt ſich noch täglich, daß man grobe alte, betagte Leute findet, die hiervon gar nichts gewußt haben oder noch wiſſen."

Während Solches nun in Sachſen geſchah, machte auch anderwärts das Evangelium fröhliche Fortſchritte, ſo in Franken durch Markgraf Georg von Ansbach und Baireuth und die ihm gleichgeſinnten Landſtände, desgleichen im Herzogthum Braunſchweig und in den Städten Goslar, Göttingen, Hamburg, Ulm, Straßburg und anderen. Obwohl die Biſchöfe hier und da noch mit Gewalt und Machtſprüchen eingreifen wollten, ſo machte ſich doch, eben auch unter Druck und Widerſtand, der frei gewordene Geiſt unſers Volkes mehr und mehr Luft. Namentlich erhebend und herzerfreuend iſt dabei der Gedanke, daß das Licht evangeliſcher Wahrheit und das Princip chriſtlicher Freiheit, wie es damals über geiſtige Finſterniß und über knechtiſche Bevormundung des Glaubens und Gewiſſens triumphirte, im Ganzen und Großen die ſeitdem verfloſſenen Jahrhunderte hindurch den Sieg behalten und eines geſegneten Einfluſſes auf allen Lebensgebieten bis zu dieſem Tage nicht ermangelt hat.

Achte Vorlesung.

Fortsetzung.

Die Reformation bis 1530.

Verehrte Anwesende!

Als der Kaiser Carl V. nach Beendigung seines Krieges in Italien und gegen Franz I. von Frankreich die deutsche Religionssache wieder vorzunehmen gedachte und zum Jahr 1529 einen neuen Reichstag nach Speier ausschrieb, erklärte er, als das oberste Haupt der Christenheit die Verachtung seines Befehls nicht länger dulden zu wollen, indem er zugleich alle Neuerungen in Religionssachen verbot und den früheren günstigen Reichsabschied mit unerhörter Willkühr ohne Weiteres förmlich wieder aufhob. — Auf dem Reichstage selbst aber verrieth sich mehr als je der Geist des Hasses, der Rache und der feindseligen Absicht, die Evangelischen zu verderben. Ein ständischer Ausschuß für die Religionsangelegenheiten wurde ernannt und so constituirt, daß auf die Seite der Römischkatholischen ein entschiedenes Uebergewicht kommen mußte. So erfolgte denn auch ein Beschluß, wonach es bei dem Wormser Edict verbleiben, also die Fürsten Luther sammt allen Anhängern der evangelischen Lehre als Ketzer

des Bannes und der Acht für schuldig halten, auch sich aller Neuerungen enthalten sollten. Diejenigen aber, welche die neue Lehre angenommen, sollten mit ihren Neuerungen nicht fortfahren und die Abhaltung eines allgemeinen Concils abwarten. Insbesondere sollte das Amt der Messe nicht weiter abgethan, auch Alles, was der römischen Lehre vom Meßopfer zuwiderlaufe, bei den Ständen deutscher Nation nicht angenommen, noch öffentlich zu predigen gestattet werden.

Sofort erklärten dagegen die evangelischen Stände mündlich und in einer eignen Schrift: diese Sache, da sie Gottes Ehre und der Seelen Heil betreffe, lasse sich nicht so durch Stimmenmehrheit abmachen. Die Ursache des entstandenen Religionsstreites wollten sie dem Gericht des allwissenden Gottes anheimgestellt sein lassen; da indeß zur Ausgleichung desselben seither von beiden Seiten ein gemein, frei, christlich Concil für das beste Mittel erachtet sei, so könne man ihnen nicht zumuthen, ihre Lehre, die sie bis jetzt für christlich gehalten, ohne Weiteres abzuschaffen, und eben damit dieselbe wider ihr Gewissen zu verdammen, ebensowenig wie sie es vor Gott verantworten könnten, ihre Unterthanen von der göttlichen Wahrheit abzubringen und an das Wormser Edict zu binden. — Statt Antwort wurde ihnen durch ein Decret alles fernere Gehör versagt, der Beschluß des Ausschusses für bindend erklärt und den Beschwerdeführern kurz aufgegeben, sich der Majorität anzuschließen; — worauf der Erzherzog König Ferdinand sammt den kaiserlichen Gesandten und Commissarien alsbald abreiste. Rasch übergaben nun die evangelischen Fürsten den noch versammelten Ständen eine Protestation, worin sie wiederholt feierlich erklärten, zwar Niemand zum Glauben zwingen, ebensowenig aber wider

ihr Gewiſſen die rechte Lehre verwerfen zu wollen. Wollten ſie Chriſtum und ſein heiliges Wort verläugnen, ſo würden ſie ihm, ihrem Herrn und Heiland, Urſache geben, ſie wieder zu verläugnen vor ſeinem himmliſchen Vater. Da es noch ſtreitig, ob die römiſche Kirche die rechte, heilige, chriſtliche Kirche, und die von ihr angenommene und approbirte Lehre die rechte ſei, ſo erkennten ſie ſammt ihren Predigern es für das Gewiſſeſte, bei Gottes Wort zu bleiben und Schrift durch Schrift zu erklären, wobei ſie auch mit Gottes Gnade und Hülfe zu verharren gedächten. Im Uebrigen wollten ſie ſich nach dem vorigen Reichsabſchied verhalten, aber hiermit öffentlich proteſtiren vor Gott und allen Menſchen, daß ſie in alle Handlungen und Abſchiede wider Gott und ſein heilig Wort, wider ihrer Seelen Heil und gut Gewiſſen, oder wider den vorigen Speierſchen Reichsabſchied nicht willigten, ſondern ſie für nichtig und ungültig hielten. Es unterſchrieben die Proteſtation Churfürſt Johann von Sachſen, Markgraf Georg von Brandenburg, Herzog Ernſt und Franz von Braunſchweig-Lüneburg, Landgraf Philipp von Heſſen, Fürſt Wolfgang von Anhalt und 14 Reichsſtädte. Bald darnach ließen ſie dieſelbe publiciren und ſtellten noch vor ihrer Abreiſe von Speier durch ihre Miniſter eine förmliche Appellation aus an den Kaiſer, an das demnächſtige freie, allgemeine chriſtliche Concil (welches freilich nie zu Stande gekommen iſt) und an einen jeden dieſer Sache bequemen unparteiiſchen, Richter während ſie für ſich und ihre Unterthanen frei und offen vor Gott und der ganzen chriſtlichen Welt bezeugten, daß ihr Gemüth nicht anders ſtehe, als allein die Ehre Gottes, ſeines heil. Worts und ihre und aller Menſchen Seligkeit zu ſuchen.

Bewunderungswürdig erſcheint uns heute noch die Kraft und Standhaftigkeit, welche man auf dem Reichstag evangeliſcherſeits den Umtrieben der römiſch-katholiſchen Partei im Reich entgegenſetzte. Der Churprinz Johann Friedrich ſchrieb an ſeinen Vater: „Habe mit beſonderer Freude vernommen, daß der allmächtige Gott Ew. Gnaden und andern Fürſten und Ständen die Gnade verliehen, durch übergebene Schrift Gott und ſein göttlich Wort vor Männiglich frei und ungeſcheut bekannt zu haben, und daß Ew. Gnaden ſammt den Andern ſich haben vernehmen laſſen, dabei zu bleiben und ſich durch Menſchenwerk nicht davon abführen zu laſſen.“

Von dieſem Reichstage des Jahres 1529 in Speier datirt ſich dann auch der Name, den die Evangeliſchen von da an immer allgemeiner erhielten und den ſie ſich auch ſelbſt beilegten — Proteſtanten. Wie dieſer Name demnach eine hiſtoriſche Bedeutung hat, ebenſowenig ermangelt er der inneren Berechtigung auf dem Gebiete des Glaubens und des Gewiſſens für die damalige Zeit wie für alle Zeiten. Wohl hat man gegneriſcherſeits oft und bis auf unſere Tage hin den Namen ſo gedeutet, als ob wir Evangeliſche oder wie man uns ſonſt auch nennt, Akatholiſche — alles feſten, poſitiven Glaubens und Glaubensgrundes baar und ledig wären, nur Oppoſition machten gegen das Beſtehende, Althergebrachte und durch's Alter Geheiligte, alſo daß wir nichts hätten und nichts wüßten als zu proteſtiren, zu negiren, zu verneinen. Nun wiſſen wir allerdings von keinem andern Grunde und wollen von keinem andern wiſſen, als dem, der einmal gelegt iſt, und außer welchem Niemand einen andern legen kann — Jeſus Chriſtus, geſtern und heute und derſelbige auch in Ewigkeit, von keinem andern Grunde, auf dem wir bauen

und uns erbauen, als das lautere, ewige Gotteswort, verfaßt in den Schriften der Propheten und Apostel, der ersten und ältesten Zeugen Christi und seines Evangeliums. So protestiren wir allerdings von dieser Position aus und machen Opposition, wo es den religiösen Glauben und das Gewissen angeht, gegen Alles, was sich als Menschenlehre und Menschengebot mit angemaßter göttlicher Autorität geltend machen will, ob es immerhin von noch so großer Majorität als altkirchliche Satzung devot angenommen oder als neuer Glaubensartikel feierlich proclamirt werde. — Nicht minder, ja nur um so viel mehr halten wir uns jedoch auch vollberechtigt, uns Evangelische zu nennen, und thun wir dieß um so lieber, als damit die früheren an verhängnißvollen Zwiespalt erinnernden Sondernamen: Lutherische und Reformirte hoffentlich immer mehr antiquirt werden, — wie sie in der unirten Kirche schon abolirt sind; während überdieß die Benennung „Evangelische" nicht nur das Wesen unsrer Glaubensgemeinschaft tiefer und gründlicher charakterisirt, sondern uns auch über den Gegensatz sämmtlicher verschiedenen Confessionen erhebt, indem wir als Glieder der allgemeinen christlichen Kirche im Geiste mit allen Christgläubigen und evangelisch Gesinnten unter dem einigen unsichtbaren Haupte seiner großen Gemeinde uns verbunden wissen. Eben in diesem universal christlichen Sinne nannte man auch bis in's 17. Jahrhundert hinein die Widersacher des evangelisch-protestantischen Glaubens nicht Katholiken, sondern Papisten oder Römische, als solche, die sich von der ursprünglichen, der wahren, Einen und Allgemeinen Kirche abgesondert haben, gleichwie man auch jetzt unterscheidend von Ultramontanen oder von Jesuiten und jesuitisch Gesinnten redet, gegen deren hierarchische,

propagandiſtiſche, anti-evangeliſche, reactionäre, verdammungs- und verfolgungsſüchtige Grundſätze und Tendenzen zu proteſtiren wir nimmer aufgeben können oder dürfen.

Was nun den weiteren Verlauf unſerer Geſchichte betrifft, ſo hatten die evangeliſchen Fürſten und Stände nicht geſäumt, ihre Proteſtation durch eine beſondere Geſandtſchaft Kaiſer Carl (damals in Piacenza) überreichen zu laſſen mit der wiederholten Erklärung, in allem Uebrigen gern conſentiren zu wollen, dieſe einige Glaubens- und Gewiſſensſache ausgenommen, die nicht durch Mehrheit der Stimmen entſchieden werden könne. Nach langem Warten endlich zur kaiſerlichen Audienz gelaſſen, wurden die Geſandten dahin beſchieden, daß die Proteſtirenden ſich dem einmal von der Mehrheit gefaßten Beſchluſſe zu bequemen hätten; auf eine dagegen eingelegte Appellation aber ſetzte man ſie gefangen, um ſie dann nach einigen Wochen in Ungnaden zu beurlauben. Für den Fall eines ungünſtigen Beſcheids hatten inzwiſchen die evangeliſchen Stände ſchon wegen Abſchluſſes eines Schutz- und Trutzbündniſſes berathſchlagt, während Luther nicht nur vor aller Einmiſchung irdiſcher Gewalt in die Religionsangelegenheiten einen unüberwindlichen Abſcheu hatte und ſich einzig auf Gott verlaſſen wollte, ſondern auch, was ihm im Dogma vom heiligen Abendmahl Glaubens- und Gewiſſensſache war, immer auf's Neue ſchneidend ſcharf betonte. Auch der Churfürſt von Sachſen und Andere fühlten ſich durch die betreffende Differenz gebunden, und wenngleich der Landgraf von Heſſen die vorhandene Mißhelligkeit nimmer bedeutend genug fand, um ſich nicht gegen den gemeinſamen Feind brüderlich zu vereinigen, ſo trat doch den Uebrigen immer wieder wie ein Schreckgeſpenſt die Furcht entgegen, ob man ſich guten

Gewissens mit denen, die über das Abendmahl zwinglisch lehrten, in ein Bündniß einlassen könne. — Bei dem Allem wurde ein Angriff von Seiten des Kaisers immer drohender. Hatte derselbe wohl 2 Jahre früher Rom mit Sturm erobert und den Papst wegen schnöder Treulosigkeit 7 Monate lang in der Engelsburg gefangen gehalten, so entsprach es doch jetzt seiner Politik, mit demselben Papst Clemens VII. ein Bündniß zu schließen darauf, daß er, der Kaiser, sammt seinem Bruder, dem Erzherzog Ferdinand, die Ketzer in Deutschland unter den Gehorsam des römischen Stuhls zurückbringen wolle. Der Landgraf von Hessen, der zu seinem größten Verdruß den innern Zwiespalt unter den Evangelischen sich immer weiter verbreiten sah und alle traurigen Folgen desselben im voraus überschaute, bemühte sich nun, im Interesse einer standhaften Gegenwehr im Falle der Noth und des Angriffs zunächst wo möglich eine Vereinigung in der Lehre zu stiften. Eben dazu veranstaltete er noch im Herbst des Jahres ein Gespräch der vornehmsten Gottesgelehrten von beiden Parteien in Marburg. Er hatte den Muth, das letzte Mittel einer Annäherung und Versöhnung der streitenden Theile noch zu versuchen, wiewohl in den letzten Jahren der Ton der Bitterkeit in den beiderseitigen Streitschriften auf's Aeußerste gestiegen war. Luther antwortete auf die an ihn ergangene Einladung: „Ew. fürstl. Gnaden gnädiges Begehren, mich nach Marburg zu begeben des Zwiespalts halben vom Sacrament, ob Gott wollt' Fried und Einigkeit geben, hab' ich unterthäniglich vernommen. Wenngleich ich schlechte Hoffnung hab' zu solchem Frieden, so ist doch Ew. fürstlichen Gnaden Fleiß und Sorge hierinnen hoch zu loben, und ich für mich willig bin, solchen Dienst mit allem Fleiß zu beweisen.

Bin auch nicht weniger zu Fried und Einigkeit geneigt, denn die Andern. Soviel aber ist gewiß, wo sie nicht etwas von ihrer Meinung weichen, so scheiden wir von einander ohne Frucht, weil ich so ganz für mich gewiß bin, daß sie irren."

Auch Zwingli kam ungern, und Melanchthon zweifelte an einem erwünschten Erfolg. Doch kam man am 1. October 1529 in Marburg zusammen; mit Zwingli Oekolampad, Professor der Theologie in Basel, und 2 Straßburger Theologen, mit Luther Melanchthon, Justus Jonas und einige Andere. — Nach einer Privatunterredung zwischen den Einzelnen fand am folgenden Tage das Gespräch mehr öffentlich statt in Gegenwart des Landgrafen und seiner ersten Räthe, auch mehrerer Privatpersonen und Gottesgelehrten von beiden Parteien. Man einigte sich in Allem, außer im Artikel vom Abendmahl. Luther hielt sich streng an den Buchstaben der Worte: „Das ist mein Leib", — die er auch vor sich hin auf den Tisch geschrieben, um sie unabläßig vor Augen zu haben. Vergebens bat Zwingli mit Thränen, daß man sich ungeachtet dieser einzigen Verschiedenheit als Brüder erkenne. Doch gab man sich darauf wenigstens die Hand des Friedens, daß die harten Schriften und Worte fortan unterbleiben, und jeder seine Lehre ohne Schelten treiben solle, wenngleich nicht ohne Verantwortung und Widerlegung. In 14 Lehrpunkten wurde dasjenige, worüber man sich verglichen, zusammengefaßt, und der Aufsatz mit den Worten geschlossen: „Wiewohl wir uns, ob der wahre Leib und Blut Christi leiblich im Brod und Wein sei, dieser Zeit nicht verglichen haben, so soll doch ein Theil gegen den andern christliche Liebe, sofern jedes Gewissen immer leiden kann, erzeigen, und beide Theile Gott den

Allmächtigen fleißig bitten, daß er uns durch seinen Geist im rechten Verstand bestätigen wolle." Immer dringender erschien indeß die Nothwendigkeit des Zusammenhaltens der Evangelischen, je klarer die Gefahr, in der sie schwebten, hervortrat. „Der Sache ist, ob Gott will, wohl Rath zu finden, schrieb der Landgraf an den Churfürsten, so wir nur bei einander halten." Die Gottesgelehrten erhoben aber immer wieder Einsprache, wie unter Andern Luther in dem vom Churfürsten geforderten Bedenken schrieb: Wir möchten lieber zehnmal todt sein, denn solch Gewissen haben, daß unser Evangelium sollte eine Ursach gewesen sein einiges Bluts oder Schadens. Daß Ew. churf. Gnaden darüber muß in der Gefahr sein, schadet nicht. Unser Herr Christus ist mächtig genug, kann wohl Mittel und Wege finden, solche Gefahr zu wenden. — Es muß ja Christi Kreuz getragen sein. Die Welt will's nicht tragen, sondern auflegen; so müssen's freilich wir Christen tragen, auf daß es nicht ledig daliege und nichts sei. — Ew. churf. Gnaden haben bisher redlich daran getragen. Noch hat Gott gnädiglich wieder ausgeholfen, Trost und festen Muth gegeben und wunderbarlich alle bösen Tücken und Stricke des Feindes aufgedeckt, zerrissen und zu Schanden gemacht. Er wird's auch ferner nicht böse machen, so wir glauben und beten." — Die meisten der weltlichen Fürsten und Herren dagegen behaupteten, daß man zwar den Kaiser als den natürlichen Herrn der Protestanten anerkenne, wo derselbe aber über ihren Glauben, Seele und Gewissen herrschen wolle, gehe er zu weit und greife Gott in sein Regiment, in welchem Falle kein Mensch schuldig sei, weder dem Kaiser noch sonst einer Obrigkeit zu gehorchen. —

Bei so getheilten Ansichten blieb denn auch eine Zusam-

menkunft in Schmalkalden, gleichwie eine frühere in Rodach und eine ſpätere in Nürnberg ohne nennenswerthen Erfolg, und vorläufig legte man alle Verhandlungen um ſo mehr bei Seite, als es immer beſtimmter verlautete, daß der Kaiſer bald nach Deutſchland komme, und ein neuer Reichstag bevorſtehe. — Zu letzterem erſchien auch bald das kaiſerliche Ausſchreiben und zwar in auffallend gelinder Faſſung. „Kaiſerliche Majeſtät, hieß es, habe einen Reichstag in Augsburg angeſetzt, nicht nur wegen Beſorgung der Hülfe wider die Türken, ſondern auch um die Zwietracht, im heiligen Glauben entſtanden, beizulegen, eines Jeglichen Gutbedünken und Opinion in Liebe und Gütlichkeit zu hören und Alles, ſo zu beiden Theilen nicht recht ſei ausgelegt oder gehandelt, abzuthun.“ Da alſo auch über die Lehre gehandelt werden ſollte wie auf einem National-Concil, ſo hielten es die evangeliſchen Fürſten für nöthig, diejenigen Artikel, welche bisher ſtreitig geweſen und die Grundlehren des evangeliſchen Glaubens ausmachten, zuſammenzufaſſen, um ſie dem Kaiſer vorzulegen. Der Churfürſt von Sachſen beauftragte damit Luther, Melanchthon, Juſtus Jonas und Bugenhagen, welche mit Zugrundlegung der ſchon früher von Luther aufgeſtellten 17 Schwabacher Artikel ihre Arbeit dem Churfürſten in Torgau übergaben. Unter Melanchthons Händen entſtand hieraus nachher die Augsburger Confeſſion oder Glaubensbekenntniß. Rechtzeitig im Frühjahr 1530 machte ſich der Churfürſt auf, in ſeinem Gefolge der Churprinz Johann Friedrich, Herzog Franz von Lüneburg, Fürſt Wolfgang von Anhalt, 7 Ritter und 70 vom Adel, von gelehrten Räthen die beiden Kanzler Dr. Brück und Dr. Baier, von Geiſtlichen der Hofprediger Spalatin, Dr. Jonas, Melanchthon und Luther. Letzterer predigte auf

der Reise in der Charwoche zu Weimar, wo der Churfürst, der Churprinz und andere Fürsten und Grafen das heilige Abendmahl nach Christi Einsetzung empfingen. Zu Ostern predigte Luther in Coburg; hier aber auf der Coburger Feste ließ ihn der Churfürst in der Stille zurück, weil er von dem Wormser Edict her noch in des Kaisers Bann und Acht war. Bald kamen auch der Landgraf mit 120 zu Roß, Churfürst Joachim von Brandenburg, Herzog Wilhelm von Baiern und viele andere Fürsten, sämmtlich mit stattlichem Gefolge. Der Churfürst von Sachsen und der Landgraf hatten auch ihre Prediger mitgebracht, die auf Vieler Bitten öffentlich auftraten, wogegen die römisch Gesinnten ein Verbot des Kaisers, der noch zu Insbruck verweilte, zu erwirken suchten. Der Kaiser sandte darauf den Grafen von Nassau und Nuenar, seinen Minister, (beide dem Evangelio nicht abhold, welchem sie später auch öffentlich beitraten) mit der Eröffnung an den Churfürsten, wie der Kaiser das Predigen eingestellt zu sehen wünsche. Der Churfürst aber, mit Recht Johann der Beständige genannt, erwiederte ebenso fest als ehrerbietig, das Verbot des Predigens laufe gegen das Gewissen, zumal bei jetzigen Zeitläuften, da Trost und Hülfe in allen Nöthen aus Gottes Wort zu holen sei. Sollte es unterbleiben, so würde man sich billig daran ärgern, da schon auf zwei Reichstagen zu Speier ohne Anstoß evangelische Predigten gehalten worden seien, und laufe es auch dem kaiserlichen Ansehen zuwider, daß also unverhört die Lehre sollte niedergelegt werden. Während nun Luther auf dem Coburger Schlosse seine Zeit mit Gebet und schriftstellerischen Arbeiten zubrachte, redigirte Melanchthon zu Augsburg die Confession, unterwarf einen Artikel nach dem andern der Beurtheilung der Stände, ihrer

Räthe und Gottesgelehrten, bis ſie zuletzt der Churfürſt an Luther ſandte, der darauf erwiederte: „Ich habe Magiſter Philipps (Melanchthons) Schrift überleſen. Die gefällt mir faſt (ſehr) wohl, und weiß nichts daran zu beſſern, noch zu ändern; würde ſich auch nicht ſchicken, denn ich ſo ſanft und leiſe nicht treten kann. Chriſtus, unſer Herr, helfe, daß ſie viele und große Frucht ſchaffe, wie wir hoffen und bitten.“ Luther war zu der Zeit körperlich ſehr leidend, hatte ſich auch, wie er ſchrieb, ſchon ein Plätzchen in Coburg zur Grabſtätte erſehen. Der Churfürſt bewies ihm die herzlichſte Theilnahme. „Lieber ehrwürdiger Doctor, ſchrieb er ihm, nehmt allda vorlieb; laßt Euch die Weile nicht lang ſein. Wegen Geſundheit Eures Leibes ſind wir alle hochbekümmert, bitte Gott, er wolle Euch lang erhalten um ſeines lieben Wortes willen; ja Euch ſelbſt ermahnen wir, wollt Eurer Geſundheit ja wohl pflegen. Unſer Arzt ſchickt Euch Arzneien bei dieſem Boten.“ Luther antwortet: „Es iſt fürwahr ohne Noth, daß Ew. fürſtlichen Gnaden ſo gnädiglich an mich denken und ſorgen. Denn wir ſollen an Ew. churfürſtlichen Gnaden denken, ſorgen und bitten, wie wir denn auch wahrlich und treulich thun. Die Zeit iſt mir fürwahr nicht lang. Aber Ew. Gnaden iſt und muß jetzt ſein an einem langweiligen Ort; da helfe unſer lieber Vater im Himmel, daß Euer Herz feſt und geduldig bleibe in ſeiner Gnade, die er uns ſo reichlich erzeiget.“ Als endlich nach langem Warten die Ankunft des Kaiſers nahe bevorſtand, brach noch über die Rangfolge bei der Einholung deſſelben ein heftiger Streit unter den Fürſten aus; eine noch größere Bewegung aber entſtand über einen andern Punkt. Zufällig oder vielleicht abſichtlich wollte nämlich der Kaiſer gerade am Abend vor dem Frohnleichnamsfeſt

in Augsburg einziehen, und die Evangeliſchen ſahen voraus, daß man von ihnen verlangen werde, der Proceſſion mit allem in katholiſchen Ländern gewöhnlichen Gepränge beizuwohnen. Die Gottesgelehrten, von denen die evangeliſchen Stände ein Gutachten darüber forderten, erklärten ſich dahin, daß man zwar das Sacrament nicht verachte, aber der Proceſſion ſich enthalten müſſe, theils weil hier das Sacrament getheilt, und nur das Brod umgetragen würde, theils weil von Chriſto das Sacrament keineswegs dazu eingeſetzt ſei, daß es angebetet werde. Zur beſtimmten Zeit und Stunde zogen dann ſämmtliche geiſtliche und weltliche Churfürſten, Fürſten und Stände ſowie der Rath der Stadt Augsburg in Begleitung einer glänzend gerüſteten Truppe und einiger Tauſend Bürger dem Kaiſer entgegen. Dieſem zogen 400 Mann Garden und 1000 Mann andrer kaiſerlicher Truppen voran, er allein unter einem Traghimmel reitend, Erzherzog König Ferdinand, der päpſtliche Legat und andere Notabeln in ſeinem Gefolge. Auf etwa 50 Schritte ſtiegen alle Fürſten ab, desgleichen König Ferdinand und der Kaiſer ſelbſt, der Jedem ſehr gnädig die Hand reichte, und erzeigten ſich alſo Alle gegen einander (wie es im Bericht heißt) mit fröhlichen, lieblichen Geſichtern. Der Reichskanzler, Churfürſt Albrecht von Mainz, hielt eine kurze Rede, welche der Churfürſt von der Pfalz im Namen des Kaiſers beantwortete. Als hierauf der päpſtliche Legat den Segen ſprach, kniete der Kaiſer und alle Anweſenden nieder mit Ausnahme des Churfürſten von Sachſen und ſeiner Glaubensverwandten, welche ſtehen blieben. Der Churfürſt trug dann als Erzmarſchall dem Kaiſer das Schwert vor, und im Geleit von 17 andern Fürſten, vielen großen Herren, Spaniern, Deutſchen und

Wälſchen, Edelleuten, Geſandten und kaiſerlichen Hofbedienten bewegte ſich der Zug bis an den Dom, wo ein Tedeum geſungen wurde, und der päpſtliche Legat, indem er den Erzbiſchof von Salzburg gewaltſam vom Altare zurückdrängte, über den Kaiſer den Segen ſprach, wie ja auch der Kaiſer nicht lange vorher ſich zu Bologna vom Papſt hatte krönen laſſen, der letzte Act dieſer Art in der deutſchen Kaiſergeſchichte. Darnach im kaiſerlichen Quartiere, der Burg des Biſchofs von Augsburg, mußten die evangeliſchen Fürſten zurückbleiben, und König Ferdinand gab ihnen im Namen und in Gegenwart des Kaiſers die Weiſung, daß ſie ſowohl das Predigen einſtellen, als auch folgenden Tages der Frohnleichnamsproceſſion beiwohnen ſollten. Sie aber ſchlugen beides rund ab, und als Ferdinand darauf beſtand, gerieth Markgraf Georg von Brandenburg, der für die Evangeliſchen das Wort führte, in ſolchen Eifer, daß er ſagte: ehe ich wollte meinen Gott und ſein Evangelium verleugnen, ehe wollt' ich hie vor Ew. kaiſerlicher Majeſtät niederknieen und mir den Kopf laſſen abhauen, — indem er in lebhafter Gebärde mit der Hand an ſeinem Hals herunterfuhr; worauf der Kaiſer mit ganz gnädiger Miene in ſeinem Flamändiſch erwiederte: „Löver Förſt, nit Kop ab, nit Kop ab!“ Gleichwohl ließ der Kaiſer durch einige ſeiner Räthe noch ſpät am Abend ſein Begehren wiederholen. Der Churfürſt aber, durch die Anſtrengung des Tages unwohl geworden, ſchützte die nöthige Ruhe vor, bis am andern Morgen früh der Churprinz ſammt den übrigen evangeliſchen Fürſten dem Kaiſer von neuem ihre Gründe vortrugen, daß ſie von Gewiſſens wegen das Predigen ſo wenig einſtellen, als der Frohnleichnamsfeierlichkeit beiwohnen könnten. „Dergleichen offenbarlich mit

Gottes Wort und Christi Befehl streitende Menschensatzungen — sprach der Markgraf — sind wir so gar nicht gemeint, durch unsere Zustimmung zu stärken und einzuführen, daß wir vielmehr einmüthig ohne weiteres Bedenken uns erklären, solch ungereimte Menschenlehren seien gänzlich aus der Kirche abzuschaffen und zu vertilgen." Schließlich bat er den Kaiser, sich durch keine Lästerung verleiten und gegen ihn aufbringen zu lassen. Denn in dieser Sache, die Gott selbst betrifft, sprach er, bin ich gezwungen durch göttlich unwandelbaren Befehl, solchem Begehren zu widerstreben, und weigere ich mich nicht, im Bekenntniß der Lehre, die ich weiß, daß sie die ewig unbewegliche Wahrheit und die Stimme des Sohnes Gottes ist, alle Gefahr auch des Lebens, welche, wie ich höre, denen bevorsteht, so die reine Lehre angenommen, getrost und todesmuthig zu übernehmen."

So wurde denn am selbigen Nachmittag die Procession gehalten, ohne daß einer der evangelischen Fürsten und Stände zugegen war, auch von Augsburgern kaum 100, die dem Sacrament folgten. Wegen Einstellung des Predigens erfolgte die kaiserliche Entscheidung, daß allen Ständen ohne Unterschied verboten sein sollte, predigen zu lassen, und der Kaiser allein während des Reichstags darüber zu bestimmen habe. Also muß unser lieber Herr Gott auf diesem Reichstag stillschweigen, schrieb der Churfürst an Luther; dieser aber billigte es, daß man in einer fremden Stadt nachgegeben und dem Kaiser Gehorsam geleistet habe. Mit einer feierlichen Messe wurde alsdann der Reichstag eröffnet, welcher die Evangelischen zwar beiwohnten, aber, wie sie vorher erklärten, ohne derselben Reverenz zu thun. Die beiden im Namen des Kaisers aufgestellten Reichstagspropositionen betrafen die Hülfe

wider die Türken und die Beilegung der Religionsſtreitigkeiten. Bei dem zweiten Punkte wurden in bedenklicher Weiſe ſowohl die entſtandenen Irrungen, als auch die bisherige Nichtbeachtung des Wormſer Edicts bitter beklagt, obgleich das Edict zu ſeiner Zeit verfaſſungswidrig ohne Beirath und Zuſtimmung der Stände vom Kaiſer octroyirt war. Nachdem Churfürſt Johann noch am nämlichen Tage die Stände zu ſich geladen und ſie ermahnt hatte, ſich in dieſer hochwichtigen Sache Gottes und des chriſtlichen Glaubens ſtandhaft zu erweiſen, entließ er folgenden Tags ſeine Räthe und Diener und blieb für ſich allein in ernſter, andächtiger Sammlung und Gemüthserhebung, betend, daß Gott der Sache des Evangeliums beiſtehe und Alles wohl hinausführe. Als nun die Proteſtanten beſchieden wurden, ſich mit ihrer Confeſſion bereit zu halten, wurde an derſelben noch mit größtem Fleiß gearbeitet, um ſie in's Reine zu bringen, und nachdem der Kaiſer nicht ohne Widerſtreben die erbetene öffentliche Vorleſung endlich bewilligt hatte, fand ſolche am Sonnabend nach Johanni, den 25. Juni, wirklich ſtatt.

Luther wandte indeſſen von der Feſte Coburg aus ſeine Gedanken oft mit großem Anliegen nach Augsburg, überſetzte die Propheten und Pſalmen, tröſtete ſich mit auserleſenen Sprüchen der Schrift und erheiterte ſein Gemüth mit heiligen Geſängen, namentlich mit dem in dieſer Zeit von ihm verfaßten Triumphgeſang der evangeliſchen Kirche: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott.“ Auch predigte er öfter in Coburg und ging alle 14 Tage zum heil. Abendmahl. Oft hörte man ihn in ſeinem Gemach auf's Eifrigſte beten, wie ſein Famulus an Melanchthon ſchrieb: „Ich kann mich nicht genugſam verwundern über Luthers treffliche Beſtändigkeit,

Freude, Glauben und Hoffnung in dieſer jämmerlichen Zeit. Solch Stück mehrt er aber täglich durch fleißige Uebung des Wortes Gottes. Es geht kein Tag vorüber, an welchem er nicht in der Frühe und am Abend auf's Wenigſte 3 Stunden zum Gebet nimmt. Es iſt mir einmal geglückt, daß ich ihn beten hörte. Hilf Gott! welch' ein Geiſt, welch' ein Glaube iſt in ſeinen Worten! Herr, ich weiß, ſprach er, daß du unſer lieber Gott und Vater biſt, die ganze Sache iſt dein, was wir gethan haben, das haben wir thun müſſen, darum magſt du ſie auch beſchützen." Melanchthon hingegen, zwar wie Luther innerlich gebunden an die reine evangeliſche Lehre, war doch voller Sorgen wegen gänzlichen Zerfalls mit den römiſch Geſinnten und nicht abgeneigt, falls dieſe nur die rechte Lehre und den wahren Gottesdienſt annähmen, die biſchöfliche Gewalt, ja ſelbſt des Papſtes Hoheit zu erhalten, um die Spaltung zu vermeiden. Luther war ihm darin nicht zuwider, nur traute er den Widerſachern nicht und fürchtete mit Recht, es werde dann der ſeit mehr als 100 Jahren erſeufzten Reformation der ärgſte Rückſchlag folgen. „Daß große Sorge in Eurem Herzen ſo überhand nimmt, — ſchrieb er an Melanchthon — iſt nicht der großen Sache, ſondern unſeres Unglaubens Schuld. Denn eben dieſe Sache iſt viel größer geweſt zur Zeit des Joh. Huß und vieler Andern, als zu unſrer Zeit. Und ob ſie gleich groß wäre, ſo iſt der auch groß, der ſie angefangen hat und führet, denn ſie iſt nicht unſer. Was kränkt Ihr Euch denn ſelbſt ſo ohne Unterlaß? Iſt die Sache unrecht, ſo laßt ſie uns widerrufen; iſt ſie aber recht, warum trauen wir nicht Gott und ſeiner Verheißung? Ich bin nicht ſonderlich bekümmert; ob's aus Dummheit oder aus dem Geiſt herkomme, das weiß mein Herr Chriſtus. Ich habe

eine beſſere Hoffnung, denn ich gemeint hätte.“ Als Melanchthon im nächſten Briefe fragte, wieviel man dem Widerpart nachgeben könne, erwiederte Luther: „für meine Perſon iſt ihm ſchon allzuviel nachgegeben. Ich gehe Tag und Nacht mit der Sache um, ich denke, betrachte, disputire und durchſchaue die ganze Schrift. So wächſt mir auch je mehr und mehr der gewiſſe Grund unſrer Lehre. Dazu werde ich von Tag zu Tag beherzter, daß ich mir, ob Gott will, nichts werde nehmen laſſen, es gehe darüber, wie es wolle. Geſchieht nicht, was wir wollen, ſo wird doch geſchehen etwas, das beſſer iſt. Denn wir warten auf ein ewiges Reich, wenn's gleich hie allenthalben fehlet.“

So war denn endlich der 25. Juni des Jahres 1530 herbeigekommen. Nachmittags 3 Uhr begaben ſich ſämmtliche Churfürſten und Stände in die biſchöfliche Burg, wo in des Kaiſers Capelle die Vorleſung der Confeſſion geſchehen ſollte. Die churſächſiſchen Kanzler Dr. Brück und Bayer traten mitten in den Raum, der eine das lateiniſche, der andere das deutſche Exemplar in der Hand. Da ſie hier auf deutſchem Grund und Boden wären, äußerte der Churfürſt von Sachſen, ſo hoffe er, Ihre Majeſtät werde auch die deutſche Sprache erlauben. So erfolgte denn die Vorleſung, der alle Anweſenden mit geſpannter Aufmerkſamkeit zuhörten, und die vom Kanzler Bayer ſo laut und vernehmlich geſchah, daß auch die im Schloßhof verſammelte Menge jedes Wort verſtehen konnte. Bei den mancherlei falſchen Vorſtellungen, welche die Feinde des evangeliſchen Glaubens über denſelben zu verbreiten geſucht, vernahm man jetzt mit Erſtaunen einen ſo ruhigen, wohlgeordneten, bündigen Vortrag der reinen evangeliſchen Lehre, einen ſo trefflichen Inbegriff des chriſtlichen Glaubens,

und jeder Unbefangene mußte zugestehen, daß solches Alles dem Inhalt der heil. Schrift wie der ächten Ueberlieferung der Kirche entspreche. Nachdem die Lehre abgehandelt war, und nur noch die Mißbräuche aufgezählt wurden, lautete der Schluß folgendermaßen: „Dieses ist fast die Summa der Lehre, welche in unsern Kirchen zu rechtem christlichen Unterricht und Trost der Gewissen, auch Besserung der Gläubigen gepredigt und gelehrt ist; wie wir denn unsere eigne Seele und Gewissen ja nicht gern wollten vor Gott mit Mißbrauch göttlichen Namens oder Worts in die höchste und größte Gefahr setzen, oder auf unsere Kinder und Nachkommen eine andre Lehre, denn so dem reinen göttlichen Wort und christlicher Wahrheit gemäß, fällen und erben. So denn dieselbige in h. Schrift klar gegründet, dazu auch gemeiner christlicher, ja römischer Kirche, so viel aus der Väter Schriften zu vermerken, nicht entgegen ist, so achten wir auch, unsere Widersacher können in oben angezeigten Artikeln nicht uneinig mit uns sein. Derhalben handeln diejenigen ganz unfreundlich, geschwind und wider alle christliche Einigkeit und Liebe, so die Unsern deshalb als Ketzer abzusondern, zu verwerfen und zu meiden ihnen selbst ohne einigen beständigen Grund göttlicher Gebote oder Schrift vornehmen. Denn die Trennung und Zank ist vornehmlich über etlichen Traditionen und Mißbräuchen. So denn nun an den Hauptartikeln kein befindlicher Ungrund oder Mangel, und dieß unser Bekenntniß göttlich und christlich ist, sollten sich billig die Bischöfe, wenn schon bei uns der Tradition halber ein Mangel wäre, gelinder erzeigen; wiewohl wir verhoffen, beständig Grund und Ursach darzuthun, weshalb bei uns etliche Traditionen und Mißbräuche geändert sind."

Nach beendeter Vorlesung wollte der Kanzler beide Exemplare der Confession dem kaiserlichen Secretär übergeben; aber der Kaiser streckte selbst die Hand darnach aus, gab die deutsche Schrift dem Churfürsten Albrecht von Mainz und behielt die lateinische für sich. Die protestantischen Stände bezeigten darauf dem Kaiser, König Ferdinand und den andern Fürsten ihren Dank für gnädiges Gehör. Ein neues Hochgefühl durchdrang und belebte sie von diesem Augenblicke an. Mehr als je zuvor wußten sie sich durch das Band eines gemeinsamen Glaubens innig verbunden. Es war einer der schönsten Tage der Christenheit, ein Hauptmoment in der Geschichte der evangelisch protestantischen Kirche. Ja, war der 31. October 1517 bedeutungsvoll durch den Anschlag der 95 Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg; war der Tag in Worms, 4 Jahr darnach, am 18. April 1521, herrlich gewesen durch Luthers mannhaftes Zeugniß der Wahrheit; ungleich herrlicher und bedeutungsvoller noch war dieser Tag in Augsburg. Vor Kaiser und Reich, vor Bischöfen und Erzbischöfen, ja vor der ganzen christlichen Welt standen die Evangelischen in fest geschlossenem Bunde, mit einem großen Gebet im Herzen, gerechtfertigt durch ihr Bekenntniß, in voller Einigkeit mit allen wahrhaft gläubigen christlichen Gemüthern, auf einer Höhe, von wo sie mit guter Zuversicht auf die kommenden Jahrhunderte hinschauen — und unter allen Anfechtungen sich des Wortes getrösten konnten: Das Reich muß uns doch bleiben.

Da die Augsburgische Confession unter den Bekenntnißschriften oder Symbolen der evangelisch protestantischen Kirche als solcher die erste Stelle einnimmt und in ihrer Verbindlichkeit für das geistliche Lehramt noch besteht, so dürfte es

nicht als ungeeignet erscheinen, den wesentlichen Inhalt derselben hier kurz anzugeben. Sie besteht im Ganzen aus 28 Artikeln, von welchen 21 thetisch den evangelischen Lehrbegriff und Glauben seinen Hauptpunkten nach darlegen, die 7 andern antithetisch die Gegensätze zu der römisch katholischen Kirche aussprechen.

Ganz einstimmig mit der katholischen Kirche lautet Artikel 1: „Von Gott" Erstlich wird einträchtiglich gelehrt und gehalten, laut Beschlusses der Kirchenversammlung zu Nicäa (im Jahre 325), daß Ein göttliches Wesen sei, in demselben einigen göttlichen Wesen aber 3 Personen, Gott Vater, Sohn und heiliger Geist. Verworfen werden alle dem zuwiderlaufenden Ketzereien, als der Manichäer, (welche 2 Grundwesen annahmen, ein gutes und ein böses), desgleichen der Arianer (welche läugneten, daß Christus gleichen Wesens mit Gott dem Vater sei) und andrer Irrlehrer.

Im 2. Artikel: „Von der Erbsünde" heißt es: Weiter wird bei uns gelehrt, daß nach Adams Fall alle Menschen, so natürlich geboren sind, in Sünden empfangen und geboren werden, und von Natur keine wahre Gottesfurcht, keinen wahren Glauben an Gott haben können. Dabei werden verworfen die Pelagianer (welche im Gegensatz zu Augustin lehrten, die menschliche Natur habe durch Adams Fall ihre ursprüngliche Unschuld nicht verloren, wie denn auch die katholische Kirche, halb pelagianisch, die natürliche Verdorbenheit des Menschen schwächer darstellt und damit auf gute Werke und eigenes Verdienst mehr Werth legt).

Der 3. Artikel: „Von Christo" lautet: So wird auch gelehrt, daß Gottes Sohn sei Mensch geworden, geboren aus der reinen Jungfrau Maria, und daß die zwei Naturen,

„göttlich und menſchlich“, in Einer Perſon alſo unzertrennlich vereinigt Ein Chriſtus ſind, wahrer Gott und Menſch, wahrhaftig geboren, gelitten, gekreuzigt u. ſ. w. (nach Inhalt des 2. Artikels im apoſtoliſchen Symbol); auf daß er ein Opfer wäre nicht allein für die Erbſünde, (wie die katholiſche Kirche behauptet im Intereſſe des Meßopfers) ſondern für alle andern Sünden und Gottes Zorn verſöhnte.

Der 4. Artikel: „Von der Rechtfertigung“ heißt: Weiter wird gelehrt, daß wir Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit vor Gott nicht erlangen mögen durch unſer Verdienſt, Werk und Genugthun, ſondern daß wir Vergebung der Sünden bekommen und vor Gott gerecht werden aus Gnaden, um Chriſtus willen durch den Glauben. (Indem nämlich nur der Glaube wirkt, daß wir vom heiligen Geiſt erneuert Gott lieben, Gutes thun und ſelig werden können; wogegen die Katholiſchen lehren, daß die Menſchen den Stand der Gerechtigkeit, der uns um des Verdienſtes Chriſti willen von Gott gegeben wird, auch durch vorhergehende gute Werke verdienen; gleichwie auch darnach das Wachsthum im Guten und die ewige Seligkeit durch eigne Werke und Erfüllung des Geſetzes ſich erwerben laſſe.)

Der Artikel 6 „Von guten Werken“ lautet: Auch wird gelehrt, daß ſolcher Glaube gute Früchte bringen ſoll, und daß man müſſe gute Werke thun allerlei, ſo Gott geboten hat, um Gottes Willen, doch nicht um auf ſolche Werke zu vertrauen, dadurch Gnade vor Gott zu verdienen. Wie Chriſtus ſagt: So ihr dieß Alles gethan habt, ſollt ihr ſprechen: wir ſind unnütze Knechte.

Artikel 7: „Von der Kirche.“ Es wird auch gelehrt, daß allezeit müſſe eine heilige chriſtliche Kirche ſein und

bleiben, welche ist die Versammlung aller Gläubigen, bei welchen das Evangelium rein gepredigt und die heiligen Sacramente laut des Evangeliums gereicht werden. Denn dieß ist genug zu wahrer Einigkeit der christlichen Kirchen, und ist dazu nicht noth, daß allenthalben gleichförmige Ceremonien, von den Menschen eingesetzt, gehalten werden.

Nach dem 9. Artikel: „Von der Taufe" wird gelehrt, daß sie nöthig sei, und daß dadurch Gnade angeboten werde; daß man auch die Kinder taufen soll, welche dadurch Gott überantwortet und gefällig werden. Derhalben werden die Wiedertäufer verworfen, welche lehren, daß die Kindertaufe nicht recht sei.

Im 10. Artikel: „Vom heiligen Abendmahl" heißt es, daß wahrer Leib und Blut Christi wahrhaftig unter der Gestalt des Brodes und Weines im Abendmahl gegenwärtig sei und da ausgetheilt und genommen werde. Derhalben wird auch die Gegenlehre verworfen. (Einiges in dieser Fassung, der die Reformirten nicht zustimmen konnten, änderte Melanchthon in der späteren Ausgabe, wie man denn auch mit Recht den gesegneten Genuß des heiligen Abendmahls nicht vom Dogma, sondern von der gläubigen Hinwendung und Hingebung des Herzens an den Gekreuzigten und vom Vertrauen auf die durch seinen Tod vollbrachte Erlösung abhängig macht).

„Von der Beichte" wird nach dem folgenden Artikel also gelehrt, daß man in der Kirche Privatabsolution erhalten und nicht fallen lassen soll, wiewohl nicht noth ist, alle Missethat und Sünde zu erzählen, dieweil doch solches nicht möglich ist; nach Ps. 19, 13. „Wer kann merken, wie oft er fehlt." (Doch wurde die Privatbeichte nicht für eine

göttliche Verordnung erklärt, ſondern für heilſam, um den einzelnen durch das Bewußtſein der Sünde Geängſteten den Troſt der Vergebung zu verkündigen).

Im 12. Artikel „Von der Buße" wird gelehrt, daß diejenigen, ſo nach der Taufe geſündigt haben, zu aller Zeit, ſo ſie zur Buße kommen, Vergebung der Sünden erlangen mögen, und ihnen die Abſolution von der Kirche nicht geweigert werden ſoll. Und iſt rechte, wahre Buße: Reue und Leid oder Schrecken haben über die Sünde und doch daneben glauben an das Evangelium, daß die Sünde vergeben, und durch Chriſtum Gnade erworben ſei; welcher Glaube wiederum das Herz tröſtet. Darnach ſoll auch Beſſerung folgen, und daß man von Sünden laſſe. Hier werden verworfen die, ſo lehren, daß diejenigen, ſo einmal ſind frommt worden, nicht wieder fallen mögen, auch die Novatianer (eine Sekte aus dem 3. Jahrhundert, welche denen, ſo nach der Taufe geſündigt hatten, die Abſolution weigerte). Auch werden die verworfen, ſo ſagen, daß man nicht durch den Glauben Vergebung der Sünden erlange, ſondern durch eignes Genugthun oder Pönitenz. (Die römiſche Kirche nämlich verlangt zur Buße außer Zerknirſchung des Herzens nicht nur Bekenntniß des Mundes, ſondern auch Genugthuung des Werkes, womit man die Vergebung ſich verdienen ſoll, daher die kanoniſchen Strafen und das Unweſen des Ablaſſes und der Ablaßbriefe).

Es folgen nun andre Artikel vom Kirchenregiment (wonach Niemand in der Kirche lehren und predigen oder Sacramente reichen ſoll ohne ordentlichen Beruf), von der Kirchenordnung, von der Obrigkeit und weltlichem Regiment, vom jüngſten Tag und Ende der Welt (wider die Chiliaſten oder Anhänger der Lehre vom tauſendjährigen Reiche), vom

freien Willen, vom Glauben und guten Werken (wobei nicht nur der Apoſtel Paulus, ſondern auch Auguſtin als Autorität genannt wird), und dann der 21. Artikel von Anrufung der Heiligen, wornach gelehrt wird, daß man der Heiligen zwar gedenken ſolle, damit wir unſern Glauben ſtärken und Exempel nehmen von ihren guten Werken, wogegen durch Schrift nicht zu beweiſen ſei, daß man ſie anrufen oder bei ihnen Hülfe ſuchen ſolle; denn es iſt ein einziger Verſöhner und Mittler geſetzt zwiſchen Gott und den Menſchen, nämlich Jeſus Chriſtus, welcher iſt der einige Heiland, der einige Hoheprieſter, Gnadenſtuhl und Fürſprecher bei Gott, welcher gerecht iſt.

Zum Schluß kommen diejenigen 7 Artikel, „über welche Zwieſpalt iſt, da aufgezählt werden die Mißbräuche, ſo geändert ſind.“ Zuerſt: von beiderlei Geſtalt des Sacraments, mit Berufung auf den Befehl Chriſti bei'm Kelche: „Trinket Alle daraus“; wie denn auch nach dem 1. Briefe Pauli an die Korinther die ganze dortige Gemeinde beide Geſtalten gebraucht habe, und ſolcher Gebrauch auch aus den Schriften der Kirchenväter, namentlich des Cyprianus und Hieronymus, und aus den alten Canones ſich ganz klar ergebe.

Dann folgt der Artikel „Vom Eheſtand der Prieſter“, wobei auf die gräulichen Laſter, auf das viele häßliche, große Aergerniß und die bisherigen allgemeinen, mächtigen Klagen über das wilde Weſen und Leben der eheloſen Prieſter hingewieſen wird ſowie auf die gräuliche, ſchreckliche Unruhe und Qual ihrer Gewiſſen, die Viele darüber an ihrem letzten Ende gehabt; dann aber auch darauf, daß der eheliche Stand von Gott eingeſetzt ſei, und Gottes Wort und Geſetz durch kein menſchliches Gelübde und Geſetz geändert werden möge, zumal auch der Apoſtel Paulus ſage: „Ein Biſchof ſoll

unsträflich sein, eines Weibes Mann, der seinem eigenen Hause wohl vorstehe und gehorsame Kinder habe"; während erst Papst Gregor VII. im Jahre 1073 die Priester vom Ehestand mit Gewalt abgedrungen und auch derer Ehe, welche schon lange in dem Stande gewesen, wider alle göttlichen, natürlichen und weltlichen Rechte zerrissen habe.

Es reihen sich hieran noch die Artikel von der Messe, von der Beichte, vom Unterschied der Speisen, von den Klostergelübden und von der Bischöfe Gewalt.

Von der Messe wird erklärt (sofern man darunter nach alttestamentlichem Sprachgebrauch die Abendmahlsfeier oder die heilige Communion verstand): man legt den Unsern mit Unrecht auf, daß wir dieselbe sollen abgethan haben; vielmehr wird sie bei uns mit größerer Andacht und Ernst gehalten als bei den Widersachern. Nur die bezahlten Messen und Winkelmessen sind bei uns gefallen, und ist der gräuliche Irrthum bestraft, als habe Christus durch seinen Tod allein für die Erbsünde genuggethan und zu einem Opfer für die andern Sünden die Messe eingesetzt und dieselbige der Schrift zuwider zu einem Opfer für die Lebendigen und auch für die Todten gemacht, dadurch Sünde wegzunehmen und Gott zu versöhnen.

In Betreff der Beichte heißt es, daß nicht noth sei, die Leute zu dringen, die Sünden wahrhaftig zu erzählen; wie auch Chrysostomus sage: Nicht daß Du bei einem Andern, wer er immer sei, Dich selbst verklagen oder schuldig geben sollst, sondern beichte Gott dem Herrn, dem wahrhaftigen Richter, in Deinem Gebet; nicht sage Deine Sünde mit der Zunge, sondern in Deinem Gewissen.

Der 26. Artikel „Vom Unterschied der Speisen" oder dem

Faſten lehrt: Die leibliche Uebung ſoll nicht allein an etlichen beſtimmten Tagen, ſondern ſtetig getrieben werden. Solche Werke aber einſetzen oder thun, daß man damit Vergebung der Sünden verdiene und für die Sünden genugthue, iſt ſtracks dem Evangelio entgegen.

Gegen die Kloſtergelübde wird im 27. Artikel erinnert, daß man vorgebe, dieſelben ſeien der Taufe gleich oder noch heiliger als dieſe, desgleichen als verdiene man mit dem Kloſterleben Vergebung der Sünden und Rechtfertigung vor Gott, ja als ſei es ein Stand der Vollkommenheit und gegen alle andern Stände weit vor. Die Kloſtergelübde ſeien wider Gottes Gebot, von Menſchen erdichtet, falſcher Gottesdienſt und daher unbündig und nichtig. Der rechte Gottesdienſt und die rechte Vollkommenheit beſtehe nicht in Betteln oder in einer ſchwarzen oder grauen Kappe, nicht in Abbeten des Roſenkranzes oder in geſetzlich vorgeſchriebenen Kaſteiungen. Man ſolle Gott dienen in den Geboten, die Er gegeben, und nicht in denen, die von Menſchen erdichtet ſeien.

Im letzten Artikel endlich „Von der Biſchöfe Gewalt“ heißt es: Unſchicklich hat man der Biſchöfe Gewalt und das weltliche Schwert unter einander gemengt, und haben die Biſchöfe, im Schein ihrer Gewalt, ihnen von Chriſto gegeben, nicht allein neue Gottesdienſte angerichtet und mit gewaltſamem Bann die Gewiſſen beſchwert, ſondern ſich auch unterwunden, Kaiſer und Könige zu ſetzen und zu entſetzen, ihres Gefallens, wogegen Chriſtus ſelbſt geſagt hat: wer hat mich zu einem Richter zwiſchen euch geſetzt? desgleichen: Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt. — Gewalt der Biſchöfe übt und treibt man allein mit der Lehre und Predigt des Evangeliums, mit Handreichung der Sacramente ſowie mit

brüderlicher Aufsicht in den Kirchen. So geht man jetzt nicht damit um, wie man den Bischöfen ihre Gewalt nehme, sondern man bittet und begehrt, sie wollten mit allerlei Menschenlehre und Menschengeboten die Gewissen nicht zu sündigen zwingen, sondern solche menschlichen Satzungen mäßigen und abthun und nicht durch ihre Härtigkeit Ursache geben zur Spaltung, die sie doch billig sollten verhüten helfen.

Unterzeichnet hatten sich: Churfürst Johann zu Sachsen, Markgraf Georg zu Brandenburg, Ernst, Herzog zu Lüneburg, Philipp, Landgraf zu Hessen, Johann Friedrich, Herzog zu Sachsen, Franz, Herzog zu Lüneburg, Wolfgang, Fürst zu Anhalt, und mehrere Reichsstädte.

Jedem Unbefangenen dürfte es einleuchten, wie dieß Bekenntniß mit ebensoviel Ruhe, Besonnenheit und Mäßigung, als mit Gründlichkeit und Entschiedenheit evangelischer Ueberzeugung verfaßt ist, und wenngleich Ranke in seiner deutschen Geschichte zur Zeit der Reformation, wo er von der Augsburger Confession redet, nicht zu sagen wagt, daß dieselbe den vollen reinen Inhalt der Schrift dogmatisch feststelle, so erklärt er doch anerkennend genug, daß sie die reinste, der Quelle am nächsten kommende, am ächtesten christliche Manifestation des ursprünglichen Geistes der abendländischen Kirche sei. War doch auch Melanchthon so wenig wie die übrigen Reformatoren gewillt, ein neues Glaubensgesetz, eine Norm der Lehre für immer aufzustellen; nur die bereits entwickelte Ueberzeugung wollte man aussprechen, wie die Ausdrücke zeigen: „Es wird gelehrt, es wird einmüthig gelehrt, unsre Kirchen lehren"; und ob weiterhin auch eine zum Theil strenge Verpflichtung auf diese wie auf die späteren Bekenntnißschriften eintrat, so beginnt doch auch das letzte und schroffste symbo-

liſche Buch der evangeliſchen Kirche, die Concordienformel vom Jahre 1580, mit der ausdrücklichen Erklärung: „Wir glauben, lehren und bekennen, daß die einige Regel und Richtſchnur, nach welcher zugleich alle Lehren und Lehrer gerichtet und geurtheilt werden ſollen, ſeien allein die prophetiſchen und apoſtoliſchen Schriften Alten und Neuen Teſtaments", gleichwie auch das proteſtantiſche Princip der freien Forſchung und des alleinigen Gebundenſeins im Gewiſſen durch die Wahrheit des göttlichen Worts nimmer aufgegeben oder annullirt iſt.

Neunte Vorlesung.

Fortsetzung:
Die Reformation bis 1618.

Verehrte Anwesende!

Obgleich in der weiteren Geschichte der deutschen Reformation so bedeutungsvolle Auftritte und Momente nicht mehr vorkommen, wie solche der Reichstag zu Worms im Jahre 1521 und der Reichstag zu Augsburg im Jahre 1530 unsrer Anschauung darboten, indem wir dort Luther von der Glorie unerschütterlicher Glaubenstreue und standhaften Bekenntnisses der Wahrheit umleuchtet sahen, hier die evangelischen Fürsten und Stände vor Kaiser und Reich, ja vor der ganzen christlichen Welt in fest geschlossenem Bunde, gerechtfertigt durch ihr Bekenntniß, in voller Einigkeit mit allen wahrhaft gläubigen, christlichen Gemüthern auf einer Höhe erblickten, von wo sie mit göttlicher Zuversicht auf die kommenden Jahrhunderte hinschauen konnten, so dürfte es doch nicht ohne Interesse sein, uns auch den ferneren Verlauf einer Begebenheit zu vergegenwärtigen, die von so mächtigem, entscheidendem Einfluß war auf unser ganzes kirchlich-religiöses, wissenschaftliches, nationales und gesellschaftliches Leben,

einig werden, gleichwie auch der Gebrauch des Kelches i
Abendmahl, die Priesterehe, der Meßkanon sammt d
Winkelmessen und der Umfang der bischöflichen Gewalt stre
tig blieben. Die protestantischen Staatsmänner aber hielt
jede Nachgiebigkeit für unzulässig, damit der Saame des Un
krauts nicht wieder unter den Waizen gestreut würde. „I
kann bei mir nit befinden — schrieb Philipp von Hessen a
seinen Gesandten in Augsburg — daß solche Mittel, sie seie
von Papisten oder Evangelischen vorgeschlagen, anzunehme
seien. Es sein allein Mittel für die Papisten; denn si
wissen's nicht mit Gewalt zu dämpfen, nehmen sie nun Lis
dazu. So sie in ihren Landen wollten die Prediger des lau
teren, reinen Evangelii zulassen und der Pfaffen Ehe nit ver
bieten, auch die Todtenbitt und Heiligenanruf fallen lassen
so wäre ihnen in andern Dingen viel, um Liebe willen, nach
zulassen. Die Predigt des Evangeliums würde es wohl mi
der Zeit ausreuten. Sonst ist nit Zeit Weichens, sonder
stehen bis in den Tod bei der Wahrheit."

Melanchthon besonders war dagegen so ängstli
wegen des Zwiespaltes und wollte so viel nachgeben, daß
von Vielen getadelt oder gar als Verräther an der gemein
samen Sache betrachtet wurde, während hintendrein auch d
Gegner ihn der Falschheit beschuldigten. Nur Luther, d
von Koburg aus stets mit Rath und Gutachten einwirkt
vertheidigte seinen treuen Freund gegen ungerechte Beschuld
gungen, wiewohl er auch von Anfang an die Gefahr der Unte
handlungen eingesehen und statt der vergeblichen Einigung
versuche unbedingten Frieden verlangt hatte. In diesem Sin
schrieb er nach Augsburg an den Cardinal Erzbischof v
Mainz: „Die bitt' ich nun, weil keine Hoffnung da ist, d

Confession gerügten Mißbräuche, doch der Anstoß nicht gehoben, den die Gegner theils an der Losreissung von der Hierarchie, theils aber auch an der Augustinischen Lehrweise der Reformatoren von der Sünde und von der Gnade nahmen. Der Kaiser ließ indeß durch katholische Theologen: Johann Eck und Andere, eine Confutation oder Widerlegung des protestantischen Bekenntnisses aufstellen, mit deren Vorlesung auf dem Reichstag die Sache abgemacht sein sollte, während Churfürst Joachim von Brandenburg (wohl zu unterscheiden vom Markgrafen Georg zu Brandenburg) sich nicht scheute, zu erklären: „Wo dieser Churfürst von Sachsen der neuen lutherischen Lehre nicht würde abstehen, so würde kaiserliche Majestät ihm und ihren Anhängern nach Landen und Leuten, Leib und Leben, Ehr' und Gut, auch Weib und Kindern trachten." Doch war die katholische Partei mehr oder weniger gelähmt gegenüber der frischen Begeisterung der Protestanten, deren Lehren und Grundsätze immer allgemeineren Anklang fanden, und die plötzliche Abreise des Landgrafen Philipp von Hessen noch während der Reichsversammlung zeigte, daß der neue Glaube schon zu tief wurzele, um durch Staatsstreiche beseitigt zu werden. Es wurde daher ein engerer Ausschuß ernannt, um eine Vermittlung zu versuchen, wobei man die protestantische Confession zu Grunde legte. Was dogmatische Formeln betraf, so zeigten sich die katholischen wie die protestantischen Theologen bereit, sich einander anzubequemen. Nur über die Anrufung der Heiligen, über die Buße (ob nämlich die Genugthuung der Werke von Seiten des Menschen zur Vergebung der Sünde nöthig sei) und darüber, ob überhaupt gute Werke verdienstlich seien, und wir darauf unser Vertrauen zu setzen hätten, konnte man nicht

einig werden, gleichwie auch der Gebrauch des Kelches im Abendmahl, die Prieſterehe, der Meßkanon ſammt den Winkelmeſſen und der Umfang der biſchöflichen Gewalt ſtreitig blieben. Die proteſtantiſchen Staatsmänner aber hielten jede Nachgiebigkeit für unzuläſſig, damit der Saame des Unkrauts nicht wieder unter den Waizen geſtreut würde. „Ich kann bei mir nit befinden — ſchrieb Philipp von Heſſen an ſeinen Geſandten in Augsburg — daß ſolche Mittel, ſie ſeien von Papiſten oder Evangeliſchen vorgeſchlagen, anzunehmen ſeien. Es ſein allein Mittel für die Papiſten; denn ſie wiſſen's nicht mit Gewalt zu dämpfen, nehmen ſie nun Liſt dazu. So ſie in ihren Landen wollten die Prediger des lauteren, reinen Evangelii zulaſſen und der Pfaffen Ehe nit verbieten, auch die Todtenbitt und Heiligenanruf fallen laſſen, ſo wäre ihnen in andern Dingen viel, um Liebe willen, nachzulaſſen. Die Predigt des Evangeliums würde es wohl mit der Zeit ausreuten. Sonſt iſt nit Zeit Weichens, ſondern ſtehen bis in den Tod bei der Wahrheit."

Melanchthon beſonders war dagegen ſo ängſtlich wegen des Zwieſpaltes und wollte ſo viel nachgeben, daß er von Vielen getadelt oder gar als Verräther an der gemeinſamen Sache betrachtet wurde, während hintendrein auch die Gegner ihn der Falſchheit beſchuldigten. Nur Luther, der von Koburg aus ſtets mit Rath und Gutachten einwirkte, vertheidigte ſeinen treuen Freund gegen ungerechte Beſchuldigungen, wiewohl er auch von Anfang an die Gefahr der Unterhandlungen eingeſehen und ſtatt der vergeblichen Einigungsverſuche unbedingten Frieden verlangt hatte. In dieſem Sinne ſchrieb er nach Augsburg an den Cardinal Erzbiſchof von Mainz: „Hie bitt' ich nun, weil keine Hoffnung da iſt, daß

wir der Lehre eins werden, Ew. Gnaden wollen sammt Andern dahin arbeiten, daß jenes Theil Frieden halte und glaube, was es wolle, und lasse uns auch glauben die Wahrheit, die jetzt vor ihren Augen bekannt und untadelig erfunden ist. Will aber weder Friede noch Einigkeit folgen, und Gamaliels Rath nicht helfen, so laß fahren, was nicht bleiben will, und zürnen, wer's nicht lassen will; er wird Zorns und Unfriedens, darnach er ringt, übrig genug finden." Die Monate lang fortgesetzten Vergleichsverhandlungen führten denn auch zu keinem Ziele.

Der Reichsabschied wurde im Sinne der katholischen Mehrheit abgefaßt, ohne auf die Entgegnung der Protestanten und die von ihnen übergebene, von Melanchthon verfaßte Apologie ihrer Confession Rücksicht zu nehmen. Doch wollte man ihnen noch 6 Monate Bedenkzeit geben, ob sie sich der unverglichenen Artikel halber mit den christlichen Kirchen, päpstlicher Heiligkeit, dem Kaiser und den andern katholischen Fürsten vereinigen wollten oder nicht; auch werde der Kaiser bei päpstlicher Heiligkeit und allen christlichen Königen und Potentaten soviel verfügen, daß zu christlicher Reformation vieler, von langer Zeit her etwa eingerissener Mißbräuche und Beschwerden ein allgemeines christliches Concil stattfinde. Da man sich indeß von allem dem nichts versprechen durfte, da überdieß eventuell mit Anwendung von Zwangsmaßregeln gedroht wurde, so sahen die Protestanten die Nothwendigkeit ein, sich in Vertheidigungszustand zu setzen, und im Frühjahr 1531 schlossen der Churfürst von Sachsen, 3 Herzöge von, Braunschweig-Lüneburg, Philipp von Hessen, Fürst Wolfgang von Anhalt, 2 Grafen von Mansfeld sammt den Städten Magdeburg, Lübeck, Bremen, Straßburg, Ulm,

Constanz und andere, in Schmalkalden einen Bund auf 6 Jahre zu gegenseitiger Vertheidigung. Nicht lange darnach schloß sich Friedrich I., König von Dänemark, der 1527 die Reformation in seinem Reich eingeführt hatte, dem Schmalkaldschen Bunde an, desgleichen sogar der Herzog von Baiern wegen der mitVerletzung der goldenen Bulle geschehenen Wahl Ferdinands zum römischen König. Als jedoch im Frühjahr 1532 Sultan Solymann I. mit einem furchtbaren Heere gegen Ungarn und Oesterreich aufbrach, und daher Ruhe im Innern des deutschen Reiches dringend noth that, kam noch im Sommer des Jahres der Nürnberger Religionsfriede zu Stande, durch den der Religionsstreit bis zur Entscheidung eines Concils und eines neuen Reichstages beigelegt wurde. Wenn König Ferdinand vorher geäußert, er wolle nicht eher ruhen, bis die lutherische Sekte vertilgt sei, und „sollte er darüber betteln gehen", gleichwie Churfürst Joachim von Brandenburg: er „wolle lieber Land und Leute verlieren, sterben und verderben, als in einen Frieden mit den Protestanten willigen", so sicherte die Gewährung dieses Nürnberger Friedens nicht nur der Reformation wieder eine Zeit ruhiger Fortentwicklung, sondern erhöhte auch das Selbstvertrauen der Schmalkaldischen Bundesgenossen und ihre Achtung bei Andern. Besonders genoß der Churfürst von Sachsen, Johann der Standhafte, zu der Zeit ein hohes Ansehen im Reich; auch der Kaiser wurde wieder sein Freund, und ein Mitglied des kaiserlichen Hofes, Graf Nuenar, bezeichnete ihn sogar als den einigen Vater des deutschen Vaterlandes in göttlichen und menschlichen Dingen. Bei aller seiner Einfachheit hatte sich der Churfürst großes Verdienst um die Gründung der evangelischen Kirche

erworben, und man darf es wohl als eine besondere Gunst der Vorsehung betrachten, daß der alte Herr diese Tage des Friedens noch erlebte. Nachdem er sich mit seinen beiden Töchtern und der zu ihm geflüchteten, um des Evangeliums willen von ihrem Gemahl grausam verstossenen Churfürstin von Brandenburg noch einmal auf der Jagd vergnügt hatte und sehr heiter zurückkam, überraschte ihn ein plötzlicher Tod durch einen Schlagfluß. „Wer nur auf Gott vertrauen kann, — sagt Luther in seiner Grabschrift — der ist ein unverdorbener Mann". Der Churprinz Johann Friedrich, ein des Vaters würdiger Sohn, folgte ihm in der Regierung.

Inzwischen hatte sich der Schmalkaldische Bund noch bedeutender Erweiterung zu erfreuen. Nachdem der Landgraf Philipp durch eine kühne That dem vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg im Jahre 1534 sein Land wieder erobert, führte dieser nicht nur sofort die vom Volke längst ersehnte Reformation ein, sondern schloß sich auch dem Bunde an, desgleichen der Herzog von Pommern, Pfalzgraf Ruprecht von Zweibrücken, zwei Fürsten von Anhalt, viele Städte und Graf Wilhelm von Nassau. Als gute Nassauer erlauben Sie mir wohl, an dieser Stelle einige Notizen über die Einführung der Reformation in den hiesigen Landen mitzutheilen.

Den allerersten Anfang dazu machte schon im Jahre 1522 einer der edelsten, heldenmüthigsten deutschen Ritter seiner Zeit, Hartmuth von Cronberg, indem er der Geistlichkeit seiner kleinen Herrschaft eine neue Kirchenordnung gab, die er vorher Luther zur Prüfung unterbreitet hatte, gleichwie er auch zuerst einem dortigen Priester gestattete, sich zu verehelichen. Es war dieß derselbe Hartmuth von Cronberg,

der an den damaligen Papſt Leo X. ein Schreiben gerichtet, worin er ihn ebenſo demüthig als inſtändig bat, ſich ſeiner weltlichen Herrſchaft zu begeben, ſeine geiſtliche Gewalt aber zum Nutzen und Frommen der Chriſtenheit zu gebrauchen (wie ſolches Anſinnen ſich jetzt nach länger als 300 Jahren vielfach wiederholt, auch von Seiten guter Katholiken, wie namentlich des Stiftsprobſtes Profeſſors Döllinger zu München in den kürzlich von ihm gehaltenen Vorträgen, in welchen ſich verblümt die Erklärung findet, daß geiſtliches und weltliches Schwert in Einer Hand nicht tauge). In Hadamar begann im Jahr 1524 der frühere Altariſt, demnächſtige Pfarrer Georg Lorich, die in der Lehre und im Gottesdienſt eingeriſſenen Irrthümer und Mißbräuche zu rügen, während er ſeine Zuhörer allein auf das Wort Gottes in der Schrift verwies und eine evangeliſche Gemeinde um ſich bildete. — Um dieſelbe Zeit trat auch die damalige Grafſchaft Königſtein unter Graf Eberhardt IV. der evangeliſchen Lehre bei; ſchon im Jahre 1525 ſtand der namhafte Theologe Erasmus Alberus, der unter Luther in Wittenberg ſtudirt hatte, als Rector an der Schule zu Oberurſel, und im ſelbigen Jahre wurde der aus Frankfurt vertriebene Theodor Sartorius als evangeliſcher Prediger daſelbſt angeſtellt. Philipp III., der alten Naſſau-Weilburgiſchen Linie angehörig, der ſich auch ſchon früher zur Reformation bekannt hatte, berief 1526 den ausgezeichneten Theologen Dr. Erhard Schnepf aus Schwaben, um durch ihn die evangeliſche Kirche in den Weilburgiſchen Landen zu gründen. Der vorhin genannte Wilhelm von Naſſau, mit dem Beinamen der Reiche, gehörte der alten Dillenburger Linie an. Während ſeiner 43-jährigen Regierung von 1516

bis 1559 genoß ſein Land von innen und außen einen beſtändigen Frieden; der Geiſt des Aufruhrs, der anderwärts den Bauernkrieg hervorrief, brach ſich an der Treue ſeiner Unterthanen. Die Zeit der Ruhe benutzte er zur Beförderung der inneren Wohlfahrt, beſonders zur Hebung geiſtiger Bildung, indem er in den Städten die erſten lateiniſchen Schulen anlegte und vom Jahre 1530 an die Reformation in ſeinem Lande einführte. Ein durchaus gerechter und edler Fürſt, verdient er, wie von Arnoldi in ſeiner Geſchichte der Oraniſch-Naſſauiſchen Länder ſagt, einen Platz unter den großen Männern ſeiner Zeit und eine der erſten Stellen unter den Regenten des Naſſauiſchen Hauſes. Im Amte Naſſau und dem ſog. Vierherriſchen fand die Reformation erſt ſpäter guten Fortgang, da der eifrig katholiſche Graf Philipp von Naſſau-Idſtein ſich anfangs derſelben widerſetzte, dann aber eine ſolche Aenderung ſeiner bisherigen kirchlich-religiöſen Anſchauungen in ſich erfahren hatte, daß er nicht nur für ſeine Perſon vom alten Glauben abtrat, ſondern vom Jahr 1540 an auch in ſeiner Herrſchaft Idſtein und Wiesbaden die evangeliſche Lehre und evangeliſchen Gottesdienſt einführte. Nicolaus Gumpius aus Rauenthal, anfangs Hofprediger des Grafen und ſpäter Pfarrer in Wiesbaden, ſowie Anton Weber, Pfarrer und Inſpector zu Idſtein, ordneten das neue Kirchenweſen. Nach und nach fand die Reformation auch im Yſenburg-Büdingiſchen, und zwar hier ſchon frühe, ferner in den Wiediſchen Landestheilen, in der Grafſchaft Sayn und Diez, zuletzt aber 1563 in der Herrſchaft Weſterburg, Schaumburg und Schadeck Eingang, und ſo bedurfte es demnach einer Zeit von 40 Jahren, um in dem größeren Theile des damals noch ſoſehr zerſtückelten Landes, dem jetzigen Herzogthum Naſſau, die

evangelische Kirche zu gründen. Nur diejenigen Landestheile, welche damals unmittelbar unter dem geistlichen Scepter von Chur-Mainz und Trier standen, blieben katholisch, obgleich es auch dort, besonders im Rheingau, an erschütternden Bewegungen gegen die alte Kirche nicht fehlte, und im benachbarten Erzstift Cöln Churfürst Hermann, aus dem Hause Wied, ein so eifriger Anhänger Luthers war, daß er schon seit 1536 den Plan verfolgte, die Reformation in seinem Gebiete einzuführen. Wie wir von unserm Standpunkte aus es immerhin bedauern mögen, daß in den letztgenannten Kreisen die reformatorische Bewegung damals niedergeschlagen wurde, um so erfreulicher ist's, daß zu unsrer Zeit — Dank sei es dem Gustav-Adolph-Verein! — hier und dort am herrlichen Rheinstrom eine evangelische Gemeinde nach der andern sich aus der Zerstreuung sammelt, und die zu neuem Leben Erwachten nicht selten unter thätiger Theilnahme ihrer katholischen Brüder (wie z. B. in Bingen) sich eine Kirche bauen.

Kehren wir nach diesem Exkurs nun wieder zur Geschichte unsrer Kirche im Großen und Ganzen zurück, so hören wir, wie Kaiser Karl allerdings die Zusammenberufung eines schon immer in Aussicht gestellten Concils bei dem Papste eifrig betrieb, Clemens VII. aber, der damalige Inhaber des päpstlichen Stuhles, aus Scheu vor der oft wiederholten Forderung einer Reformation an Haupt und Gliedern solche Bedingungen stellte, von denen er wußte, die Protestanten würden sie zurückweisen. Nicht in einer Stadt Deutschlands, sondern in Mantua oder einer andern italienischen Stadt wollte er das Concil gehalten wissen, auch sollten die Theilnehmer daran sich im Voraus verpflichten, alle Abschiede und Beschlüsse desselben als unverbrüchlich anzunehmen und wider

die Ungehorſamen dem Papſte Beiſtand zu leiſten. Der folgende Papſt Paul III. ſchrieb indeß das Concil wirklich für das Frühjahr 1537 nach Mantua aus, und da Luther und Melanchthon nicht für eine Ablehnung waren, ſo ſollte Erſterer im Auftrage des Churfürſten den proteſtantiſchen Lehrbegriff in eine Reihe von Artikeln faſſen, die man etwa vorlegen könne. Beſonders bemerkenswerth iſt in der ſo entſtandenen lutheriſchen Bekenntnißſchrift, den „Schmalkaldiſchen Artikeln“, der 4. „vom Papſt“, deſſen in der Augsburger Confeſſion gar nicht gedacht war. Hier heißt es nun, daß der Papſt nicht ſei jure divino, nach göttlichem Recht und aus Gottes Wort, das Haupt der ganzen Chriſtenheit; „denn das gehört Einem allein zu, der heißt Jeſus Chriſtus“, ſondern allein Biſchof oder Pfarrherr der Kirchen zu Rom und derjenigen, ſo ſich williglich zu ihm begeben haben. Unter ihm als einem HErrn zu ſtehen, als ob's ein König oder Kaiſer wäre, das wollen, ſollen und können wir nicht auf unſer Gewiſſen nehmen, und verſtört ja ſolche angemaßte Gewalt den erſten Hauptartikel von der Erlöſung Jeſu Chriſti. Denn da ſteh'n alle ſeine Bullen und Bücher, darinnen er brüllet wie ein Löwe und ſpricht, man ſolle ihm gehorſam ſein, ſo werde man ſelig. Das wollen wir nicht thun oder darüber ſterben in Gottes Namen. — Als Melanchthon zu den Artikeln bemerkte, ſo der Papſt wollte das Evangelium zulaſſen, ſei ihm um des Friedens und Einigkeit willen ſeine Superiorität über die Biſchöfe jure humano (nach menſchlichem Rechte) zuzugeſtehen, erklärte der Churfürſt von Sachſen: „Da wir einmal von der babyloniſchen Gefängniß des Papſtthums durch Gott frei ſein geworden, wir Gott nicht verſuchen und uns nicht wieder in ſolche Gefährlichkeit

begeben ſollen.“ Auf einer Bundesverſammlung in Schmalkalden wurden dann die feſtgeſtellten Artikel (die Schmalkalder genannt) zwar angenommen, die Einladung zum Concil aber völlig abgelehnt, da daſſelbe der betreffenden päpſtlichen Bulle zufolge die Ausrottung der lutheriſchen Ketzerei zum Zwecke habe, ſodaß die Proteſtanten ſchon im Voraus verdammt ſeien. Nach dieſer Ablehnung bildete ſich nun im Jahre 1538 der ſog. heilige Bund unter dem Namen der heilige Ligue, welchem außer dem Kaiſer und dem Könige Ferdinand der Herzog von Baiern, der Erzbiſchof von Salzburg, der Churfürſt von Mainz nebſt einigen Anderen beitraten, und nur durch Waffenſtillſtandsverträge wurde der Kampf noch vermieden. Inzwiſchen ſtarben die beiden heftigſten Gegner des Proteſtantismus in Deutſchland, Herzog Georg von Sachſen und Churfürſt Joachim I. von Brandenburg, deren Nachfolger ſofort dem lang gehegten Verlangen der Unterthanen gemäß die Reformation einführten. Das Gleiche geſchah in dem nächſten Jahre im Herzogthum Braunſchweig, im Cleviſchen, in den Städten Regensburg, Hildesheim u. a., ſodaß die Uebermacht des Proteſtantismus in Deutſchland immer offenbarer wurde. Um der Hülfe willen, die der Kaiſer wiederholt im Türkenkriege und in einem Kriege mit Frankreich bedurfte, wurde auf mehreren Reichstagen der Nürnberger Religionsfriede wiederholt verlängert und — ein bedeutender Fortſchritt zur förmlichen Anerkennung der Reformation — im Regensburger Reichsabſchied vom Jahre 1541 ſogar erklärt, daß die Augsburger Confeſſionsverwandten zwar keinem katholiſchen Stande ſeine Unterthanen abpractiziren ſollten, was den Evangeliſchen nimmer einfiel, daß aber, ob ſich ſonſt Jemand zu ihrer Reli-

gion begeben wolle, demſelben dieß unbenommen bleibe. Dergleichen friedliche Zuſicherungen enthielt auch der Speierſche Reichsabſchied vom Jahre 1544.

Als jedoch der Kaiſer mit Frankreich Frieden geſchloſſen und nun freie Hand hatte, ſich mit den kirchlichen Spaltungen in Deutſchland zu beſchäftigen, nahmen die Dinge bald eine andere Wendung, und nur von ihrer eigenen Kraft konnten die Proteſtanten Schutz erwarten. Leider war aber ihre Kraft ſchon längere Zeit durch Uneinigkeit gelähmt. Herzog Moriz von Sachſen, mit dem Churfürſten verfeindet, hatte den Bund verlaſſen; die jeweilige Eintracht mit den Schweizern wurde geſtört, indem Luther den Abendmahlsſtreit von Neuem begann, während der Papſt endlich das längſt angekündigte Concil auf das Frühjahr 1545 nach Trient ausſchrieb, der Kaiſer aber durch neue Vergleichsverhandlungen und fruchtloſe Religionsgeſpräche nur Zeit zu gewinnen ſuchte, um einen deſto ſicherern Schlag zu führen.

Wie indeſſen im Angeſichte der wachſenden Gefahr auch Manchem bangen mochte, — Luther ſah dem Gang der Dinge ruhig und Gott getroſt entgegen. „Wir ſitzen unter dem Schatten des göttlichen Wortes“, rief er getroſten Muthes ſeinen Freunden zu, und ein andermal: „Betet, betet ohne Aufhören!“ Glaubte er doch an die Kraft des Gebetes, beſonders in der Gemeinde, wo alles Perſönliche ſchwindet, und nur noch Chriſten da ſind, und Chriſtus ſelbſt unter ihnen in ſeiner Gemeinſchaft mit dem Weltenlenker, dem ſieghaften Gotte. — So äußerte er ſich in einer ſeiner letzten Predigten: „Der Mann, der unter Sturm und Wellen im Schiff ſchläft, wird zu ſeiner Zeit durch's Gebet der Gläubigen aufwachen und dem Meere und dem Winde gebieten.“ So entzog ihn

denn auch die göttliche Gnade wie zum Lohne ſeines Glaubens den Gräueln des Religionskrieges, der jetzt unaufhaltſam hereinbrach. Nachdem er in ſeinem letzten Jahre öfters ſehr leidend geweſen, kam er mitten im ſtrengen Winter auf Erſuchen der Grafen von Mansfeld, zwiſchen denen er einen Streit ſchlichten ſollte, nach einer beſchwerlichen Reiſe ſchon krank nach Eisleben, wo er vor 62 Jahren und einigen Monaten geboren war. Während der Tage, die er dort zubrachte, — vom 27. Januar bis zu ſeinem Tode, am 18. Februar 1546 — gedachte er oft ſeines Alters, und wie er ſich, wenn er wieder heimkäme gen Wittenberg, zur Ruhe legen würde. Gegen Abend pflegte er ſich ſchon frühe aus der gräflichen Familie zurückzuziehen zum Gebete, darnach aber noch eine Zeit lang mit ſeinen Freunden zu reden. Am letzten Abende, als er folgenden Morgens verſchied, redete er viele gewichtige Worte vom Tode und dem künftigen ewigen Leben und gedachte unter andern der Frage, ob wir in jener ſeligen, ewigen Verſammlung auch die Unſrigen erkennen würden. Dann trat er ſeiner Gewohnheit nach an's Fenſter, zu beten, obwohl erſchöpft und todtesmatt, unter wiederholten Beängſtigungen, als wollte ihm augenblicklich das Herz brechen. „Walt's Gott! ich geh' zu Bett," ſprach er dann zu den Freunden, die ihn umgaben, darnach: „Lieber Gott, mir iſt ſehr weh' und angſt, — in deine Hände befehl' ich meinen Geiſt, du haſt mich erlöſt, Herr, du treuer Gott!" Unter Schmerz und Gebeten und dem Anruf: „o mein himmliſcher Vater, ob ich gleich aus dieſem Leben hinweggeriſſen werden muß, ſo weiß ich doch gewiß, daß ich bei dir ewig bleibe, und Niemand mich aus deinen Händen reiſſen kann", vergingen die Stunden der Nacht. Gegen Morgen aber, als er anfing,

ſtille zu ſein, und die Augen ſchloß, redete ihm noch Dr. Jonas zu: „Ehrwürdiger Vater, wollt Ihr auf Chriſtum und auf die Lehre, wie Ihr ſie gepredigt, beſtändig ſterben?“ worauf er noch vornehmlich Ja! antwortete, dann aber ſich zur Seite wandte, noch einmal tief aufathmete und ſanft entſchlummernd den Geiſt aufgab. Nach einer Todtenfeier in der Hauptkirche zu Eisleben wurde auf Erfordern des Churfürſten die Leiche nach Wittenberg gebracht. An allen Kirchorten auf dem Wege dahin empfing man dieſelbe mit Trauergeläute, und Schaaren Volks ſchloſſen ſich dem Leichenzuge an. In Halle war das Gedränge um den Leichenwagen ſo groß, daß man oft ſtille halten mußte, und in der Kirche, wo man den Sarg niederſetzte, wurde ein Trauerpſalm mehr herausgeweint als geſungen. An der Churſächſiſchen Grenze nahmen Abgeordnete Johann Friedrichs die Leiche in Empfang, und in Wittenberg kam ihr die geſammte Bürgerſchaft, der Rath und die ganze Univerſität entgegen. In der Schloßkirche hielt Dr. Bugenhagen die Gedächtnißpredigt, und nachdem auch Melanchthon noch geredet, wurde der Sarg nahe der Kanzel eingeſenkt unter den Gebeten und Thränen einiger Tauſend Leidtragenden, dreier Söhne des Entſchlafenen und der treuen Gefährtin ſeines kampferfüllten Lebens.

Ein geiſtiger Heros, ein prieſterlicher Held voll urkräftigen Glaubens, wahrhafter Demuth und unerſchütterlichen Gottvertrauens, deſſen Wort hervorbrach wie ein Feuer, und der von ſeiner Stelle aus die ganze Nation ergriff, groß als Reformator und ein Mann unſeres Volkes wie kein Andrer in allen Jahrhunderten unſrer Geſchichte, war er nun der Erde entrückt und hatte ſeine Stelle leer gelaſſen. Aber ſein

Name lebt fort durch alle Zeiten, und sein Ruhm kann nicht untergehen.

Nehmen wir jetzt den Faden der Geschichte wieder auf, so war eben der Zeitpunkt gekommen, wo sich die Protestanten dem päpstlichen Concil unterwerfen sollten. Als sie sich weigerten und auf dem Reichstag zu Regensburg 1546 durch ihre Gesandten erklärten, das jetzige Tridentinische Concil könne für kein solch gemein frei christlich Concilium in deutscher Nation gelten, wie es der Kaiser verheißen, da hielt dieser nicht länger zurück, sich mit den Waffen Gehorsam zu erzwingen. Während er die übrigen evangelischen Stände tückisch ermahnte, sich nicht durch das Vorgeben eines Religionskrieges täuschen zu lassen, da er blos den Churfürsten von Sachsen und den Landgrafen als Landfriedensbrecher bestrafen wolle, schloß er heimlich mit dem Papst ein Bündniß zur Unterdrückung des Protestantismus. Zum großen Verdrusse des Kaisers enthüllte jedoch der Papst bald das arglistige Vorgehen, indem er die katholischen deutschen Fürsten, die Könige von Frankreich und Polen sowie Venedig zur Bekämpfung der Ketzer aufforderte und in einer Bulle alle Gläubigen ermahnte, die katholischen Waffen mit Gebet und Fasten zu unterstützen. — Unverhofft schloß sich Herzog Moriz zu Sachsen dem Kaiser an. Der Schmalkaldische Krieg brach aus, indem Herzog Moriz in Churſachsen einfiel. Der Churfürst verjagte ihn zwar, wurde aber im Frühjahr 1547 vom Kaiser überrascht, bei Mühlberg unweit Merseburg auf der Lochauer Haide geschlagen und gefangen genommen. Gezwungen, die Churwürde sammt der Hälfte seines Gebietes an Herzog Moriz abzutreten, mußte er obendrein 5 lange Jahre in der Gefangenschaft verharren bis zu einer günstigeren Wendung

der Dinge. Der Landgraf von Heſſen, jetzt allein ſtehend, ergab ſich und wurde ebenfalls gefangen gehalten. Der Churfürſt von Brandenburg und Herzog Moriz, der mit Agnes, der Tochter des Landgrafen, vermählt war, hatte zwar verlangt, daß letzterem ſeine Ergebung nicht zur Leibesſtrafe, auch nicht zu einiger Gefängniß gereichen ſolle, wogegen die kaiſerlichen Räthe trügeriſch behaupteten, die deshalb gegebene Zuſicherung habe gelautet: nicht zu ewiger Gefängniß. Als daher Philipp in der Wohnung des Herzogs von Alba dennoch gefangen genommen wurde, erklärten die Churfürſten von Sachſen und Brandenburg dieß für ein „Böſewichtsſtück“, und der von Brandenburg gerieth dermaßen in Zorn, daß er den Biſchof von Arras als den Hauptbetrüger auf den Kopf hauen wollte. Inzwiſchen war der Kaiſer noch während ſeines Sieges in ein geſpanntes Verhältniß mit dem Papſt gerathen, weil dieſer das Tridentiniſche Concil nicht nach dem Willen des Kaiſers mit einer Wegräumung der kirchlichen Mißbräuche, ſondern mit Verdammung proteſtantiſcher Lehrſätze begonnen, und weil er mißtrauiſch gegen den kaiſerlichen Einfluß auf das Concil ſowie aus Furcht vor einer Beſchränkung ſeiner Macht die Verſammlung von Trident nach Bologna verlegt hatte, wodurch für mehrere Jahre die Verhandlungen ganz in's Stocken kamen. Dagegen nahm der Kaiſer nun die Sache ſelbſt in die Hand, um zuvörderſt eine äußere Einigung der beiden Religionstheile im deutſchen Reich zu bewirken und die Proteſtanten mit der alten Kirche zu verſöhnen. Unter dem Titel „Der römiſch kaiſerlichen Majeſtät Erklärung, wie es der Religion halben im heiligen Reich bis zu Austrag des gemeinen Concilii gehalten werden ſoll“, erſchien auf dem Reichstag zu Augsburg 1548 das ſogenannte Interim, wel-

chem gemäß die Protestanten sich bis auf Weiteres der katholischen Lehre fügen, auch dem Papst und den Bischöfen wieder sich unterwerfen sollten, indeß man ihnen den Kelch im Abendmahl und die Priesterehe bis zu letzter Entscheidung eines Generalconcils nachsehen wolle. Der Papst hatte nicht einmal diese Concessionen förmlich gut geheißen, ebensowenig auf die vom Kaiser erlassene „Reformationsformel" zur Abstellung der seit Jahrhunderten beklagten kirchlichen Mißbräuche irgend welche Rücksicht genommen. Gleichwohl nöthigte die kaiserliche Uebermacht in Süddeutschland zur Annahme des Interims, während dasselbe in Norddeutschland den entschiedensten Widerstand fand. Der gefangene Churfürst von Sachsen ließ sich weder durch Drohungen, noch durch harte Behandlung zur Annahme bewegen, und während es die Römisch-Katholischen als unbefugte und halbe Maßregel anfeindeten, wurde es von den Protestanten verspottet und als ein Werk des Teufels ausgeschrieen. Als nun aber im Frühjahr 1551 der neue Papst Julius III. das Concil wieder nach Trident ausschrieb, und der Kaiser die protestantischen Fürsten zur unweigerlichen Beschickung desselben aufforderte, da schien die Sache des Protestantismus unrettbar verloren. Doch kam die Rettung von einer Seite, woher man sie am wenigsten erwartete. Nachdem nämlich Churfürst Moriz das Interim, wenngleich mit einigen Modificationen, angenommen und selbst gegen das widerspenstige Magdeburg die kaiserliche Acht vollzogen hatte, erhob sich derselbe plötzlich für seine unterdrückten Glaubensgenossen, für die bedrohte deutsche Freiheit und für den gefangenen Landgrafen, seinen Schwiegervater. Im März 1562 brach er unverhofft gegen den unvorbereiteten, zu Insbruck krank liegenden Kaiser auf; sein Heer wuchs im Fortschreiten

mächtig an; das ganze protestantische Deutschland drohte, sich ihm anzuschließen, während das verbündete Frankreich in die kaiserlichen Niederlande einfiel. So mußte sich der Kaiser im August des Jahres zu dem Passauer Vertrag bequemen, durch welchen den beiden gefangenen Fürsten die Freiheit gegeben, den Protestanten aber ein ihre Gewissensfreiheit sichernder Religionsfriede verbürgt wurde. Es ward derselbe dann auch im September 1555 auf dem Reichstag zu Augsburg — daher der Augsburger Religionsfriede genannt — wirklich abgeschlossen, da der Kaiser und der König Ferdinand sich fortwährend von Frankreich so beschäftigt und von den Türken so hart bedrängt sahen, daß sie dem Uebergewicht des Protestantismus in Deutschland nicht zu wehren vermochten. „Damit der Fried der spaltigen Religion halben desto beständiger erhalten werde, — heißt es in dem betreffenden Friedensinstrumente — so solle die kaiserliche Majestät, König Ferdinand, auch Churfürsten, Fürsten und Stände des heiligen Reichs keinen Reichsstand von wegen der Augsburger Confession und derselbigen Lehr' gewaltiger Weise überziehen, beschädigen, vergewaltigen, oder sonst wider seine Conscienz, Wissen und Willen von ihrem Glauben, Kirchenordnung und Gebräuchen abdringen; und soll die strittige Religion nit anders denn durch christliche, freundliche und friedliche Mittel und Wege zu einhelligem christlichem Verstand und Vergleichung gebracht, von Seiten der evangelischen Stände es aber ebenso gegen die katholischen gehalten werden." — Alle Andern, die der römisch-katholischen Kirche oder der Augsburger Confession nicht anhängig wären, sollten jedoch von dem Frieden ausgeschlossen sein, wie denn auch die specifisch sog. Reformirten erst im Westphälischen Frieden 1648 für gleich-

berechtigt mit den Augsburger Confessionsverwandten erklärt wurden. Leider wurde noch auf Drängen des Königs Ferdinand das sog. Reservatum ecclesiasticum (oder der geistliche Vorbehalt) in den Friedenstractat aufgenommen, welchem zufolge die noch katholischen Stifte nicht evangelisch werden durften, auch (obgleich man den weltlichen Landesherrn eine freie Wahl zwischen der katholischen und protestantischen Confession gewährte) Erzbischöfe, Bischöfe oder andere geistliche Stände, die von der katholischen Kirche abträten, ihr Erzbisthum ꝛc. sammt allem Einkommen, welches sie davon gehabt, verlassen, und von den Capiteln eine Person, der alten Religion angehörig, gewählt werden sollte, welchem Grundsatz gemäß auch schon 9 Jahre früher der Churfürst von Cöln, Hermann, wegen der von ihm erlassenen und in der Landschaft freudig begrüßten Reformationsordnung vom Domcapitel angeklagt und durch päpstliches Urtheil abgesetzt worden war. Hinsichtlich eines andern streitigen und von den Protestanten bekämpften Punktes, daß nämlich die Religion der Unterthanen vom Landesherrn abhängig sein sollte, erfolgte endlich die Entscheidung, daß die unter geistlichen Ständen oder Prälaten befindlichen Communen, Städte und Ritterschaft, welche bisher der Augsburger Confession anhängig gewesen, hinfüro durch Niemand davon gedrungen, sondern bis zu endlicher Vergleichung durch ein Generalconcil, Nationalversammlung, Colloquien oder Reichshandlungen unvergewaltigt dabei gelassen werden sollten.

Es half dieser Religionsfriede einem so tief gefühlten Bedürfniß in Deutschland ab, daß die vom Papste alsbald declarirte Mißbilligung desselben ohne allen Eindruck blieb. Daß eine Vereinigung der beiden Religionstheile nicht mehr

zu erwarten ſei, war Allen klar. Selbſt in Oeſtreich und Baiern hatte ſich der Proteſtantismus dermaßen verbreitet, daß der jetzige Kaiſer Ferdinand, obwohl er einige Jahre früher ein ſtrenges Edict erlaſſen, alle ſeine Unterthanen ſollten bei der alten Religion bleiben und das Abendmahl nur unter Einer Geſtalt empfangen, nachher, als er von den Nieder-Oeſtreichiſchen Städten Türkenhülfe begehrte, nothgedrungen das Abendmahl unter beiden Geſtalten erlaubte, und Herzog Albrecht von Bayern, als er von ſeinen Ständen Geld begehrte, ebenfalls das ganze Abendmahl geſtattete und es in Gnaden nachſehen wollte, auch an verbotenen Tagen nöthigenfalls Fleiſch zu eſſen. Wäre der geiſtliche Vorbehalt nicht geweſen, ſo würde in Kurzem ganz Deuſchland proteſtantiſch geworden ſein. War doch Ferdinands Nachfolger, Kaiſer Maximilian II., ſelbſt innerlich der Reformation zugethan, hatte ſchon vor ſeiner Thronbeſteigung mit proteſtantiſchen Fürſten und Theologen einen vertraulichen Briefwechſel, eine Zeit lang ſogar einen evangeliſchen Hofprediger, und wenngleich politiſche Rückſichten, beſonders auf Spanien, ihn vom Uebertritt zurückhielten, ſo blieb er doch ſtets ein Feind aller Religionsverfolgung. Ja, wie auch Papſt Pius V. mit kirchlichen Strafen, mit Bann und Beraubung der Kaiſerwürde drohte, gewährte er gleichwohl dem Oeſtreichiſchen Adel in deſſen Patronatskirchen freie Religionsübung. In einem merkwürdigen Gutachten, welches ihm im Jahre 1574 auf ſein Erfordern der berühmte Feldherr Lazarus von Schwendi über „Freiſtellung der Religion“ erſtattete, heißt es z. B.: „Der Adel iſt faſt durchaus im Reich der geänderten Religion zugethan, desgleichen auf den Stiftern ein gut Theil der Domherrn der Augs-

burger Confession anhängig, und halten auch noch ein Theil an der römischen Religion, so ist's damit doch ein kaltes, halbes Werk, und wenig Eifers dahinter; inwendig aber brennen die Gemüther und warten nur auf eine bessere Zeit und Gelegenheit. Mit dem gemeinen Mann steht's fast durchaus also, daß er von dem alten Thun und Ceremonien der römischen Geistlichkeit nicht mehr hält, denn so weit er von seiner Obrigkeit dazu angehalten wird. Fast überall an katholischen Orten haben die Leute nicht ihre, sondern evangelische Bücher, darin sie zu Haus lesen und einander predigen und lehren."

Wie indeß überall in menschlichen Dingen, so zeigte es sich auch hier: es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Schon in den letzten Jahren Kaiser Maximilians gewannen die Jesuiten, die gebornen und geschwornen Feinde des Protestantismus, immer mehr Einfluß in den katholischen Theilen Deutschlands. Durch ihre Thätigkeit wurde die Reformation zuerst in Bayern unterdrückt, wo sie in Ingolstadt und München, gleichwie in Wien, in Cöln und Trier einen festen Sitz erhielten und vollständige Collegien eröffneten. Unter Kaiser Rudolph II. nahm dann die katholische Gegenwirkung bedeutend zu. Bischof Julius von Würzburg vertrieb 1586 alle Protestanten. In Paderborn gründete der Bischof Theodor von Fürstenberg ein Jesuiten-Collegium, unterdrückte die zahlreichen Protestanten und vertrieb sie zuletzt völlig. Das Gleiche geschah in Münster, in Salzburg, in Bamberg, während der Churfürst von Cöln, Gebhardt, 1582 wegen seines Uebertritts zur evangelischen Kirche — allerdings dem geistlichen Vorbehalt gemäß — vom Papst abgesetzt, gebannt und durch baierische Macht vertrieben wurde.

Ueberdieß erschienen an vielen Orten Schriften, besonders von Jesuiten, worin die Gültigkeit des Religionsfriedens bestritten, die Reformation geschmäht, und Luther der abscheulichsten Laster beschuldigt ward, gleichwie es nicht an Bemühungen fehlte, protestantische Fürsten zur katholischen Kirche herüberzuziehen. Durch den Einfluß seines mit den Jesuiten eng verbundenen Leibarztes Pistorius trat Jacob, Markgraf von Baden, 1590 nicht nur für sich zur römischen Kirche über, sondern befahl auch den evangelischen Predigern und Schullehrern, innerhalb eines Vierteljahrs das Land zu verlassen. Erzherzog Ferdinand, ein Zögling der Jesuiten, seit 1596 Beherrscher von Steiermark, Kärnthen und Krain, verjagte alle Protestanten aus seinem Lande. Der ebenfalls jesuitisch gebildete Maximilian, Herzog von Baiern, übernahm die Vollstreckung der kaiserlichen Acht gegen die ganz evangelische Reichsstadt Donauwerth und hob alle evangelische Religionsübung in derselben gewaltsam auf zur Strafe dafür, daß man der öffentlichen Procession von einem benachbarten Kloster her, nachdem solche schon seit vielen Jahren abgestellt gewesen, den Durchzug verwehrt hatte. Auf dem Reichstage zu Regensburg 1594 übergaben die Protestanten eine Beschwerdeschrift, worin es unter Anderm heißt: „daß die Augsburger Confession für eine verdammte Religion angezogen werde, auch etliche Städte sich eidlich hätten reserviren lassen, den Evangelischen, wie flehentlich auch vor vielen tausend Bürgern darum nachgesucht werde, keine freie Religionsübung zu gestatten, wie z. B. in Cöln evangelische Bürger deshalb eingesteckt, mit Geld gestraft und Uebelthätern gleich gehalten würden.“ Aber alle solche Klagen blieben ohne Erfolg; und ob auch Kaiser Rudolf 1609

Böhmen den Majestätsbrief gewähren mußte, wornach auch für die dortigen Evangelischen (die sog. Utraquisten) der Augsburger Religionsfriede gelten sollte, und Erzherzog Matthias sich genöthigt sah, den Evangelischen in Oesterreich und Ungarn ihre gekränkten Rechte zu erneuern, so waren doch solche Vergünstigungen nur von den Umständen abgedrängt und trügerisch. Immer gespannter, erbitterter und feindseliger traten daher die katholischen und protestantischen Stände einander gegenüber, und während ein großer Theil der letzteren die evangelische Union schloß, mit dem Churfürsten von der Pfalz, Friedrich V., an der Spitze, bildete sich unter Herzog Maximilian von Bayern die katholische Liga; und schon hatte man die Waffen in der Hand, als im Jahre 1618 Böhmen in die angehäuften Brennstoffe den zündenden Funken warf.

Zehnte Vorlesung.

Der dreißigjährige Krieg.

Es kann, verehrte Anwesende, nicht in meiner Absicht liegen, hier die ganze Geschichte des dreißigjährigen Krieges zu erzählen; nur auf seinen Anfang, seine Mitte und sein Ende lassen Sie uns einen Blick werfen.

Nirgends hatte Luthers Reformation ein freudigeres Aufsehen gemacht als in Böhmen. Von Huß und den Hussiten her existirten dort noch die Calixtiner oder Utraquisten, so genannt, weil sie auf beiden Gestalten im Abendmahl, namentlich dem Kelch bestanden, welcher ihnen auch im 15. Jahrhundert auf dem Concil zu Basel gestattet worden war; desgleichen die sogenannten böhmischen oder mährischen Brüder, oder Brüder Christi genannt. Calixtiner nun sowohl, als auch die Brüder freueten sich des neuen Beistandes für den Streit mit Rom; die letzteren insbesondere fanden bei den Reformatoren Beifall wegen ihrer strengen Kirchenzucht und der Unbescholtenheit ihres Wandels, gleichwie sie in ihrer Verfassung den Einrichtungen der ältesten Christengemeinde gleichzukommen suchten; und ob sich auch Luther anfangs daran stieß,

daß sie nur eine geistig-mystische Gegenwart Christi im Abendmahl annahmen, so vergab er ihnen doch weiterhin den nach seiner Ansicht unvollkommenen dogmatischen Ausdruck um ihrer Glaubensgesinnung willen. Der Zeitumstände wegen war ihnen seither noch stillschweigends Duldung gewährt; im 16. Jahrhundert besassen die Brüder wohl 200 Bethäuser, und so mächtig wirkte die reformatorische Bewegung von Sachsen aus auf das noch hussitisch-evangelisch inspirirte Volk, daß zur Zeit des Schmalkaldischen Krieges der größte Theil von Böhmen der Reformation zugethan war.

Daher versagten auch in diesem Krieg die utraquistischen Stände dem König Ferdinand die Heeresfolge gegen die Evangelischen, rüsteten sich ein Heer aus und traten mit dem Churfürsten von Sachsen gegen die Kaiserlichen in Verbindung. Als sie sich aber nach der Besiegung der protestantischen Bundesfürsten ebenfalls unterwerfen mußten, wollte Ferdinand namentlich die Brüder nicht mehr dulden, deren viele damals nach Polen und Preußen auswanderten, die meisten aber sich doch in Böhmen und Mähren zu halten wußten. Kaiser Maximilian II., der, wie wir schon das vorige Mal hörten, allen Religionsverfolgungen fremd war, hatte sich gegen die Evangelischen in Böhmen sehr nachsichtig benommen, konnte sie aber doch nicht völlig gegen den durch die Jesuiten neu angefachten Verfolgungsgeist der Katholiken schützen, während nach ihm unter der Regierung Rudolfs vom Jahr 1576 an, die Jesuiten vollends überwiegenden Einfluß gewannen. Indessen hatten die Umstände dem Kaiser im Jahre 1609 den sog. Majestätsbrief abgedrungen, durch welchen der Augsburger Religionsfriede feierlich als für alle Zeit auch über die böhmischen evangelisch Gesinnten ausgedehnt wurde.

Trotzdem kamen schon einige Jahre später, unter Rudolphs Nachfolger, dem Kaiser Matthias, mancherlei Verletzungen jener Urkunde vor, bis endlich der Erzbischof von Prag und der Abt von Braunau durch Wegnahme neu erbauter evangelischer Kirchen im Jahre 1618 eine allgemeine Empörung heraufbeschworen. Als nämlich 2 protestantische Gemeinden in dem Städtchen Klostergrab und in Braunau mit Zustimmung der evangelischen Stände sich neue Kirchen bauten und durch den Widerspruch des Erzbischofs und des Abts, daß sie als Grundherrn zu bestimmen hätten, welcher Glaube in ihren Gebieten herrschen solle, sich nicht stören ließen, wurden die Kirchen erst geschlossen, dann niedergerissen, und die Widerspenstigen in's Gefängniß geworfen. Ganz Böhmen gerieth darüber in Bewegung. Die evangelischen Stände, an ihrer Spitze Graf Matthias von Thurn, richteten sofort an die kaiserliche Statthalterschaft und an den Kaiser Matthias selbst Bittschriften um Aufrechterhaltung des Majestätsbriefs gegen solche gewaltsamen Eingriffe in die Freiheiten des Landes, welche beobachten und schützen zu wollen der Kaiser den Eid auf's Evangelium geleistet habe. Die Statthalter, namentlich der Burggraf Slawata und Martiniz, waren schon länger als unversöhnliche Feinde der Reformation verhaßt, und lastete auf ihnen die Beschuldigung, durch Versagung der Taufe, der Trauungen und Begräbnisse ihre protestantischen Unterthanen zur Rückkehr zum Papstthum gezwungen, auch die evangelischen Bauern mit Hunden in die Messe gehetzt zu haben. Auf den alsbald erfolgenden abschläglichen Bescheid des Kaisers, der noch obendrein die Rebellen zu bestrafen drohte, erklärte eine Deputation der evangelischen Stände auf dem Schlosse in Prag, wohin ihnen die empörte Menge nach-

drang, der Statthalterschaft, besonders gegen Slawata und Martiniz gewendet: nicht wir haben die öffentliche Ruhe gebrochen, Ihr seid die Schelme, welche die Freiheit des Landes verrathen. Als Martiniz sich verantworten wollte, rief Einer, Wenzel von Raupowa: Wozu die Umstände; man werfe die Herrn nach altböhmischem Gebrauch zum Fenster hinaus. — Die Fensterflügel wurden aufgerissen, und die beiden Verhaßten wurden hinuntergestürzt, ihnen nach eine Creatur von Beiden, der Geheimschreiber Fabricius. Der Aufstand griff nun dermaßen um sich, daß bald in ganz Böhmen nur noch drei Städte dem Kaiser zugethan blieben, alle übrigen aber sich den Aufständischen anschlossen. Gegen die Jesuiten erging ein Verbannungsdecret, in welchen es hieß, daß dieser giftige, scheinheilige Orden die Haupturſache aller Unordnungen und des Unglücks sei, dem seit ihrem Eindringen das Königreich ausgesetzt gewesen. Im folgenden Jahre 1619 starb Kaiser Matthias, und obgleich Erzherzog Ferdinand zu seinem Nachfolger in den österreichischen Erblanden und zum König von Böhmen designirt war, wie er auch nachher zum deutschen Kaiser gewählt und als Ferdinand II. in Frankfurt gekrönt wurde, so erklärte man ihn doch in Böhmen als Erbfeind der Gewissensfreiheit, als einen Sclaven Spaniens und der Jesuiten aller Ansprüche auf die böhmische Königskrone für verlustig und rief den protestantischen Churfürsten von der Pfalz, Friedrich V., zum König von Böhmen aus. Ihm huldigte auch Mähren und Schlesien, wo es ebenfalls zu offener Empörung gekommen war; die Mitglieder der evangelischen Union, desgleichen Dänemark, Schweden und Andere erkannten ihn ebenfalls an. Während nun auch Graf Thurn als Oberbefehlshaber des durch ein allgemeines Aufgebot zu-

ſammengebrachten böhmiſchen Heeres in Oeſterreich glänzende Fortſchritte machte, nachdem er ſchon ein früheres Mal vor Wien gerückt und Ferdinand in die größte Bedrängniß gebracht hatte, ſchien ſich die Uebermacht im deutſchen Reich entſchieden auf die Seite des neuen Glaubens zu wenden. Doch kam es bald anders. Herzog Maximilian von Baiern, mit dem der Kaiſer einen Vertrag ſchloß, ſtellte ein ligiſtiſches Heer auf, über welches der bairiſche Feldherr Tilly den Oberbefehl führte, und im November 1620 kam es am weißen Berg vor Prag zu einer Schlacht, in welcher der Sieg der katholiſchen Liga vollkommen war. Friedrich V., der ſich als König nicht die nöthige Haltung zu geben gewußt, und den die evangeliſche Union im Stich gelaſſen hatte, mußte fliehen, indeß der kaiſerliche Bann ihm auf dem Fuße folgte, und ſein Stammland, die Churpfalz, von einem bairiſch-ſpaniſchen Heere occupirt wurde.

Ueber Böhmen aber breitete nun der Geiſt grauenhafter, blutiger Rache ſeine dunklen Flügel aus. — Zwar wird behauptet, Kaiſer Ferdinand habe anfangs kein Blut vergießen wollen. Aber die Jeſuiten, welche der Kaiſer alsbald reſtituirte, und die beiden Statthalter, die den Sprung aus dem Fenſter nicht vergeſſen hatten, drangen auf Hinrichtung der Häupter des Abfalls, daß ein fürchterliches Exempel ſtatuirt werde. — Graf Schlick und dreiundzwanzig andere der angeſehenſten, ehrenhafteſten Männer wurden enthauptet, Andere gehenkt, Andere mit Ruthen aus der Stadt gepeitſcht, zu ewiger Verbannung, Viele mit ewiger Kerkerſtrafe belegt; die Namen der Flüchtigen wurden auf ſchwarzen Tafeln an den Galgen geſchlagen; alle Güter der Hingerichteten wie der Geflohenen wurden confiscirt; — ungerechnet ſonſtiger Greuel im Einzelnen, die

ſich nicht erzählen laſſen. — Einige Zeit ſpäter kam die Reihe an die proteſtantiſchen Geiſtlichen in Prag und im ganzen Lande. Eigne Commiſſäre, von einer Anzahl Reiter begleitet, zogen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, und trieben ſie in die Verbannung, ebenſo alle proteſtantiſchen Rathsmitglieder in den Städten, desgleichen die evangeliſchen Profeſſoren der Univerſität Prag, welche ganz in die Hände der Jeſuiten gegeben wurde. — Darnach erſchien ein ſcharfes kaiſerliches Mandat: alle begüterten Einwohner des Königreichs, die ſich irgendwelcher Theilnahme am Verbrechen der Rebellion bewußt wären, ſollten ſich vor dem Statthalter ſtellen, ihre Miſſethat bekennen und um Vergebung flehen. Da den Nichterſcheinenden mit dem Tode gedroht wurde, ſo kamen über 800, meiſt vom Adel, und klagten ſich ſelbſt an, worauf man ihnen erklärte, Ehre, Leib und Leben wolle ihnen der Kaiſer aus beſonderer Milde ſchenken, behalte ſich aber vor, über ihre Güter zu verfügen. In Folge davon verlor Mancher die Hälfte oder ein Drittel, Mancher alle ſeine Güter; ſämmtliche Confiscationen berechnet man auf 40 Millionen Gulden, nach den jetzigen Geldverhältniſſen die enorme Summe von etwa 100 Millionen. Das Meiſte davon floß den Jeſuiten zu und dem katholiſchen Adel, welchem man die eingezogenen großen Güter um einen Spottpreis überließ. Hier legte auch Wallenſtein den Grund zu ſeinen unermeßlichen Reichthümern ſowie zu ſeiner nachmaligen Größe. Die Verzweiflung der Beraubten war entſetzlich, das Maß des Jammers aber mit dem Allem noch nicht voll. Hing ja die große Mehrzahl des Volkes noch am evangeliſchen Glauben, und unaufhörlich raunten die Jeſuiten, namentlich der Beichtvater Lamormain, dem Kaiſer zu, die

die katholiſche alleinſeligmachende Kirche müſſe in ihrer ganzen Reinheit hergeſtellt werden. — Da erſchien 1624 ein abermaliges Mandat, welches hartnäckige Evangeliſche aller bürgerlichen, ja aller Menſchenrechte beraubte. Nur einige Hauptartikel laſſen Sie mich der Merkwürdigkeit wegen anführen. Kein Nichtkatholiſcher kann nach dem erwähnten Mandat in Böhmen das Bürgerrecht erlangen oder irgend ein Gewerbe treiben. Kein Nichtkatholiſcher darf heirathen, keiner letztwillig verfügen. Die Armen in den Hospitälern, welche nicht in beſtimmter Friſt zur römiſch katholiſchen Kirche übertreten, ſollen entfernt werden. Wer in ſeinem Hauſe proteſtantiſchen Unterricht duldet, verliert alle ſeine Habe und wird aus der Stadt gepeitſcht. Wer von dem glorreichen Hauſe Oeſterreich, oder von der katholiſchen Kirche oder von der heiligen Jungfrau ungeziemend redet, ſoll ſeine Güter verlieren und am Leben geſtraft werden. — Darnach gingen in Prag Prieſter von Haus zu Haus und fragten Mann und Frau, Kinder, Knechte und Mägde: ſeid Ihr katholiſch geboren? Seid Ihr's geworden? Verſprecht Ihr, es zu werden? Wollt Ihr's auf keine Weiſe werden? — Da die Zahl der Verneinenden zu groß war, um nicht bei einem raſchen weiteren Vorgehen Aufruhr zu befürchten, ſo wurden erſt vier der angeſehenſten Bürger Prags verbannt, dann je 50, je 60, bis zuletzt nur armes Geſindel übrig blieb, das für Almoſen aus den Klöſtern katholiſch wurde. Auf dem Lande verfuhr man noch ſtrenger. Die berüchtigten Dragonaden Ludwigs XIV. fanden hier ſchon ihr Vorbild. Mönche, von Dragonern begleitet, ſchickte man in Städte und Dörfer, um zu bekehren, und unerhörte Greuel bezeichneten ihren Pfad. In Königgrätz z. B. hetzten einige Hundert Kroaten das Volk mit bloſem Säbel in die Meſſe. Während man wider-

ſpenſtige Männer in's Gefängniß ſchleppte, legte man den verlaſſenen Weibern und Töchtern 20, 30 Soldaten in's Haus, welche die äußerſten Schandthaten verübten. Als die Stadt Prachatiz bei'm Anrücken der Soldateska die Thore ſchloß und ſich drei Tage lang vertheidigte, hieb die endlich eindringende wüthende Bande Alles nieder, und in einigen Stunden lagen 1660 Leichen auf den Gaſſen. In Liſſa zündeten die Bewohner ſelbſt ihre Häuſer an und entflohen mit Weib und Kindern. Viele Tauſende in Dörfern und Städten verließen Alles und ſuchten auf verborgenen Pfaden, unter Hunger und Kummer, Zufluchtsſtätten in Siebenbürgen, in Sachſen, in Brandenburg und weiter, während viele Andere ſich im Dickicht der heimathlichen Wälder, in Gebirge und Schluchten verſteckten, ſodaß, als Kaiſer Joſeph II. hundert einige dreiſig Jahre ſpäter das Gewiſſen ſeiner Unterthanen frei gab, noch viele Tauſende zum Vorſchein kamen, die in Jammer und Elend dem evangeliſchen Glauben ihrer Väter treu geblieben waren. — Eben aus jener Schreckenszeit ſtammen auch viele Böhmiſche oder Mähriſche Brüder, welche in den Zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bei dem Grafen Zinzendorf in Schleſien Aufnahme fanden, (von ihrer Anſiedelung in Herrenhut Herrnhuter genannt) und die dem Grafen zur Stiftung einer erneuerten Brüdergemeinde Anlaß gaben.

Im Ganzen rechnet man über 30,000 Familien, die unter Ferdinand II. um ihres Glaubens willen Böhmen verließen, und zwar die Gewerb- und Kunſtfleißigſten, die Reichſten und die Gebildeſten. Der Wohlſtand des Landes war auf lange Zeit zerſtört, Künſte und Wiſſenſchaften nicht min-

der; indeß die Jesuiten einen Triumph feierten, um den sie kein nur irgend menschliches Gefühl beneiden möchte.

Doch genug von solch grausigem Anfang des dreißigjährigen Krieges. Gehen wir jetzt zur Mitte desselben über.

Nachdem in Folge der für Friedrich V. verlorenen Schlacht bei Prag die Pfalz erobert und die pfälzische Churwürde an Herzog Maximilian von Baiern gekommen war, zog Tilly nun mit dem kaiserlich-baierischen Heere wie in verwüstendem Sturm nach Niedersachsen, während bald auch Wallenstein mit einem auf eigene Kosten geworbenen Heere von 40 bis 60,000 Mann auf dem Kriegsschauplatz erschien. König Christian IV. von Dänemark, mit dem sich die protestantischen Fürsten in ihrer Bedrängniß verbunden hatten, ward 1526 bei Lutter am Barenberg (im Braunschweig'schen) von Tilly geschlagen; und da jetzt die ligistischen und kaiserlichen Truppen ganz Deutschland besetzt hatten, glaubte man, gegenüber den Protestanten in ihrer mißlichen Lage Alles wagen zu dürfen. — Schon seit mehreren Jahren hatten nämlich die eifrigsten Katholiken, unterstützt vom päpstlichen Nuntius Caraffa, darauf gedrungen, daß alle seit dem Passauer Vertrag und in Folge des Augsburger Religionsfriedens eingezogenen Kirchengüter wiederhergestellt würden. Immer stürmischer wiederholte man jetzt dieses Verlangen. Die kaiserlichen Beichtväter, Pater Lamormain und Pater Weingärtner, zeigten Ferdinand die Flammen des Fegfeuers, wenn er die Sache Gottes unterlasse, die Glorie des Himmels, wenn er folge, — und obgleich der meist weltliche Rath abrieth, unterzeichnete der Kaiser dennoch im Jahr 1629 das verhängnißvolle sogenannte Restitutions-Edikt. In demselben wird bei Strafe der Reichsacht befohlen: Alle seit dem Passauer Ver-

trag, also seit schon 77 Jahren eingezogenen Stifter, Klöster und andere Kirchengüter sollen den Katholiken wieder erstattet, und alle gegen den sog. geistlichen Vorbehalt eingezogenen Stifter wieder mit katholischen Prälaten besetzt werden; ferner: Die katholischen Reichsstände haben das Recht, ihre Unterthanen zu ihrem Glauben zu nöthigen oder sie im Falle der Widersetzlichkeit zu verbannen. Auch sollen fürder nur die evangelischen Reichsstände, welche der unveränderten Augsburger Confession anhangen, die Wohlthat des Augsburger Religionsfriedens genießen, alle anderen Sekten aber, namentlich die Zwingli'schen und Calvin'schen, also die specifisch sog. Reformirten im Reiche ferner nicht geduldet werden.

Ein fürchterlicher Schlag für die Evangelischen! Der Besitz sämmtlicher protestantischen Fürstenhäuser wurde dadurch in Frage gestellt. Im Niedersächsischen Kreise traf das Edict die Erz- und Hochstifte Magdeburg, Bremen, Verden, Minden, Halberstadt, Lübeck und Ratzeburg, im Obersächsischen Kreise sieben Hochstifte, außerdem in Nord- und Süddeutschland zahllose alte Klöster. Baierische und kaiserliche Kriegsvölker verbreiteten sich sofort über ganz Deutschland, um allen Widerstand niederzuschlagen. In Würtemberg u. a. wurden sämmtliche ehemalige Klöster von friedländischen Reitern und katholischen Pfaffen besetzt und die evangelischen Prälaten vertrieben. Die Gesellschaft Jesu insbesondere wußte sich ein gutes Theil der Beute zuzueignen und hier und dort ein Kloster, ob es auch früher den Benedictinern gehört hatte, ein Seminar und am liebsten eine Universität, wie z. B. Tübingen, an sich zu reißen. Am härtesten behandelte man die Reichsstädte. So wurden unter anderen in dem fast ganz evangelischen Augsburg die evan-

gelischen Prediger vertrieben und die alten Kirchengüter wieder von den Katholiken in Besitz genommen, während ein vor dem Rathhause aufgerichteter Galgen die Einwohner belehrte, daß es Zeit sei, sich jetzt wieder unter das römische Joch zu beugen.

Doch es ist ein Maß in den Dingen und eine gewisse Grenze, an der, wenn's zum Aeußersten gekommen, sich endlich Alles bricht und wendet. Ja wenn Drangsale, die über jedes ertragbare Maß hinaussteigen, auch bis zur Verzweiflung führen, so kann doch diese selbst Kraft, Muth und Willen wieder hervorrufen und beleben; oder die Rettung kommt von außen, und indem wir schon Alles verloren geben, ist der Retter vor der Thür. So war es hier. In tiefer Nacht erschien verheißungsvoll am deutschen Himmel der Stern des Nordens in seinem Strahlenglanz, der Schwedenkönig Gustav Adolf kam. Schon früher hatten mehrere deutsche Fürsten ihn für die evangelische Union zu gewinnen gesucht, doch ohne Erfolg, da ein Krieg mit Polen alle seine Kräfte in Anspruch nahm. Nur dem von Wallenstein bedrängten Stralsund hatte er eine Unterstützung zu Theil werden lassen. Jetzt aber, nach glücklicher Beendigung des polnischen Krieges, war er entschlossen, die Sache des Protestantismus in Deutschland zu der seinigen zu machen und den evangelischen Glaubensgenossen in ihrer Noth beizustehen. Die Macht des Kaisers schreckte ihn nicht, vielmehr wollte er derselben Grenzen stecken, damit sie sich nicht zur Universalmonarchie wohl auch über die skandinavischen Reiche hinaufarbeite; nicht minder wollte er seinen von Wallenstein abgesetzten und vertriebenen Vettern, den Herzögen von Mecklenburg, ihr Land wiedergewinnen und Genugthuung haben für die Beleidigung, daß der Kaiser oder

eigentlich Wallenſtein die ſchwediſchen Geſandten vertragswidrig von der Theilnahme an den Friedensverhandlungen mit Dänemark ſchnöde zurückgewieſen hatte, während überhaupt ein hoher Drang nach Thaten ihn beſtimmen mochte (wie einſt Alexander den Großen), indem ſein Zug nach Deutſchland weniger das Werk kluger Berechnung war als eines begeiſterten, durch religiöſe Ideen verklärten Gedankens. Durch eine Reihe früherer Siege an ihren großen Führer gekettet, ausgeſtattet mit kaltblütigem Muth, wie er den Söhnen des Nordens eigen iſt, an muſterhafte Zucht gewöhnt, ſtanden 14000 Mann unter Guſtav Adolf zum Schlage bereit; über ebenſoviele konnte er weiterhin verfügen, und der Reichthum ſeines Geiſtes ergänzte, was ihm an äußeren Mitteln abging. Neben trefflichen Heerführern vereinigte er ſelbſt in ſeiner Perſon alle Gewalten, er war Feldherr und König zugleich.

Am 29. Mai 1630 verabſchiedete er ſich von den um ihn verſammelten Reichsſtänden, welche er für den Fall ſeines Todes ſeiner Tochter Chriſtine den Eid der Treue ſchwören ließ als künftiger Königin und Regentin des Reiches, indeß während ihrer Minderjährigkeit (ſie war damals 4 Jahre alt) alle Geſchäfte in den Händen des Reichsrathes bleiben ſollten. Dann nahm er ſeine Tochter auf die Arme und empfahl ſie den Ständen mit ſo rührenden Worten, daß die ganze Verſammlung auf's Tiefſte bewegt wurde. Auch des Königs Augen füllten ſich mit Thränen. „Ich rufe den allmächtigen Gott zum Zeugen auf, ſprach er, daß ich nicht aus Vergnügen fechte. Aber der Kaiſer hat mich in der Perſon meiner Geſandten auf's Tiefſte beleidigt; er leiſtet meinen Feinden Vorſchub; er verfolgt meine Glaubensbrüder, die deutſchen

Protestanten, die unter dem Joche des Papstthums seufzen und hülfeflehend die Hände nach uns ausstrecken. Wenn es Gott gefällt, soll ihnen diese Hülfe werden. Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgesetzt sein wird. Zwar hat mich die göttliche Vorsehung bisher wunderbar behütet, doch sehen wir uns jetzt vielleicht zum letzten Mal. Deshalb empfehle ich Euch Alle, ehe ich scheide, dem Schutze des Allmächtigen; ich flehe ihn an, über Euch Alle seinen zeitlichen und ewigen Segen auszuschütten, damit wir uns nach diesem kurzen Erdenleben in der Ewigkeit wiedersehen." Bei den letzten Worten erstickte seine Stimme; alle Anwesenden brachen in lautes Schluchzen aus. Nach einigem Schweigen schloß der König mit einem Gebet aus dem 90. Psalm, das er bei allen wichtigen Unternehmungen zu sprechen pflegte: „Herr, kehre Dich wieder zu uns und sei uns gnädig, fülle uns frühe mit Deiner Gnade, so wollen wir rühmen und fröhlich sein unser Lebenlang. Zeige Deinen Knechten Deine Werke und Deine Ehre ihren Kindern. Der HErr unser Gott sei uns freundlich und fördere das Werk unserer Hände, ja das Werk unserer Hände wolle er fördern!" Schon vorher waren im ganzen Reich 3 allgemeine große Buß- und Bettage angeordnet, welche noch lange Zeit auch nach des Königs Tode an den bestimmten Tagen gefeiert wurden.

Ende Mai wurden dann die Anker gelichtet, aber durch widrige Winde aufgehalten fand die Landung erst nach länger als 3 Wochen statt, und zwar auf der Insel Usedom. Es war das Johannisfest, der 24. Juni 1630, merkwürdiger Weise derselbe Tag, an welchem 100 Jahre zuvor die Evangelischen zu Augsburg ihr Glaubensbekenntniß dem Kaiser und Reich übergeben hatten. Gustav Adolf war der Erste,

der die deutsche Erde betrat; er fiel wieder auf seine Kniee und dankte Gott für seinen gnädigen Schutz mit dem inbrünstigen Flehen, ihm auch fernerhin Gnade und Segen zu verleihen. Zu seinen Offizieren, die durch den Anblick ihres betenden Königs ergriffen waren, sprach er: „Weinet nicht, sondern betet, je mehr Betens, desto mehr Sieg; fleißig gebetet ist halb gefochten.“

Im Augenblicke der Landung fand Gustav Adolf keinen Widerstand. Die Truppen der katholischen Liga unter Tilly und Pappenheim standen zu entfernt. Wallenstein, der im Namen des Kaisers Pommern bis auf's Blut aussog und überall, wohin er mit seinem Soldatenheere kam, auf's Entschiedenste gebrandschatzt hatte, war zu der Zeit entlassen. Des Schwedenkönigs Heer dagegen wuchs auf deutschem Boden täglich. Unter dem Jubel des Volkes nahm er Stettin und andere Orte ein. Wie man ihm schon seines Glaubens wegen zum voraus gewogen war, so gewann ihm die durch den Ausdruck des Wohlwollens verklärte Majestät, seine Gestalt wie seine Rede augenblicklich Aller Herzen. Am Schlusse des Jahres 1630 war Pommern bis auf zwei feste Plätze erobert, gleichwie in Mecklenburg glückliche Fortschritte zur Vertreibung der Kaiserlichen stattfanden. Im Frühjahr 1631 sammelten sich dann die Kaiserlichen und Ligistischen unter Tilly's Oberbefehl mit ihrer ganzen Macht, um gegen die Schweden die Elbe zu halten und namentlich Magdeburg, das Bollwerk der Evangelischen, die reichste Stadt Mitteldeutschlands, zu erobern. Gustav Adolf stand mit seinem Heere zur Zeit in Brandenburg und war seines Theils zur Hülfe der hart bedrängten Stadt bereit, konnte es jedoch mit der weit überlegenen feindlichen Macht ohne den Beistand

der protestantischen Fürsten nicht aufnehmen. Diese aber waren unentschlossen und ungerüstet. Ja der Churfürst von Sachsen, der den Kaiser zum Freund behalten und den Krieg von seinen Grenzen abhalten wollte, versagte sogar den Schweden, die sich schon auf Wittenberg zu in Marsch gesetzt hatten, den freien Durchzug. Vergeblich wiederholte der König die dringendsten Anträge und sandte einen Eilboten nach dem anderen, während in Magdeburg die Noth auf's Höchste stieg. Trotz der heldenmüthigsten Vertheidigung der Belagerten eroberte Tilly allmählig alle Außenwerke; er erbot sich indeß, da Gustav Adolf dennoch zum Entsatz herannahte, zu einem Vertrage; da derselbe aber nicht sofort angenommen wurde, dauerte das Feuer aus allen Batterien den 7., 8. und 9. Mai desselben Jahres mit gleicher Wuth fort, bis am 10. Mai die Stadt dem Verhängnisse erlag. Unter dem Prasseln der Gewehre, dem Dröhnen des groben Geschützes und dem Geläute der Sturmglocken hatte der Kampf unentschieden noch mehrere Stunden durch die Gassen gewogt, während Tilly sich zurückgehalten, und das ganze Gewicht des Kampfes auf Pappenheim gelegen hatte. Nachdem dann aber die Besatzung wie die Bürger mit den Waffen in der Hand überwältigt waren, wütheten die Pappenheimer, die Wallonen und Croaten mit Greueln, vor denen das Herz erbebt. Kein Mann erhielt Pardon; noch schlimmer ging es dem schwächeren Geschlecht. Mehrere edle Frauen entgingen den grauenvollsten Mißhandlungen durch heroischen Tod; 53 schlugen in einer Kirche, wohin sie sich geflüchtet hatten, Croaten den Kopf ab. Ein Mädchen sprang, um sich zu retten, in einen Brunnen; andere suchten ihr Heil in den Fluthen. Von Mittag an bis in die Nacht stand die Stadt nach allen Seiten

hin im Feuer; nur 140 kleine Fiſcherhütten, das Liebfrauenkloſter, einige Häuſer um den Dom und dieſer ſelbſt blieben ſtehen. Unzählige Menſchen waren mitverbrannt; über 6000 Leichen würden in die Elbe geworfen, und die Geſammtzahl der Umgekommenen belief ſich auf 25,000. Ohne die herzzerreiſſenden Bilder aller Schreckniſſe weiter auszumalen, laſſen Sie mich nur hinzufügen, daß Tilly als den Haupturheber derſelben Pappenheim bezeichnet, für ſich ſelbſt aber das Schickſal der Stadt bedauert haben ſoll. Wie dem aber auch ſei, jedenfalls erlaubte er eine dreitägige Plünderung in den Gewölben und den rauchenden Trümmern und ließ zum Schluſſe der entſetzlichen Kataſtrophe in dem raſch wieder katholiſch gemachten Dome unter dem Donner der Kanonen, umgeben von entmenſchten Horden, ein Te Deum ſingen.

Doch nicht dem Kaiſer oder dem Churfürſten von Baiern, ſondern Guſtav Adolf erwuchſen aus der Aſche Magdeburgs Triumphe. Heſſen und Weimar ſchloſſen ſich den Schweden an, desgleichen der Churfürſt von Brandenburg. In Mecklenburg wurde der frühere Herzog wieder eingeſetzt, und Tilly verlor in der Schlacht bei Breitenfeld, unweit Leipzig, am 2. Sept. deſſelben Jahres 1631 den langjährigen Ruhm der Unbeſiegbarkeit. An dem einzigen Tage wurde ſein Heer ſo gut wie vernichtet; 22 Standarten und 70 Fahnen fielen Guſtav Adolf als Trophäen in die Hände. Vollends ſchlugen nun die Herzen des Volkes dem Sieger entgegen; der evangeliſche Glaube ſchien für immer gerettet; in tauſend und abertauſend Häuſern und den niedrigſten Hütten ſah man ſeit der Schlacht des Königs Bildniß. Zunächſt wurden Merſeburg, Halle, Leipzig von den Kaiſerlichen befreit. Dann zog der König nach Thüringen, dann nach Franken; Würzburg

und Aſchaffenburg wurden eingenommen; auch Frankfurt öffnete Guſtav Adolf ſeine Thore. Von da drang ein Theil des Heeres vor bis Caſtell, wo ſich zum erſten Male die ſchwediſchen Waffen in den Fluthen des Rheines ſpiegelten, und noch vor dem Schluſſe des Jahres zog der König als Sieger in Mainz ein. Zugleich hatte Bernhard von Weimar Mannheim eingenommen; Wetzlar, Worms, Speier ſammt vielen Orten und Bergſchlöſſern am Rhein huldigten dem Sieger. Den letzten Tag des alten Jahres brachte er abwechſelnd in Mainz und Frankfurt zu, wo ſich ein glänzender Hofſtaat um ihn ſammelte, und Geſandte aller Mächte ſowie Viele vom hohen und höchſten deutſchen Adel vor ihm erſchienen.

Der Feldzug des Jahres 1632 wurde in Franken eröffnet. Feldmarſchall Horn nahm Bamberg ein, Guſtav Adolf mit dem größten Theile des Heeres wandte ſich nach Baiern. Als er von Fürth aus einer Einladung des Raths in Nürnberg folgte, empfing ihn vor den Thoren und auf den Straßen der alten deutſchen Reichsſtadt ein grenzenloſer Jubel; Mütter hoben ihre Kinder in die Höhe, alte Leute weinten vor Freude, den Tag erlebt zu haben, an dem ſie den Befreier Deutſchlands, den Hort der evangeliſchen Kirche ſehen durften. Auf dem weiteren Zuge gegen Augsburg kam es am Lech zu einem heißen Kampf mit der Heeresmacht Tilly's, welcher letztere jedoch von einem ſchweren Geſchütze getroffen bald nach der Schlacht an ſeinen Wunden ſtarb. Siegreich zog Guſtav Adolf dann in Augsburg, einige Wochen ſpäter in München ein, und bald war ganz Baiern bis auf Regensburg in ſeiner Gewalt. Churfürſt Maximilian von Baiern wandte ſich in ſeiner Bedrängniß an Oeſterreich und an den von Kaiſer Ferdinand mit einer ſchrankenloſen

Ausdehnung der Macht rehabilitirten Wallenstein. Als sich dieser nun von Böhmen aus mit einem neugeworbenen Heere von 40 bis 50,000 Mann nach Sachsen wandte und alle bisherigen Triumphe des Schwedenkönigs zu vernichten drohte, brach Letzterer mit seinem Heere auf und erreichte am 1. November Naumburg, wo man eben vor dem nahen Einfall der friedländischen Söldnerschaaren zitterte. Bei Gustav Adolfs Einzug stürzte das Volk auf die Kniee nieder, sie streckten ihm die Hände entgegen, küßten den Saum seines Gewandes und segneten ihn als ihren Retter, während des Königs Geist einer solchen fast abgöttischen Verehrung widerstrebte, und er zu seiner Umgebung sprach: ich fürchte, daß der Himmel irgend ein Unglück über mich verhängt, denn diese Leute ehren mich mehr, als man einen Menschen ehren sollte. Am 5. November frühe brach er mit dem Heere von Naumburg auf, und als er dann erfuhr, daß der kaiserliche Feldmarschall Pappenheim nach Halle abgezogen sei, Wallensteins Truppen aber ganz unbesorgt in den Dörfern um Lützen, in einer Ebene, welche von der Landstraße nach Leipzig durchschnitten wird, zerstreut lägen, rief er aus: „Nun glaube ich wahrlich, daß Gott den Feind in meine Hände gegeben hat," und die Schlacht ward beschlossen. Wallenstein, als er das Herannahen der Schweden erfuhr, sandte durch Eilboten Befehl an Pappenheim: Laßt Alles stehn und liegen und ziehet herbei, daß Ihr morgen frühe bei mir eintrefft. — Fast in gleicher Stärke: Wallenstein mit 25,000, Gustav Adolf mit 20,000 Mann, lagen Nachts die beiden Heere einander ziemlich nahe und erwarteten ahnungsvoll den Aufgang der Sonne. Aber ein dichter Nebel bedeckte am 6. November Morgens die Ebene von Lützen. Das schwedische Heer verrichtete sein

Morgengebet. Die Trompeten bliesen Luthers Heldenchoral: „Ein' feste Burg ist unser Gott.“ Der König stimmte den Gesang an, zu dem er die Strophen selbst gedichtet haben soll: „Verzage nicht, Du Häuflein klein, obgleich die Feinde willens sein, Dich gänzlich zu zerstören, und suchen Deinen Untergang, davor Dir wird recht angst und bang. Es wird nicht lange währen. Tröste Dich nur, daß Deine Sach' ist Gottes, dem befiehl die Rach', und lasse ihn nur walten. Er wird durch einen Gideon, den Er wohl weiß, Dir helfen schon, Dich und sein Wort erhalten.“

Doch wird berichtet, daß der König an dem Morgen nicht dasselbe fröhliche Vertrauen gezeigt habe wie sonst. Sein hoher Geist griff prophetisch der Zukunft vor, er fühlte sich am Saume der Ewigkeit.

Gegen 11 Uhr zerriß die Sonne den Nebel. Auf dem linken Flügel commandirte Herzog Bernhard von Weimar, auf dem rechten der König selbst. Er ritt durch die Reihen und rief den Truppen zu: „Haltet Euch tapfer, steht fest zu einander und fechtet ritterlich für Gott, Vaterland und König.“ — Mit Waffengeklirr und freudigen Zurufen ward die Anrede erwiedert. Dann rief der König, die Augen gen Himmel gewandt: „Nun wollen wir in Gottes Namen dran. Jesu, Jesu, Jesu! laß uns heute zur Ehre deines heiligen Namens streiten!“ — schwang das Schwert über dem Haupt und commandirte: Vorwärts! —

Während der Schlacht fielen mehrere Kugeln aus den feindlichen Batterien dicht neben Gustav Adolf nieder. — Auf die Nachricht, daß sein Fußvolk zurückweiche, verließ er den rechten Flügel, der siegreich focht, um den Weichenden zu helfen, setzte rasch über die Gräben und gerieth mit nur

wenigen Begleitern unter einen Haufen feindlicher Küraſſiere. Sein Pferd bekommt einen Piſtolenſchuß, ein zweiter zerſchmettert des Königs linken Arm. — Indem er den ihm nahen Herzog von Lauenburg erſucht, ihn aus dem Gewühl zu bringen, erhält er einen zweiten Schuß in den Rücken und fällt vom Pferde, das ihn eine Strecke in den Steigbügeln fortſchleppt. Der ſchwediſche Kammerherr Truchſeß ſah einen kaiſerlichen Officier dieſen Schuß auf den König abfeuern. Der Herzog von Lauenburg, den man mit Unrecht des Schuſſes beſchuldigt hat, floh ſammt den Andern, und nur ein 18 jähriger Edelknabe war bei dem König geblieben. — Ehe dieſer junge Mann in Naumburg ſeinen Wunden erlag, erklärte er auf ſeinem Sterbebette vor Zeugen: als der König vom Pferde gefallen, habe er ihm das ſeinige angeboten. Der König habe beide Hände nach ihm ausgeſtreckt; er habe aber die Laſt allein nicht vom Boden aufheben können, worauf feindliche Küraſſiere gekommen ſeien, denen der König ſich ſelbſt zu erkennen gegeben, und von welchen Einer ihm mit dem Piſtol durch den Kopf geſchoſſen habe. — Schnell verbreitete ſich im ſchwediſchen Heere die Kunde von dem, was geſchehen. Der König iſt verwundet, gefangen, todt! lief es von Munde zu Munde durch die Reihen. — Mit unbeſchreiblicher Wuth, Alles vor ſich her zermalmend, ſtürzten ſich Reiter und Fußvolk, ihn zu retten oder zu rächen, auf den Feind. Die ganze kaiſerliche Reiterei auf dem linken Flügel wurde geworfen, die feindlichen Batterien wurden genommen, und ſchon war die Schlacht für Wallenſtein verloren, als Pappenheim auf dem Schlachtfelde eintraf. Seine Ankunft hatte die Schlacht erneuert, aber er ſelbſt wurde bald von zwei Kugeln tödtlich getroffen.

— Noch wüthete der Kampf auf beiden Seiten fort, bis endlich die Nacht über das Blutgefilde einbrach, und Wallenstein den Rückzug antrat. Auf dem Schlachtfelde, welches die Schweden behauptet, und wo 10,000 umher den letzten Schlummer schliefen, fand man die Leiche des Königs, ausgezogen, mit dem Angesicht gegen die Erde gekehrt, zertreten und von Wunden ganz entstellt. Noch in der Nacht brachte man dieselbe nach einem nahegelegenen Dorfe und legte sie vor dem Altar der Kirche nieder, von wo sie dann in einem einfachen Sarg nach Weißenfels gebracht, einbalsamirt und von einer Station zur andern geführt, endlich zu Stockholm in der Ritterholmskirche feierlich beigesetzt wurde. — Ein Reitknecht des Königs, Erichson, an der Seite seines Herrn verwundet, wollte nach seiner Genesung mit Hülfe der Bauern einen großen Stein an die Stelle wälzen, wo sein Herr bei Lützen gefallen war, und unter großem Wehklagen brachten sie ihn dahin, wo er noch heute steht. Es ist dieß der sogenannte Schwedenstein, über welchem nun die dankbare Nachwelt vor einigen 20 Jahren ein Denkmal aus Erz aufgerichtet hat mit der Inschrift: „Hier fiel Gustav Adolf am 6. November 1632. Er führte des Herrn Krieg. Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ — Um dieselbe Zeit wurde zu einem noch ungleich großartigeren, lebensvolleren, die ganze evangelische Kirche umfassenden Denkmal der Grund gelegt, dessen Bau sich seitdem von Jahr zu Jahr erweitert, und dem sich neuerdings auch ihr Frauenverein eingefügt hat, — der evangelische Verein der Gustav-Adolf-Stiftung, — der nicht nur den Namen des königlichen Helden als eine Zierde an seiner Spitze trägt, sondern auch herzhaft den Zweck verfolgt, überall, in und außer Deutsch-

land und bis in die weiteſte Ferne zerſtreute Genoſſen unſeres Glaubens zu ſammeln, das proteſtantiſche Bewußtſein in ihnen neu zu beleben und in ihrer kirchlichen Bedrängniß ihnen die helfende Bruderhand zu reichen, damit ſie dem mit viel edlem Blut geweihten Bekenntniß ihrer Väter nicht verloren gehen.

Sehen wir nun noch einmal zurück auf den ſiegreich gefallenen Helden, den Retter des deutſchen Proteſtantismus, ſo iſt Guſtav Adolfs höchſtes Lob ſeine Geſchichte. — Was ſein Aeußeres betrifft, ſo verkündigte die Geſtalt den Helden; um eines Hauptes Länge ragte er über die gewöhnliche Mannesgröße hervor. Das Haar war blond, faſt goldfarben, weshalb ihn die Italiener re d'oro nannten. Muth und Hoheit funkelten aus den großen Augen. Der Ernſt ſeines Geſichtes war durch einen lieblichen Ausdruck der Milde veredelt. Er ſprach außer ſeiner Mutterſprache latein, deutſch, franzöſiſch, italieniſch, verſtand engliſch und ſpaniſch und vereinigte Liebe zu den Wiſſenſchaften mit Feldherrngröße. Ueber letztere hat ſich als competenter Richter Napoleon I. ausgeſprochen, indem er ihn zu den acht weltgeſchichtlichen Feldherrn zählt, — zuerſt Alexander von Macedonien, dann Hannibal, dann Julius Cäſar, mitten inne Guſtav Adolf, dann Türenne, Prinz Eugen, Friedrich der Große von Preußen, und zuletzt er ſelbſt, Napoleon. — Dabei gebührt ihm das Lob ſtrenger Manns- und Kriegszucht, welche er einführte und aufrecht erhielt. Laſter und Verbrechen wurden unnachſichtlich geſtraft; Fluchen und gottloſe Reden waren ſchwer verpönt; kein Uebelthäter wurde im Heer geduldet, Ehrenhaftigkeit und Gottesfurcht dem Soldaten zur erſten Pflicht gemacht. Morgens und Abends ſtellte ſich jedes Regiment zum Gebete auf. Vor der

Schlacht wurde das Heer mit Gebet und geistlichen Liedern zur Tapferkeit entflammt, zur Todesverachtung erhoben. Und in des Königs Brust so gut als in der seiner Krieger lebte ein gesunder, kräftiger Glaube. Selbst Gfrörer, der in seiner Geschichte Gustav Adolfs mit dem Lobe eben nicht freigebig ist, erklärt ausdrücklich: „Gustav Adolf war im edelsten Sinne des Wortes fromm, fern von allem weinerlichen, scheinheiligen, heuchlerischen Wesen. Er trug die fast allen großen Männern gemeinsame Ueberzeugung in seinem Herzen, daß er ein Werkzeug der Vorsehung, ein Diener des Höchsten sei.“ Zwar hat man öfter die Frage aufgeworfen und Zweifel gehegt, ob er nicht, statt des Herrn Krieg zu führen, im Grunde doch für sich selbst Krieg geführt, um zu erobern und wohl gar mit der deutschen Kaiserkrone sein Haupt zu schmücken. Es ließe sich dagegen fragen, wäre er länger am Leben geblieben, und die Wahl auf ihn gefallen, ob er solcher Krone weniger würdig gewesen als der Spanier Karl V., der nie ein Herz für Deutschland hatte, und dem die Ausrottung der evangelischen Lehre eine Hauptaufgabe seines Lebens war, — oder als der bigotte Ferdinand II., der sich selbst „den Sohn der Jesuiten“ nannte, und der vor dem Altar der heiligen Jungfrau zu Loretto den Ketzern unversöhnlichen Haß geschworen. Wie dem aber sein mag, auch Gustav Adolf blieb Mensch, und ob immerhin durch seinen Sieg und durch das Zujauchzen des evangelischen Volkes in allen deutschen Gauen hochfliegende Pläne, die ihn später vielleicht zu weit fortgerissen, sich in seiner Seele geregt haben: — bei'm Aufschauen zu ungewöhnlichen Geistern darf das reine Gefühl ihrer Verehrung der Argwohn nicht trüben, zumal wenn der Tod versöhnend zwischen eintritt, und der Strei-

ter für die gute Sache im Schlachtengetümmel heldenmüthig fällt.

Eilen wir nun zum Schluſſe der langen blutigen Handlung. Obgleich nach der Schlacht bei Lützen der Krieg mit allen Greueln eines Religionskrieges noch mehr als 12 Jahre wüthete und einen großen Theil unſeres deutſchen Vaterlandes zur Wüſte machte, indeß das Kriegsglück zuweilen ſchwankte, ſo war doch die proteſtantiſche Sache überwiegend ſiegreich, und die 1645 in Münſter und Osnabrück begonnenen Friedensunterhandlungen führten endlich zum Weſtphäliſchen Frieden am 14. October 1648. Durch denſelben erlangten die Proteſtanten in Deutſchland völlig gleiche Rechte mit der katholiſchen Kirche. Der Augsburger Religionsfriede wurde beſtätigt, und die bisherigen Streitigkeiten über einzelne Artikel deſſelben wurden geſchlichtet. Sämmtliche Feſtſtellungen ſollten auch für die Reformirten gelten, welche hier zuerſt förmlich anerkannt wurden. Dagegen ließ der Kaiſer die Ausdehnung des Friedens auf ſeine Erblande nicht zu, während der Papſt in einer eigenen Bulle „zelo domus dei“ gegen den Frieden förmlich proteſtirte und nach den üblichen Wehklagen über den der römiſchen Kirche zugefügten Nachtheil alle Artikel in Betreff der den Häretikern gewährten Rechte und Freiheiten, mit Berufung auf ſeine Machtvollkommenheit, für alle Zeiten buchſtäblich verwarf, annullirte, caſſirte und verdammte. — Blieb die Proteſtation freilich ohne Wirkung, ſo iſt ſie doch nimmer zurückgenommen, ſondern beſteht bis auf dieſen Tag, ſodaß alle Bedrückungen und Quälereien, welche die Evangeliſchen in der Folgezeit noch erfuhren, namentlich in Salzburg, in Tyrol und in Oeſtreich, von römiſch-katholiſchem oder papiſtiſchem Standpunkte aus als gerechtfertigt erſchei-

nen. Um so ernster wollen wir denn zum vorläufigen Schluß der bisherigen Vorlesungen und im Rückblick auf dieselben die apostolische Mahnung beherzigen: „Halte, was du hast!“ und abermals: „So bestehet nun in der Freiheit, damit Christus uns befreiet hat, und laßt euch nicht wieder unter das knechtische Joch fangen.“ Ist es ja von ewiger Geltung, was Christus zu den Seinen spricht:

> „So ihr bleiben werdet in meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.“

Elfte Vorlesung.

Französische Reformation mit einem Blick auf die Schweiz.

Verehrte Anwesende!

War es bisher die deutsche Reformation, welche wir mit Recht ausführlicher betrachteten, so dürfte es nicht ohne Interesse sein, die mit ihr zusammenhängenden, ähnlichen, ja ihren tiefsten Gründen nach gleichen Vorgänge auf anderen Gebieten des europäischen Lebens uns zu vergegenwärtigen. — Wie nämlich durch das göttliche Walten Alles auf Erden seine Zeit und Stunde hat, so erwachte, als die Zeit gekommen war, nicht nur in Deutschland, sondern fast zugleich in Frankreich, England, Schottland, in dem skandinavischen Reich, in den Niederlanden, ja selbst in Italien und Spanien der Geist des Protestantismus. Gegenüber einer verweltlichten, herrschsüchtigen Priesterschaft sucht derselbe, fern davon, einen Widerspruch gegen die Religion zu enthalten, diese vielmehr tiefer, geistiger, freier zu ergreifen und den christlichen Lehr- und Glaubensinhalt aus dem zufälligen, willkührlichen Gebilde der hierarchischen Epoche auf das Ursprüngliche, Wesentliche und

Ewiggültige zurückzuführen. — Wenn sich nun aber schon in Deutschland unter der Führung tiefsinniger, erleuchteter Geister und dem fast allgemeinen Zusammenstimmen der Nation die Reformation doch nur theilweise durchsetzte, und zwar nicht ohne gefahrvolle, blutige Kämpfe, so konnten diese noch viel weniger namentlich in Frankreich fehlen, wo seit Jahrhunderten Königthum und Kirche auf's Engste verbunden waren. Gehen wir denn auf die Geschichte dieser Kämpfe eben in unserem Nachbarvolke heute ein, und verweilen wir bei einigen der bedeutendsten Erscheinungen der französischen Reformation.

Die ersten Regungen einer kirchlichen Neuerung in Frankreich lassen sich zurückführen auf Jaques Le Fèbre (deutsch Faber oder Fabry), im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, also eine Zeitgenosse Luthers. — Er war ein Gelehrter, dem der Umfang und die Gediegenheit seines Wissens, die sittliche Haltung sowie die Milde und Sanftmuth, die sein ganzes Wesen athmete, eine höhere Würde verlieh. Während ihm die Welt in der Nähe und Ferne von einer tiefen Nacht des Aberglaubens bedeckt zu sein schien, knüpfte er eine Hoffnung der Erneuerung auf das Studium der Urkunden des Glaubens in der h. Schrift. — Aus den Briefen des Apostels Paulus insbesondere entnahm er Grundsätze über Rechtfertigung und Glauben, die der herrschenden Vorstellung von der Verdienstlichkeit äußerlicher guter Werke geradezu widerstritten. Schon über 80 Jahre alt legte er noch Hand an eine französische Uebersetzung der Bibel, welche die Grundlage der späteren Uebersetzung von Olivet und von Calvin wurde. In enger Verbindung mit einigen jüngeren Männern (namentlich Farel), welche durch die nach Frankreich vordringenden Schriften Luthers noch besonders angeregt

waren, unternahm es ein Freund und Geſinnungsgenoſſe Fabry's, Briçonnet, Biſchof von Meaux, ſeinen Sprengel im evangeliſchen Sinn zu reformiren und Leben und Lehre umzubilden. Doch fanden alle derartige Beſtrebungen in Frankreich den hartnäckigſten Widerſtand. Die große theologiſche Facultät in Paris, die Sorbonne, welche ſtarr und ſtreng an den alten Satzungen feſthielt, überwachte während des 15. und 16. Jahrhunderts gleichſam die Lehrmeinungen der geſammten Kirche und bekämpfte jede Neuerung. Wie früher ſchon Wiklef und Huß von ihr verdammt waren, ſo erregte vollends Luthers Angriff auf das bisherige Syſtem ihren ganzen Ingrimm und Widerwillen. Als ihr im Jahre 1520 die lutheriſchen Streitſchriften vorgelegt wurden, ernannte ſie eine Deputation in Sachen des Glaubens, auf deren Bericht Martin Luther, weil er die Meinungen der Doctoren und die Satzungen der Concilien verachte, verurtheilt und als ein Empörer bezeichnet wurde, deſſen Anmaßung mit Kerker und Banden, ja mit Feuer und Schwert zu bekämpfen ſei. Ueberhaupt ging die Sorbonne mit dem römiſchen Papſtthum Hand in Hand, und da man die Ketzerei zugleich als ein bürgerliches Verbrechen betrachtete, ſo wurde ihr Urtheil in Bezug auf Ketzer und ketzeriſche Bücher für die franzöſiſchen Parlamente, welche Criminalgerichtsbarkeit ausübten, entſcheidend. Auch Fabry und Briçonnet ſammt ihren Anhängern wurden durch ſolche mächtige Organe der alten Orthodoxie zum Schweigen gebracht und niedergehalten.

Auf dem franzöſiſchen Thron ſaß damals König Franz I., bekannt durch ſeine wiederholten Kämpfe gegen Kaiſer Karl V., welche ihm in Folge der Schlacht von Pavia eine lange Gefangenſchaft zuzogen, welche er aber mit wenig Unterbrechun-

gen bis zu seinem Tode fortsetzte. Franz I. liebte weder das Parlament, noch die Sorbonne, am wenigsten die Mönche. Sein Volk nannte ihn den Vater der Wissenschaften, und schon lange beabsichtigte er, Erasmus, wohl den gelehrtesten Mann seiner Zeit, dessen Schriften Licht und Aufklärung weithin verbreiteten, in seine Nähe zu ziehen. Auch las der König zuweilen mit seiner Mutter und Schwester, Margaretha von Valois, der nachherigen Königin von Navarra, in der heiligen Schrift, gleichwie man von Dr. Luther und dessen Schriften am Hofe lobend sprach. Besonderer königlicher Gunst erfreute sich Louis de Berquin, ein entschiedener Anhänger der evangelischen Lehre, der von Gnade und Glauben, von der wahren kirchlichen Gemeinschaft und dem allgemeinen Priesterthum die weitgehendsten Vorstellungen hatte, daneben auch den Kölibat und die Unordnung der Klöster offen und hart angriff. Nachdem ihn der König einmal aus dem geistlichen Gefängniß befreit hatte, vermochte er indeß den abermals Angeklagten nicht zu retten, und Berquin wurde 1529 auf dem Greve-Platz in Paris verbrannt. Nachdem aber also der König einmal erlegen war, wagte es die Sorbonne, sich ihm entschieden zu widersetzen, und bald ließ er sich seiner leidenschaftlichen Natur nach fortreissen, selbst an der Unterdrückung reformatorischer Bewegungen Theil zu nehmen. — Als z. B. mehrere unbesonnene Neuerer die durch Herkommen geheiligte Verehrung des Sacraments verletzt hatten, gerieth der König in große Aufwallung, und 18 der Schuldigen mußten als Aufrührer mit dem Tod im Feuer büßen. Ja obwohl er aus politischem Interesse mit den deutschen Protestanten verhandelte und sogar im Interesse einer religiösen Vereinbarung Melanchthon zu sich einlud,

(welchem Vorhaben ſich freilich die Sorbonne widerſetzte), kam es doch unter demſelben König noch zu ſchrecklichen Executionen im ſüdlichen Frankreich, wo, wie wir neulich hörten, ganze Gemeinden harmloſer Waldenſer grauſam hingewürgt wurden.

Eine ſelbſtſtändigere Theilnahme widmete dagegen die vorhin genannte Margarethe von Navarra, mit ihrem hellen, durch keine Leidenſchaft getrübten Geiſte den religiöſen Angelegenheiten; — aus Ueberzeugung neigte ſie ſich dem Proteſtantismus zu. In einer kleinen Schrift von ihr „Miroir de l'ame pêcheresse" iſt nicht mehr vom Fegfeuer, noch von der Fürbitte der Heiligen, ſondern blos vom Verdienſte Chriſti und ſeinem Verſöhnungstod die Rede. Auf ihrem von der unmittelbaren Einwirkung der Sorbonne unberührten Gebiete von Bearn ſetzte ſie das Werk Fabry's und Briçonnets fort. Erſterer ſtarb in ihrer Nähe. Auch anderen Flüchtlingen gewährte die Königin eine Freiſtätte, und in der Zurückgezogenheit ihrer ſpäteren Jahre war es ihr das größte Vergnügen, mit gleichgeſinnten Freunden über die Schrift und deren Auslegung zu forſchen, bis ſie ihren Tod kommen fühlte. Sie glaubte, derſelbe ſei ihr durch eine Erſcheinung angekündigt, die ihr einen Blumenſtrauß zeigte mit dem Worte „bald!"

Von dem eigentlichen Frankreich laſſen Sie uns nun für einige Augenblicke nach der franzöſiſchen Schweiz hinüberſehen, wo die reformatoriſche Saat einen günſtigen Boden fand und unabhängiger von feindlichen Mächten zu bedeutenden Hervorbringungen reifte. In der deutſchen Schweiz hatte ſich bereits durch Zwingli und ſeine Geſinnungsgenoſſen die Idee der Reformation ſiegreiche Bahn gemacht, als der

ſchon genannte thatkräftige Farel, Fabry's Schüler und Mitarbeiter des Biſchofs Briçonnet, ſich den Schweizer-Reformatoren anſchloß und, da ihm die Rückkehr nach Frankreich verwehrt war, die Miſſion eines Reformators in den romaniſchen Grenzländern übernahm. In ſeinem durch wiederholte Flucht geſtählten Eifer war er ganz der Mann dafür. Er liebte es, in der Mitte der Gegner plötzlich hervorzutreten, unter wildem Getümmel das Wort zu ergreifen und das Toben empörter Volkshaufen zu beſtehen. Wo man ihm die Kirchen verſchloß, predigte er unter freiem Himmel, auf den Gottesäckern, den Marktplätzen, im offenen Feld unerſchrocken, ob man ihm auch auf ſeinen Wanderungen auflauerte, und unter den Schlägen entrüſteter Feinde ſein Blut emporſpritzte. Da er an der Eidgenoſſenſchaft, namentlich an Bern, einen Rückhalt hatte, ſo gelang es ihm nach und nach, in dem alten Burgund, in Aigle, Neufchatel und Valangin zu reformiren, und auch nach Genf brachte er zuerſt die proteſtantiſche Lehre. Dort beſtanden zu der Zeit drei verſchiedene in einander greifende Gewalten, die des Biſchofs, des Herzogs von Savoyen und der auf ihr Recht eiferſüchtigen, energiſchen Bürgerſchaft. Letztere ſchloß ſich an die Eidgenoſſenſchaft, von welcher die republikaniſche Partei Genfs den Namen „Eidgenots" annahm. (Nach Einigen ſoll davon die ſpätere Benennung der franzöſiſchen Proteſtanten „Hugenotten" herrühren; nach Andern vom König Hugo Kapet, deſſen Geiſt der Sage nach in Begleitung der wilden Jagd Nachts in der Gegend von Tours erſchien, ſodaß der Name Hugenotten etwas dem Aehnliches, eine plötzlich erſcheinende, aus ihren Schlupfwinkeln hervorbrechende, tumultuariſche Menge bezeich-

net würde, wie mit einer ſolchen die königlichen Truppen einmal eben bei Tours zuſammenſtieſſen.)

Das Eindringen des Proteſtantismus in Genf brachte zunächſt verhängnißvolle Conflicte hervor. Die religiöſen Parteien verfolgten ſich gegen einander, und oft kam es zu blutigen Raufereien. Der Biſchof, mit dem Herzog im Bunde, ſprach über die Stadt den Bann aus, den der Papſt wiederholte. Zwar bildete ſich anfangs um Farel eine kleine Gemeinde, aber bald mußte er weichen. Als er indeß nach einiger Zeit zurückkehrte, brachten ſeine Predigten eine unbeſchreibliche Wirkung hervor. Prieſter warfen ihr Gewand vor dem Altar ab und bekannten ſich zur neuen Lehre. In Folge eines veranſtalteten Religionsgeſprächs zwiſchen den ſtreitenden Parteien traten ſelbſt die früheren Verfechter der katholiſchen Sache zur proteſtantiſchen über. Die Bürgerſchaft, noch beſonders aufgeregt durch den an den Tag gekommenen Verſuch, die vornehmſten proteſtantiſchen Prediger zu vergiften, legte endlich den Domherrn und den religiöſen Conventen die Frage vor, ob ſie zur Vertheidigung der Meſſe noch etwas zu ſagen wüßten, und da Alles ſchwieg, wurde die fernere Feier derſelben durch ein förmliches Edict verboten. Wer ſich nicht fügte, mußte die Stadt verlaſſen. So zogen z. B. die Schweſtern von St. Clara unter dem Geleit des Magiſtrats aus den Thoren und erkannten die Welt kaum wieder, von der ſie ſo lange abgeſchloſſen waren. — Als nun aber über dieß Alles heftige Feindſeligkeiten ausbrachen von Seiten des Herzogs und des Biſchofs ſowie vom katholiſch gebliebenen Freiburg, da entſchloß ſich Bern, die Genfer nicht untergehen zu laſſen, bemächtigte ſich des Waadtlandes und gewährte der Unabhängigkeit und dem Proteſtantismus Genfs

eine mächtige Stütze. In einem General-Conſeil der Genfer Bürgerſchaft im Mai 1536 ſtellte der erſte Syndicus die Frage, ob Einer der Verſammelten gegen die Art und Weiſe, wie das göttliche Wort bei ihnen gepredigt werde, etwas einzuwenden habe, worauf Alle einmüthig ihren Entſchluß erklärten, der römiſchen Kirche für immer abzuſagen und bei dem evangeliſchen Gottesdienſt zu bleiben. — Ohne Zweifel ein bedeutendes Ereigniß, daß hier, in der Mitte von Europa, unter einer romaniſchen Bevölkerung, die evangeliſche Lehre Wurzel faßte, und in Kraft der proteſtantiſchen Idee eine anſehnliche Stadtgemeinde von der geiſtlich-weltlichen Macht, der ſie bisher unterworfen geweſen, ſich frei machte.

Nun trat indeß die große Schwierigkeit hervor, unter Menſchen, die ſonſt weltlich geſinnt waren, und die der religiöſe Gedanke nur im Sturm der Begebenheiten ergriffen hatte, dieſen Gedanken aufrecht zu erhalten und in's Leben einzuführen. Das dazu erſehene Rüſtzeug war Johann Calvin, zwar ſchon der zweiten Generation reformatoriſcher Männer angehörend, in der Reihe derſelben jedoch einer der hervorragendſten. Geboren im Jahre 1509 zu Noyon in der Picardie, hatte er dann in Paris ſtudirt, ſich mit Eifer der Theologie zugewendet und mit großem Fleiße in den Kirchenvätern, beſonders Auguſtin, ſowie in der h. Schrift ſelbſt geforſcht. Bis tief in die Nacht pflegte er zu ſtudiren, und wenn er am Morgen erwachte, Alles, was er geleſen, ſich in einſamer Stille zu überlegen. In ſeinem Aeußeren ſpiegelte ſich der tiefe Ernſt, der ihn innerlich beherrſchte. Streng gegen Andere, war er es zuerſt gegen ſich ſelbſt. Eine große Gelehrſamkeit, eine bewundernswerthe Kraft der Rede, unerſchütterliche Standhaftigkeit geſtehen ihm ſeine Feinde ſelbſt

zu. Unter den Religionsverfolgungen in Frankreich ging er im Jahre 1533 nach Italien, lebte eine Zeit lang am Hofe der Herzogin Renata von Ferrara, einer Tochter Ludwigs XII., die der Reformation geneigt war, und wandte ſich dann nach Baſel, wo er ſein berühmtes Werk Institutio religionis christianae (Unterricht in der chriſtlichen Religion) mit einer Zueignung an König Franz I. herausgab, ein Werk, dem wohl kein proteſtantiſches Lehrbuch jener Zeit an reichem Inhalt, an Scharfſinn und durchgreifendem Zuſammenhang gleichſteht. Nur in zwei Puncten wichen ſeine Lehrbeſtimmungen von denen der übrigen Reformatoren mehr oder weniger ab, indem er theils mit Auguſtin annahm, daß die ewige Seligkeit oder Verdammniß dem Menſchen von Anfang an im voraus beſtimmt ſei (die ſogenannte Prädeſtinationslehre), theils im Abendmahl, in welchem er zwar auch wie Luther die Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti feſthielt, dieſe Gegenwart jedoch gleichwie den Genuß des im Brod und Wein gegenwärtigen Erlöſers nicht ſowohl ſubſtanziell oder fleiſchlich, als vielmehr ſpirituell oder geiſtig auffaßte. Als er dann im Jahre 1536 nach Genf kam, war ſeine Abſicht eben nur, Farel zu begrüßen, dann aber weiterzuziehen, um noch mehr zu ſehen und zu lernen, wie er ſpäter oft geäußert, daß er nichts mehr gewünſcht habe, als dieß ſein Lebtag fortzuſetzen, um ſo mehr als er von Natur furchtſam ſei und den Streit meide. Farel aber wollte ihn nicht ziehen laſſen, ſondern kündigte ihm den Zorn des allmächtigen Gottes an, wenn er nicht bliebe, ſodaß Calvin nicht länger zu widerſtehen wagte. Er ſagt, es ſei ihm geweſen, als ſehe er Gottes Hand aus der Höhe ausgeſtreckt, um ihn zurückzuhalten. Indem es nun galt, das Leben und die Sitten der

Genfer zu reformiren, ſo ſtieß Calvin wie Farel auf einen zunächſt unüberwindlichen Widerſtand, und nach einigen Jahren harten Kampfes wurde der neue Prediger als unbeugſam ſtrenger Sittenrichter aus der Stadt verwieſen. Calvin ging nach Straßburg, wo er theologiſche Vorleſungen hielt, eine franzöſiſch reformirte Gemeinde um ſich ſammelte und ſich mit den deutſchen Reformatoren in nähere Beziehung ſetzte.

Bald zeigte es ſich indeß, daß man ihn in Genf nicht entbehren konnte, und diejenigen, welche das Heil der Stadt in der Aufrechthaltung des Proteſtantismus ſahen, riefen ihn und ſeine Collegen im Jahre 1541 wieder zurück. Zwar ungern, doch in Betracht, daß das menſchliche Leben zum Kampfe beſtimmt ſei, gab Calvin dem Rufe nach, beſtand aber nun darauf, die von ihm ſchon früher gewollte Kirchenzucht zur Ausführung zu bringen. Es wurden dazu aus den Räthen der Stadt 12 Aelteſte gewählt, die mit dem Prediger das ſog. Conſiſtorium bildeten (was wir den Kirchenvorſtand oder das Presbyterium nennen) zur Aufſicht über das religiöſe und ſittliche Leben der Gemeinde, und zwar mit dem Recht der Excommunication oder der Ausſchließung von der Gemeinde, namentlich von der Theilnahme am Sacramente, in deſſen geiſtlichem Genuß Calvin den Mittelpunct des kirchlichen wie des geſammten Lebens jedes Einzelnen erblickte. Nach der Tiefe ſeiner religiöſen Anſchauung ſollte nämlich die Kirche eigentlich nur aus Erwählten beſtehen; da er ſich jedoch beſchied, daß man dieſe von den Verworfenen nicht ohne Weiteres unterſcheiden könne, ſo wollte er um ſo ſtrenger diejenigen abſondern, welche die Kirche als die Vermittlerin der Gemeinſchaft mit Gott durch Wort und That verleugneten. So wurden unter Calvins Leitung, da er auch an

der weltlichen Gesetzgebung Theil nahm, dem äußeren Leben die strengsten Fesseln der Zucht angelegt, Tanz und Theater verboten, dem Aufwand in der Kleidung und bei den Mahlzeiten ein bestimmtes Maß gesetzt, auch das Lesen gewisser Bücher, unter andern der Ritterromane, des Amadis ꝛc. untersagt. Auf Treubruch in der Ehe wurde die Todesstrafe gesetzt; eine Frau, weil sie unzüchtige Lieder gesungen, wurde verbannt; Spieler stellte man mit den Karten in der Hand an den Pranger. Servet, welcher die kirchliche Dreieinigkeitslehre angriff, wurde deshalb der Gotteslästerung angeklagt, und da auf dieser die Todesstrafe stand, soll, wie Gegner ihm nachsagen, was aber keineswegs geschichtlich constatirt ist, Calvin seine Hinrichtung befördert haben, um die Welt vor der Verführung und Ansteckung zu bewahren. Daß eine so fanatische Strenge in dem lebenslustigen Genf durchdringen konnte, läßt sich wohl nur daraus erklären, daß die strenge Sittenzucht mit dem religiösen zugleich ein republikanisches Moment in sich schloß im Gegensatz zu der früheren Ueppigkeit und dem weltlichen Treiben, welches von der Hofhaltung der vorigen Herrscher, der Herzöge von Savoyen, und von den Häusern der reichen Domherrn ausgegangen war. Ob es daher denn auch an mannichfachen Kämpfen nicht fehlte, und es in der Stadt eine Partei der sog. Libertiner gab, die sich der geistlichen Gewalt des Consistoriums nicht fügen wollten, so blieb dasselbe doch unter Calvin im vollen Besitz der kirchlichen Zucht und der Gewalt der Schlüssel oder des Rechts der Excommunication.

Fassen wir die ganze Persönlichkeit und amtliche Stellung Calvins in's Auge, so verband er mit der äußersten Einfachheit im Privatleben ein hohes öffentliches Ansehen.

Ohne den Werth eines friedlichen Daſeins zu verkennen, finden wir ihn doch unaufhörlich in leidenſchaftlichem Kampfe; ſeine Natur ſoll gebieteriſch und herrſchſüchtig geweſen ſein, wenngleich, wie er es meinte, er ſtrenge war nur zur Förderung des religiös ſittlichen Lebens, damit die Kirche Chriſti gebaut und dieſelbe zu einer Gemeinſchaft der Auserwählten, der Heiligen und Geliebten Gottes vollendet werde. In einer Sache, für die er jeden Augenblick perſönlich mit dem Leben einzuſtehen bereit war, nahm er es ſich auch nicht übel, wenn er, ſeinem eigenen Ausdrucke nach, vom Sturmwind ergriffen wurde; wie denn überhaupt ſein Sinn und Weſen nicht erinnert an die milde Anmuth der Landſchaft, in der er lebte, ſondern an die rauhen Tage, die auch in ihr dann und wann eintreten, wenn die blauen Fluthen des See's brandend wie Meereswogen an's Geſtade ſchlagen.

Viele um der Religion willen aus Frankreich Geflüchtete hatte er in Genf um ſich geſammelt; viele Jünglinge waren von nah und fern zu ihm gekommen und wurden von ihm zu Religionslehrern gebildet. Da er nach zwanzigjähriger Amtsführung ſeine Kräfte der Anſtrengung nicht mehr gewachſen fühlte, betrieb er die Stiftung der Genfer Univerſität, an welcher ihm der ehrwürdige Theodor Beza zur Seite trat. Calvin ſelbſt ſtarb 1564, noch nicht 60 Jahre alt, der zweite Stifter der Schweizeriſchen Reformation, die ſich durch ihn vollendete und in weiteren Kreiſen verbreitete.

Kehren wir nun nach Frankreich zurück und erinnern wir uns, wie König Franz I. wenigſtens mit den Anhängern der Reformation ſympathiſirte, ſo hatten unter ſeinem Sohn und Nachfolger, Heinrich II., die Reformirten die grauſamſten Verfolgungen zu erdulden. Wurde doch ſchon ſeit Ende des

12. und Anfang des 13. Jahrhunderts jede Abweichung vom römischen Kirchenglauben nach einer Bulle Innocenz' III. gleich den Verbrechen wider die Natur und als Beleidigung der göttlichen Majestät mit den härtesten Strafen belegt (namentlich mit dem Feuertode und mit Confiscation der Güter), zu deren Vollziehung sich die weltliche Gewalt unweigerlich hergeben mußte. Die Inquisitoren, welche unaufhörlich ketzerischer Bosheit nachforschten, brachten die Angeklagten vor die Gerichte, und diese erkannten fast immer auf die schwerste Strafe. Gegen Alle, welche verbotene Bücher lasen oder wider die heil. 7 Sacramente oder die Anrufung der Heiligen verstießen, war Scheiterhaufen und Einziehung der Güter oder Infamie an der Tagesordnung, wogegen die Mißbräuche der Kirche in empörender Weise nur noch immer zunahmen, wie denn z. B. König Heinrich II. die ihm zustehende Besetzung der geistlichen Pfründen größtentheils seiner Buhlin überließ, der Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, derselben ränkevollen Frau, von welcher ein alter Geschichtschreiber sagt, daß sie 12 Jahre lang den Himmel so verschlossen hielt, daß nicht ein einziger Tropfen Gerechtigkeit, es sei denn verstohlen, auf Frankreich herabfiel. Dabei geschah es nicht selten, daß Günstlinge, die noch gestern Soldaten oder Hofleute gewesen, heute als Aebte oder im bischöflichen Ornate einhertraten, gleichwie es offenkundig war, daß ein Liebling des Königs, der Marschall St. André, die Verfolgung der Häretiker aus keinem anderen Grunde eifrigst beförderte, als um sich aus der Einziehung ihrer Güter zu bereichern.

Deßungeachtet wuchs die Zahl der Protestanten in Frankreich immer mehr an, und eben die Verfolgungen gaben

ihnen neue Lebenskraft. In der Normandie, in Orleans, Tours, Angers ꝛc. bildeten sich Gemeinden; in der Dauphiné und Provence, wahrscheinlich durch die Einwirkung der Waldenser, gedieh die neue Pflanzung besonders. Im Jahre 1558 glaubte man schon 400,000 Reformirte im Reiche zählen zu dürfen. Angesichts der errichteten Scheiterhaufen gaben sie sich im Jahre 1559 zu Paris eine gemeinschaftliche Verfassung; ein gemeinsames Glaubensbekenntniß wurde angenommen und gleichwie in Genf zur Einführung von Consistorien, Kirchenvorständen und zur Bildung von Synoden vorgeschritten. Als man dann aber nur um so stärker den König gegen die Abtrünnigen aufreizte, und dieser eben das Parlament und die Gerichtshöfe durch ein Rundschreiben zu äußerster Strenge gegen die Lutheraner und Calvinisten ermahnte, ereilte ihn der Tod noch in der Fülle des Lebens. Bei einem Turnier brach an seinem Visir die Lanze seines Gegners, ihre Splitter fuhren ihm in die Stirne, und wenige Tage darnach verschied er.

Heinrich des II. Sohn und Nachfolger, Franz II., als Dauphin im Alter von 15 Jahren mit Maria Stuart vermählt, schwach an Körper und Geist, bei seiner Thronbesteigung noch nicht 16 Jahre alt, war ein willenloses Werkzeug seiner Mutter Catharina von Medici und des Cardinals von Lothringen aus dem Hause Guise, eines heftigen Widersachers der neuen Lehre. Nachdem Letzterer schon unter dem verstorbenen Könige eine bedeutende Rolle gespielt, kam unter dem jungen König Franz II. die Leitung der Geschäfte vollends in seine Hände. Durch seinen Einfluß wurden sofort alle geheimen religiösen Zusammenkünfte der Hugenotten bei Todesstrafe der Anstifter verboten, und wer die Schlupfwinkel Verurtheilter angab, sollte die Hälfte ihrer Güter als Beloh-

nung erhalten. Als der Admiral von Coligny, einer der ausgezeichnetſten Männer des Reiches, ſchon längſt für die neue Lehre entſchieden, eine Bittſchrift der Proteſtanten befürwortete, daß der König ihnen Kirchen bewillige zur Predigt und zur Feier der Sacramente, trat der Cardinal ſolchen Geſinnungen feindlich entgegen, und ſchon befürchtete man von ihm das Aeußerſte, als der König, erſt 17 Jahre alt, im Dezember 1560 eines plötzlichen Todes ſtarb, und die höchſte Gewalt in andere Hände kam. „Als Alles verloren war, wie Beza ſagt, da wachte der Herr, unſer Gott auf.“ Catharina von Medici, herrſchſüchtig, wie ſie war, hatte ſchon immer nach dem Augenblicke verlangt, wo ſie mehr Theil an der Regierung bekäme, und das Uebergewicht des Cardinals und der Guiſen überhaupt gebrochen würde. Nun, ohne ſich lange damit aufzuhalten, den verſtorbenen Sohn zu beklagen, erſchien ſie im Conſeil mit dem Aelteſten der Ueberlebenden, dem die Thronfolge zukam, an der Hand. Es war dieß Carl IX., damals ein Knabe von noch nicht 11 Jahren, der die verſammelten oberſten Räthe der Krone auf die Befehle ſeiner Mutter anwies. Die Prinzen von Geblüt, namentlich der damals noch der Reformation geneigte, ſpäter freilich leichtſinnig von derſelben abgefallene König Anton von Navarra, ſollte ihr in der Regentſchaft zur Seite ſtehen. Durch dieſen Umſchwung der Dinge ermuthigt, regten ſich jetzt die Proteſtanten allenthalben, hielten ihre Gottesdienſte öffentlich, verlangten Loslaſſung ihrer in der letzten Zeit eingekerkerten Glaubensgenoſſen. Die Mehrzahl der Parlamentsmitglieder faßten gleichzeitig den mildernden Beſchluß, die Ketzer nicht mehr an Leib und Leben, ſondern blos mit Verbannung zu ſtrafen. Die Abgeordneten des Adels in der Ständeverſamm-

lung forderten, daß der Verfolgung der Neugläubigen ganz Einhalt geſchehe, und ein freies National-Concil berufen werde, um alle ſtreitigen Artikel nach dem Wort Gottes zu entſcheiden. Auch wurde auf Veranlaſſung der Regierung und des Prinzen Condé, eines Hauptführers der religiöſen Neuerung, Theodor Beza herbeigerufen ſammt anderen angeſehenen reformatoriſchen Geiſtlichen, um mit den katholiſchen Prälaten eine Vereinbarung im Glauben zu verſuchen. Ja durch Beza gleichwie durch die Königin Johanna von Navarra, wie Margarethe eine eifrige Bekennerin der neuen Lehre, hatte dieſelbe auch am Hofe Eingang gefunden, während ſie ſich im Lande unaufhaltſam weiter verbreitete, und in manchen Bezirken die proteſtantiſche Lehrauffaſſung ſchon die Oberhand gewonnen hatte. Im Jahre 1561 wollte man bereits mehr als 2000 reformirte Gemeinden zählen, und im folgenden Jahre erſchien ein Edict, welches alle Verſammlungen der Proteſtanten für ſtraflos erklärte und ihnen freie Religionsübung förmlich erlaubte.

Gleichwohl gab es noch mächtige Kräfte, welche ſich den von der Regierung gemachten Zugeſtändniſſen widerſetzten und ſie rückgängig zu machen ſuchten. Noch lebte der Cardinal von Lothringen; noch beherrſchte den bei weitem größten Theil der Bevölkerung das alte Kirchenſyſtem, welches alle ſeine Kräfte zuſammenfaßte, um ſich des verhaßten Feindes wieder zu entledigen. In Paris, wo man an 20,000 Hugenotten rechnete, fürchtete man von einem Zuſammenſtoß mit der gegen ſie aufgereizten Menge tumultariſche Bewegungen. Der Prinz Condé war von Schaaren bewaffneter Glaubensgenoſſen umgeben, die ihn begleiteten, wenn er zur Predigt ging oder von der Predigt kam. Catharina von Medici

ſelbſt, die es meiſterhaft verſtand, zu ſchweigen und ſich zu verſtellen, ohne irgend tieferes menſchliches und ſittlich-religiöſes Gefühl, ordnete Alles ihrer unerſättlichen Herrſch- und Genußſucht unter. Wie es jedesmal die Verhältniſſe oder ihre Entwürfe und leidenſchaftlichen Beſtrebungen erheiſchten, zeigte ſie ſich ebenſo geneigt der religiöſen Neuerung, als eifrig für Erhaltung des alten Glaubens. Eine Zeit lang ſchien ſie ſich für den neuen Glauben zu entſcheiden, ließ in ihrem Zimmer calviniſtiſch predigen und gab dem Prinzen Condé wie dem Admiral Coligny unzweideutige Beweiſe ihres Vertrauens. Weiterhin entzog ſie jedoch den Häuptern der proteſtantiſchen Partei ihre Gunſt, gleichwie früher den Guiſen, aus Beſorgniß vor dem Wachsthum ihrer Macht, und um allem ehrgeizigen Streben nach Theilnahme an der Regentſchaft ein Ende zu machen, ließ ſie im Jahre 1563 ihren Sohn Carl IX., damals kaum 14 Jahre alt, durch das Parlament für mündig erklären, damit ſie allein herrſche. Inzwiſchen dauerte der Kampf der Patrioten fort, und wiederholt kam es zu blutigen Zuſammenſtöſſen. Der Cardinal von Lothringen, noch immer von gleichem Haß gegen die Proteſtanten erfüllt, ließ nicht ab, die katholiſchen Maſſen zu fanatiſiren, wozu die Jeſuiten an ihrem Theil eifrigſt mitwirkten, während man auch dem jungen König Mißtrauen und Verſtimmung gegen die Neuerer einzuflößen ſuchte. So geſchah es, daß im Jahre 1568 durch geheime königliche Befehle die Proteſtanten im ganzen Reiche der ihnen in früheren Friedensſchlüſſen wiederholt zugeſtandenen Religionsfreiheit beraubt wurden, indeß die Kriegsrüſtung der Regierung es nicht bezweifeln ließ, daß es auf völlige Ausrottung der Ketzerei abgeſehen ſei. Da rüſteten auch die Proteſtanten,

und bald ſtand ihre Kriegsmacht dem königlichen Heere ſchlagfertig gegenüber. Nachdem in der erſten Schlacht der Prinz Condé verwundet, gefangen und als Gefangener erdolcht worden war, übernahm Coligny den Oberbefehl. In ſeinem Hauptquartier befand ſich auch der Prinz von Naſſau-Oranien, gleichwie Herzog Wolfgang von Zweibrücken ein bedeutendes deutſches Hülfsheer herbeiführte, wie denn auch nach einer zweiten verlornen Schlacht Coligny immer neue Kräfte ſammelte, ſodaß der Hof, des Feindes immer verjüngte Furchtbarkeit anerkennend, ſich zum Frieden neigte. Es kam derſelbe im Jahre 1570 unter den günſtigſten Bedingungen für die Proteſtanten zu Stande, indem die Königin-Mutter ihren Sohn beredet haben ſoll, ihnen Alles zu bewilligen, um ſie in der Sicherheit des Friedens deſto leichter zu vernichten. Doch mag ſich auch König Carl, jetzt 21 Jahre alt, wenngleich er oft durch maßloſe Heftigkeit ſeine Umgebung erſchreckte, deſſen Herz aber unter den Verderbniſſen des Hofs noch nicht ganz erſtarrt war, wohl darnach geſehnt haben, den blutigen Parteiungen ein Ende zu machen und Friede und Eintracht in ſeinem Reiche wiederherzuſtellen. Jedenfalls empfing er Abgeordnete der Proteſtanten ſehr wohlwollend und nahm zum Zeichen der Verſöhnung den Admiral Coligny ebenſo ehrenvoll als herzlich auf. Als dieſer ſich vor ihm auf ein Knie niederließ, hob ihn der König mit Rührung zu ſich empor, indem er ſprach: „nun habe ich Sie, und Sie ſollen uns nicht mehr entweichen, wenn Sie auch wollten. Dieß iſt der glücklichſte Tag meines Lebens.“ Bald darnach kehrte Coligny ganz an den Hof zurück und hatte ſich des vollen königlichen Vertrauens zu erfreuen, während die Königin-Mutter ſammt den Guiſen ſich von den Geſchäften zurückziehen zu

wollen schien. Eben um diese Zeit ging man damit um, Carls IX. jüngste Schwester Margarethe mit dem ältesten Sohne der Königin Johanna von Navarra, dem Prinzen Heinrich, (nachherigem Heinrich IV.) zu vermählen. Die Mutter, eine eifrige Protestantin, die auch ihre Söhne im evangelischen Glauben erzogen hatte, wurde für diese Vermählung gewonnen, weil durch dieselbe angeblich die beiden feindlichen Parteien vollends vereinigt werden sollten. Als sie sich aber im Frühjahr 1572 nach Paris begab, um Vorbereitungen zu dem Vermählungsfest zu treffen, starb sie darauf plötzlich, nicht ohne Verdacht einer Vergiftung. Nach beendigter Hoftrauer hielten ihr Sohn, der jetzige König von Navarra, und mit ihm der jüngere Prinz Condé (die nunmehrigen beiden Häupter der Protestanten) sammt einem zahlreichen Gefolge des protestantischen Adels, den der Hof förmlich eingeladen hatte, ihren feierlichen Einzug in Paris und wurden mit Jubel empfangen. Am 18. August desselben Jahres fand die kirchliche Einsegnung des königlichen Brautpaares statt, und mehrtägige glänzende Feste folgten. Als Coligny in den Tagen mit Carl IX. über kirchliche Angelegenheiten reden wollte, antwortete der König: „Lieber Vater (wie er den Admiral zu nennen pflegte), ich bitte, mir nur 4—5 Tage zu bewilligen, damit ich zu mir selbst komme, dann verspreche ich Euch bei meinem königlichen Wort, ich will Euch und Eure Glaubensgenossen zufrieden stellen.“ Ungeachtet wiederholter Warnungen von Freunden und trotz umherschleichender dumpfer Gerüchte ahnte Coligny nichts Arges, indeß über seinem Haupte schon das Verderben schwebte. Die Königin-Mutter Catharina von Medici mit ihrem jün-

geren Sohne Heinrich von Anjou ſammt den Prinzen von Nevers und Montpenſier, nachdem ſie alle Künſte aufgeboten, um den König gegen die Proteſtanten aufzureizen und ſein Vertrauen zu dem Admiral zu erſchüttern, beſchloſſen den Tod des Verhaßten, der ſie all ihres bisherigen Einfluſſes und Uebergewichts beraubte. Einige Guiſen wurden noch in's Geheimniß gezogen, ein Mörder gedungen, und am 22. Auguſt ward Coligny auf dem Weg aus dem Louvre nach ſeiner Wohnung durch einen Schuß verwundet.

Und damit ſtehen wir wie am Vorabend einer der grauenvollſten Auftritte in der Geſchichte aller Zeiten, bekannt unter dem Namen der Bartholomäusnacht oder der Pariſer Bluthochzeit als einer ſchauderhaften Nachfeier der Vermählungsfeier, die man eben begangen. Als eben der meuchleriſche Anſchlag gegen Coligny mißlungen war, und der König dem Verwundeten noch die vollſte Genugthuung zuſchwur, drangen die Königin-Mutter und ihre Vertrauten wie in der äußerſten Noth mit der Vorſtellung auf den König ein, daß ſein Leben in höchſter Gefahr ſchwebe, daß die Proteſtanten ſich bewaffneten, daß deutſche Kriegsſchaaren heranrückten, und daß Alles verloren ſei, wenn man nicht durch Wegräumung Coligny's die Empörer ihres Führers beraube, die Rechtgläubigen verſöhne und die Abtrünnigen zum Gehorſam zurückführe. Der König, anfangs jeder Gewaltthat widerſtrebend, gerieth endlich ſeiner zuweilen ſanften, im Grunde aber ungebändigten Gemüthsart nach in wilde Wuth, ſprang auf wie ein Raſender und verlangte unter gräßlichen Flüchen, daß alle Hugenotten ſterben ſollten, und Keiner übrig bleibe, um den Tod der Gefallenen zu rächen. Nur Heinrich von Navarra und Prinz Condé ſollten verſchont bleiben. So

eben hatte man es gewollt, und zum Theil war für die Ausführung des Mordanſchlags ſchon vorher geſorgt. Der Herzog Franz von Guiſe inſtruirte alsbald die Befehlshaber der königlichen Truppen; Marcel, ein der Königin-Mutter ergebener Bürger, bearbeitete die ſtädtiſche Miliz und die Quartiervorſteher. Ein weißes Kreuz an der Kopfbedeckung, Scapuliere und Marienbilder am Halſe ſollten das Erkennungszeichen der Blutverſchwornen unter einander ſein. Nach Mitternacht, vom Samſtag auf Sonntag, am 24. Auguſt 1572, gab die Glocke vom St. Germain l'Auxerrois das verhängnißvolle Signal. Die Guiſen mit ihrer Schaar drangen in die Wohnung des Admirals. Einer der Wüthriche durchbohrte ihn mit dem Schwert, worauf man den Leichnam aus dem Fenſter ſtürzte, den der Pöbel dann durch die Straſſen ſchleifte. Als die königliche Familie im Louvre den erſten Schuß hörte, ergriff ſie Schrecken; aber ein Bote mit des Königs Befehl, Coligny's Leben zu ſchonen, kam zu ſpät. Ebenſo ging's mit dem Grafen Rochefoucauld, dem König perſönlich befreundet, aber ſchon ermordet, als er ihn retten wollte. Bald entwich nun alles Gefühl der Menſchlichkeit aus dem Gemüth des von Mordgeſchrei, Waffengetöſe, Wüthen und Jammern betäubten und zu tobendem Wahnſinn fortgeriſſenen Königs. Er ſelbſt feuerte auf die Hugenotten mit diaboliſchem Frohlocken, je mehr ihrer niedergemetzelt wurden. Ueber 200 Edelleute fielen allein in der Umgegend des Louvre unter Mörderhänden. Auf Straſſen und in Häuſern war der Tod; weder Alter noch Geſchlecht, weder Schönheit noch Amt und Würde fanden Schonung noch Mitleid, und allen Glauben überſteigt die teufliſche Schadenfreude, womit Wüthriche ſich an grauſamen Todesqualen der Schlachtopfer ergötzten. Nach-

dem das Würgen den Tag durch bis zum Abend gedauert, verkündigte ein Herold den königlichen Willen, daß es aufhöre. Aber umsonst. 7 Tage hinter einander dauerte das Morden fort. Auch außerhalb Paris verbreitete sich der Greuel über Städte und Dörfer, und in Folge ausdrücklicher Aufforderung des Königs vom 28. August herrschte Blutvergießen in mehreren Provinzen 30 Tage lang. Zur Ehre der Menschheit werde es bemerkt, daß manche Statthalter und Befehlshaber der königlichen Ordre nicht Folge leisteten, und z. B. in Troyes selbst Scharfrichter die Execution gefangener Hugenotten verweigerten. In Lyon, Rouen und Orleans, wo Schlächter, Schmiede und raubsüchtiges Gesindel das Henkergeschäft übernahmen, fielen unter ihren Streichen je 900, 500, 600, in Paris nach der geringsten Angabe 3000, nach Andern über 10,000, darunter 500 vom Adel; in ganz Frankreich 30,000, einer anderen Berechnung nach 100,000. Das war die Frucht der von einer Catharine von Medici und ihren Anhängern, vom Cardinal von Lothringen, von Jesuiten und fanatischen Priestern ausgestreuten Saat, ein mit Bruderblut geschriebenes, unauslöschliches Warnungszeichen vor Aufwühlung feindseliger Leidenschaften, zumal auf religiös-kirchlichem Gebiet, wo die vom Geist der Finsterniß gegebene Losung in majorem Dei gloriam nur zu leicht die Macht der Hölle entfesselt und heraufbeschwört. So hatte man ja auch Carl IX. überredet, ein verdienstliches Werk zur Ehre Gottes wie zum Wohl des Staats vollbracht zu haben.

Am dritten Tag, nachdem das Blutvergießen angefangen, begab sich der König mit der Königin und glänzendem Gefolge zu einem Dankfest und feierlichen Hoch-

amt in die Kathedrale. Seiner nachherigen Erklärung im Parlament, er habe Alles anbefohlen, um sich und die Seinen und alle getreuen Unterthanen vor einer großen, furchtbaren Verschwörung der Protestanten zu erretten, glaubte freilich Niemand, weder in Frankreich selbst, noch im Auslande. In der Schweiz, in den Niederlanden, in England, überall gab sich der tiefste Unwille, Zorn und Abscheu kund. Die deutschen Fürstenhöfe, namentlich der Churfürst von Sachsen, Brandenburg ꝛc. ließen sich durch keinerlei Entschuldigungen der französischen Gesandten beruhigen. Selbst Kaiser Maximilian II., Carls IX. Schwiegervater, bezeichnete die Greuelthat als einen unaustilgbaren Schandfleck in der Regierung seines Eidams, während der französische Gesandte in London, Lamotte Fénelon, nach Paris schrieb: ich schäme mich jetzt, ein Franzose zu sein. Nur Philipp II. von Spanien und Papst Gregor XIII. ordneten Freuden- und Jubelfeste an mit Schauspielen und feierlichen Prozessionen, und damit Niemand an der päpstlichen Gesinnung zweifle, ließ letzterer eine Denkmünze schlagen mit der Umschrift: Pontifex Colignii necem probat! (Der Oberpriester billigt Coligny's Ermordung.) Wir verlieren darüber weiter kein Wort! Zum Zeichen aber, wie dem wuthentbrannten, bluttrunkenen Frevler, wenn es um ihn still geworden, die Furien des bösen Gewissens auf dem Fuße folgen, ob auch nur in Träumen und wilden Phantasien, — lassen Sie mich, zum Schluß für heute, nur noch Eins erwähnen:

Es mochte 8 Tage nach dem Blutbade sein, als Carl IX. einst mitten in der Nacht seinen Schwager, den neuvermählten Heinrich von Navarra, rufen ließ. Der fand ihn aus dem Bett aufgesprungen, weil ihm ein wildes Getöse ver-

virrter Stimmen den Schlaf raubte. Auch Heinrich glaubte, ›ieſe Stimmen zu vernehmen, als ob es in der Ferne ſchreie ınd heule, tobe, fluche und ſeufze wie am Tage der Maſſacre. Man ſchickte in die Stadt, um zu fragen, ob ein neuer Auf- :uhr ausgebrochen. Die Antwort war, in der Stadt ſei Alles ruhig, die Verwirrung ſei in der Luft. Heinrich, der :s ſelbſt erzählt, hat dieſes Vorgangs nicht gedenken können, ohne daß ſich ihm die Haare ſträubten.

Zwölfte Vorlesung.

Fortsetzung.

Französische Reformation.

Verehrte Anwesende!

Die Gräuel der Pariser Bluthochzeit und die darauf folgenden Bedrückungen der Hugenotten hatten nicht den gehofften Erfolg. Zwar ging Mancher wohl in die Messe, und wurden namentlich der junge Prinz Condé und Heinrich von Navarra durch Drohungen und Zwangsmittel dahin gebracht, ihren Glauben abzuschwören. Aber die sogenannten Bekehrungen dauerten nicht lange, gleichwie andererseits sogar aus Abscheu vor dem Geschehenen Manche (unter Anderen der Vicomte la Tour d'Auvergne) öffentlich vom Katholicismus zum Protestantismus übertraten. Ja trotz alles vergossenen Bluts ward doch die Absicht einer völligen Unterdrückung des evangelischen Glaubens nicht erreicht. Die übrig gebliebenen Hugenotten traten zu einem verzweifelten Widerstand zusammen und vertheidigten die ihnen früher als Sicherheitsplätze eingeräumten Festungen Nismes, Montauban und La Rochelle mit bewundernswürdiger Ausdauer. Unter fortwährenden Unruhen und Verschwörungen, Gewaltthätigkeiten und Hin-

richtungen verlebte Carl IX. seine letzten siechen Jahre. Täglich war er tiefsinniger, ängstlicher, unglücklicher geworden. Für Musik und Poesie, die er sonst liebte, hatte sich ihm der Sinn verschlossen. Wilde Jagd vom Morgen bis in die Nacht bei Sturm, Schnee und Regen konnten ihn kaum betäuben, viel weniger beruhigen. Nachts sah er im Traume Blutströme und Leichenhaufen, hörte Gewimmer und Todesgeschrei, er hielt sich für umringt von den Schatten der Ermordeten. — Während seiner letzten Lebenswochen zitterte er unaufhörlich, und wenn er hager, bleich und gebückt einherschlich, war es für seine Umgebung ein Anblick zum Entsetzen. Im Mai 1574, im Alter von noch nicht 24 Jahren, starb er; — sein letztes Wort war: „meine Mutter!“

Wohl verdient Carl IX. das strenge Urtheil, welches die Geschichte über ihn ausgesprochen hat. Doch dürfen wir es nicht übersehen, daß er von schlechter Umgebung, namentlich von seiner ränkevollen Mutter fast systematisch verdorben und aus dem Taumel leidenschaftlicher Erregung nie zu vollem Selbstbewußtsein erwacht war. So wurde es möglich, daß er sich in einer unglückseligen Stunde nach anfänglichem Widerstreben zu der That hinreissen ließ, die sein Andenken dem Abscheu und der Verwünschung preisgegeben hat.

Da der jüngere Bruder des Verstorbenen, Heinrich, Herzog von Anjou, inzwischen zum König von Polen gewählt war, so führte bis zu seiner Rückkehr nach Frankreich die Mutter, Catharine von Medici, die Regentschaft. Durch Gewaltmaßregeln hielt sie die Ruhe des Landes äußerlich aufrecht; im Grunde aber war Alles in Gährung, wie der venetianische Gesandte in Paris nach Hause schrieb: alle verständigen Männer ohne Unterschied des Bekenntnisses

finden wir über die Blutnacht entsetzt und beschämt. Sollte es in Frankreich dahin kommen, sagen sie, daß man sich nicht ruhig in sein Bett legen kann, aus Furcht, über Nacht umgebracht zu werden? — Nur einer Königin, die aus dem tyrannischen Blut der Medici stamme, und ihren Italienern seien Dinge der Art möglich.

Nachdem Heinrich von Anjou sein polnisches Reich aufgegeben und als Heinrich III. den französischen Thron bestiegen hatte, verkündigte er, die Freiheit des Gewissens anerkennen, aber keine Religionsübung, die von der katholischen abweiche, dulden zu wollen. — Die alten Feindseligkeiten zwischen den streitenden Parteien erneuerten sich. Aus Franzosen und Deutschen bildete sich nach und nach eine bedeutende Macht, welche forderte, sie geradezu nach Paris zu führen, um die Greuelthaten der Bartholomäusnacht an den Schuldigen zu rächen. Da bequemte sich die Regierung zu Unterhandlungen, in deren Folge den Reformirten im ganzen Reich freie Religionsübung bewilligt wurde. Während einer Reihe von Jahren wechselte dann unentschiedener Krieg und unsicherer Friede, bis nach immer erneuerten Zwistigkeiten und blutigen Fehden der streitenden Parteien endlich Catharine von Medici, zuletzt von Allen vernachlässigt und gehaßt, im 70. Jahre ihres Alters starb. Die Schlechtigkeit der Könige, die entsetzlichen Verbrechen und das furchtbare Elend langer Jahre fallen größtentheils auf ihr schuldbeladenes Haupt. — Am Hofe Heinrichs III., der ihr Lieblingssohn gewesen, ging es indessen gräulich zu, und kaum haben sich je Bigotterie und die äußerste Frivolität widerwärtiger mit einander vermischt als hier. Den nächtlichen Orgien folgten am Tage geistliche Aufzüge, wo der König und seine unwürdigen Günstlinge, in

härene Gewänder gekleidet, die Geſichter verhüllt, Bußpſalme abſingend und ſich geißelnd, zur Meſſe gingen. Heute erz-katholiſch, tauchte Heinrich morgen die Hände in's Blut ſeiner eignen Partei und ließ den Herzog von Guiſe, den Stifter der ſogenannten heiligen-Ligue zur Vertilgung der Hugenotten, ſammt dem Cardinal von Lothringen und ihren Genoſſen als Verräther und Empörer ermorden. Nachdem aber die Verwirrung auf's Aeußerſte geſtiegen, da geſchah es im Jahr 1589, daß ein fanatiſcher Mönch, der Dominikaner Jacques Clément, den König ermordete. — Wie der Staatsrath de Thou berichtet, hatte der Mörder einen gelehrten Ordensbruder darüber befragt, ob er mit gutem Gewiſſen Heinrich tödten könne, und zur Antwort erhalten, wenn ihn nicht Haß oder Privatrache entflamme, ſondern Liebe zu Gott, und er es für die Religion und des Vaterlandes Heil unternehme, ſo ſei es keine Sünde, vielmehr werde er ſich bei Gott ein großes Verdienſt erwerben, und ob er auch darüber ſterbe, werde ſeine Seele ohne Zweifel zu den Chören der Seligen auffliegen. Es ſtimmt dieß überein mit den Lehren, die damals im Jeſuiten-Collegium zu Paris laut verkündigt wurden, gleichwie der Jeſuit Mariana in ſeinen Schriften die That Clements rühmt, während auch der Papſt Sixtus V. ihn öffentlich belobte und den als Königsmörder unter ſchrecklichen Foltern Hingerichteten mit den gefeierteſten Märtyrern, mit Judith, Eleazar und andern verglich.

Aber wunderbar iſt der Lauf der menſchlichen Dinge. Da das regierende Haus der Valois mit Heinrich III. ausgeſtorben war, ſo bahnte eben der Mönch, der dieſen ermordete, weil er ihm nicht katholiſch genug war, dem Protector

der Hugenotten den Weg zum Throne. Es war dieß kein Anderer als Heinrich von Navarra, von dem wir neulich ſchon hörten, wie ſeine Mutter, die Königin Johanna von Navarra, dem evangeliſchen Bekenntniß von Herzen zugethan, nach des Vaters frühem Tode auch dem Sohne die Liebe zu ihrem Glauben einflößte. Stolz darauf, daß er im reinen Gotteswort erzogen, hatte ſie ihn, 15 Jahre alt, nach Rochelle in die Mitte der dort zum Widerſtande ſich vereinigenden Proteſtanten geführt, und als er nach dem Tode ſeines Oheims, des Prinzen Condé, als das Oberhaupt der Hugenotten anerkannt wurde, ihm mit Freuden das Schwert umgegürtet. Seine nachherige Vermählung mit der Schweſter Carls IX., welche angeblich ein Wahrzeichen und Siegel der Verſöhnung zwiſchen den ſtreitenden Religionsparteien werden ſollte, — war dann freilich zur Bluthochzeit geworden. Seine Freunde und Gefährten waren vor ſeinen Augen ermordet, ihn ſelbſt hatte nur die nahe Verwandtſchaft und — der Uebertritt zum Katholicismus gerettet. Er mußte am Hofe bleiben; er mußte am Krieg Theil nehmen, den er im Herzen verwünſchte, und gleichſam um den Contraſt gegen das Leben an der Seite ſeiner noch vor der Bluthochzeit geſtorbenen, ebenſo ſittlich ſtrengen als religiöſen Mutter zu vollenden, hatte er, hingeriſſen von den Wogen ausgelaſſener Luſt, die ihn auf allen Seiten umgaben, ſich in den Strudel der Leidenſchaften und des Vergnügens geſtürzt; wenngleich es zwiſchendurch nicht an Momenten fehlte, wo die frommen Gefühle der früheren Jahre wieder in ſeiner Seele auftauchten, und in der Einſamkeit der Nacht wohl einmal ein vertrauter Diener ihn mit den Worten des Pſalmiſten die Finſterniß beklagen hörte, in die er gerathen; — bis er es dann nicht länger

hatte ertragen mögen, am königlichen Hof als ein halber Gefangener zu leben, und es ihm nach einigen Jahren gelungen war, sammt dem Herzog von Alençon und dem Prinzen Condé sich loszureiſſen und zu ſeinen alten Freunden und zu ſeinem Glauben zurückzukehren. In der Stellung, für welche ihn einſt ſeine Mutter beſtimmt, als König von Navarra und Protector der Hugenotten, hatte er nun eine nicht unbedeutende Macht und großes Anſehen gewonnen. Die Streitkräfte der Hugenotten ſtanden ihm zu Gebote. Der Süden Frankreichs war mit proteſtantiſchen Gemeinden erfüllt. Gegen 1000 Edelleute in der Dauphiné, in Poitou ꝛc. waren ſtets bereit, für die Religion die Waffen zu ergreifen, während Heinrichs ganzes Verhalten die Meinung erweckte, er ſei zu großen Dingen geboren, wie ſich einer ſeiner beſonnenſten Freunde ausdrückt: was die Welt begehre, was ſie dürſte, zu ſehen: einen wahren König, hier ſei ein ſolcher, er brauche nur hervorzutreten, um anerkannt zu werden. — Freilich wälzte ſich im Jahre 1586 eine große Streitmacht der mit Spanien verbündeten Ligue wie gegen die Hugenotten in den übrigen Provinzen, ſo beſonders gegen Heinrich von Navarra und das ihm untergebene Gebiet, als plötzlich durch die vorhin erwähnte Ermordung Heinrichs III. die Sache eine andere Wendung nahm, und welch heftiger Widerwille ſich auch katholiſcherſeits kundgab gegen einen Hugenotten auf dem Throne des allerchriſtlichſten Königs, ſo ließ ſich doch nicht beſtreiten, daß Heinrich von Navarra, nunmehr Heinrich IV., zu dieſem Thron das nächſte Recht hatte. Ein paar Mönche, Fackeln in der Hand, vollzogen eben ihre Ceremonien an der Leiche des ermordeten Königs, als der neue im Geleite ſeiner zuverläſſigen Gefährten in das Zimmer trat. Obgleich mit

einem Lebehoch empfangen, sah man doch die Anwesenden die Fäuste ballen und den Hut tiefer in's Gesicht drücken, indeß sie sich alsbald unter einander verschworen, den hugenottischen König nicht anzuerkennen. Im Conseil drangen der Minister und die mächtigsten Häupter des Staats in ihn, unverweilt zur katholischen Religion überzutreten, als einziges Mittel in der allgemeinen Verwirrung der streitenden Parteien, das Königthum zu retten. Allerdings war die Krone Frankreichs ein hoher Preis, und schon damals oder später soll Heinrich selbst vertraulich geäußert haben, die Krone sei wohl einer Messe werth. Officiell erklärte er vorläufig nur, daß er vielleicht! als Mann die Religion wieder aufgeben könne, zu welcher er sich von Jugend auf bekannt habe, aber nicht, wenn man ihn zwingen wolle, sondern nur, wenn er eines Besseren belehrt werde; binnen 6 Monaten, bis zur Berufung eines National-Concils, wolle er eine derartige Unterweisung annehmen, auch die Ausübung der protestantischen Religion bis auf Weiteres nur da gestatten, wo sie unter seinem Vorgänger habe bestehen dürfen. Sein Protestantismus war nicht so scharf und unerschütterlich, um ihm solche Concessionen zu verbieten. Doch kam er damit nicht zum Ziele. Noch stand ihm die katholische Ligue mächtig gegenüber, und selbst als er nach der Schlacht bei Ivry im Jahre 1590 mit einem siegreichen Heere bis vor die Thore von Paris drang, schwur man, niemals einen Nichtkatholiken als König anzuerkennnen. So entschloß er sich endlich im Jahre 1593, um die französische Krone zu behaupten und zu einer ruhigen Regierung zu gelangen, zur katholischen Kirche überzutreten. Als ihm nun aber der katholische Bischof die Abschwörung einer ganzen Reihe von Lehren anmuthete, zu

welchen er sich bisher bekannt hatte, erschrak er und wies die Unterzeichnung eines ausführlichen Glaubensbekenntnisses zurück. Im Uebrigen erhellt seine Stimmung aus einem Brief an seine Geliebte, Gabrielle d'Estrées, nach seiner Ankunft in St. Denis, wo der betreffende Act vor sich gehen sollte. „Heute, schreibt er, fange ich an, mit dem Bischof zu reden; übermorgen werde ich den gefährlichen Sprung machen." — Am bestimmten Tag gab dann der König zu den Füßen des Erzbischofs von Bourges in der Kirche zu St. Denis die feierliche Erklärung ab, daß er in der römisch-apostolischen Kirche leben und sterben und dieselbe beschützen und vertheidigen wolle, worauf ihm der Erzbischof die Absolution ertheilte und ihn in den Schooß der Kirche aufnahm. — Dennoch bestätigte Heinrich bald darnach das frühere Duldungsedikt und berief Deputationen der reformirten Kirche, welche keinen Anstand nahmen, in seiner Gegenwart den Schwur zu erneuern, in ihrer Religion zu leben und zu sterben. Der Papst verweigerte freilich dem neuen König noch die Absolution; deßungeachtet wurde er 1594 zu Chartres gekrönt und zog ohne allen weiteren Widerstand in Paris ein. In vollen Waffen, mit dem in seinen Schlachten berühmt gewordenen weißen Federbusch auf dem Hute, an der Spitze eines zahlreichen Adels durchschritt er die Straßen, und bei Notre Dame angelangt sammelte sich um ihn die Menge und begrüßte ihn mit tausendfachem Lebehoch. Im folgenden Jahre wurde er dann auch vom päpstlichen Banne gelöst, und nachdem er sich nun vollends im ruhigen Besitz der Regierung sah, gewährte er im Jahre 1598 seinen früheren Glaubensgenossen einen gesicherten Rechtszustand durch das Edict von Nantes.

In demſelben wurde zuerſt gänzliche Vergeſſenheit alles Früheren feſtgeſtellt, und den Hugenotten der Privatgottesdienſt überall, der öffentliche aber mit gewiſſer Beſchränkung geſtattet. Zu Schulen und Univerſitäten, auch zu allen Aemtern und Würden, zu Wohlthätigkeitsanſtalten ꝛc. ſollten ſie gleich den Katholiken zugelaſſen, auch im Uebrigen nicht beunruhigt, insbeſondere ihre Kinder ihnen nicht genommen werden, um dieſelben, wie ſeither oft geſchehen, katholiſch taufen und erziehen zu laſſen. In die Parlamente ſollten reformirte Räthe aufgenommen und eine beſondere Kammer des Edicts errichtet werden, um deſſen Durchführung wahrzunehmen. — Anfangs weigerte ſich zwar das Pariſer Parlament, das Edict in das große Geſetzbuch feierlich einzutragen, gleichwie von Seiten des Klerus, der Pariſer Univerſität und der Sorbonne heftiger Widerſpruch erfolgte, während mehrere Biſchöfe öffentliche Gebete und Proceſſionen anordneten, daß Gott die Annahme des Edicts verhindere. Aber umſonſt. Nach 40 Leidensjahren hatte für mehrere Millionen Proteſtanten, die damals in nahe an 800 Kirchengemeinden ſich über Frankreich verbreitet, die Stunde der Erlöſung, der Glaubens- und Gewiſſensfreiheit geſchlagen. Zwar hatte ſich unter den langwierigen blutigen Kämpfen zwiſchen den beiden Religionstheilen ein ſolcher Haß entwickelt, daß es nicht ſofort zu einem friedlichen Zuſammenleben kommen konnte. Doch ſchien ſich unter Heinrich IV. die Aufregung allmählig zu legen, und wie Vieles auch im Privatleben des Königs gerechtem Tadel unterliegt, ſo war er doch als Fürſt wohlwollend, hochherzig, großmüthig und verſöhnlich, und gebühret ihm der Ruhm, in Verbindung mit ſeinem edeln Freund und *Miniſter* Sully Frankreich aus tiefer Zerrüttung wieder zur

Einheit, Macht und Ansehen erhoben zu haben. Eben im Begriff, zum Krieg gegen das seit der verderblichen katholischen Ligue noch immer feindselige Spanien auszuziehen, traf ihn im Mai 1610 der Mordstahl eines gewesenen Mönchs, des Franz Ravaillac, der von finsterem Wahn ergriffen in Heinrich IV. als dem Beschützer der Hugenotten einen Erzfeind der Kirche erblickte und durch den blutigen Frevel sich die Märtyrerkrone zu erwerben meinte. — Als Mitschuldige bezeichnete die öffentliche Meinung die Jesuiten, ohne daß solcher Verdacht indeß je zur Gewißheit erhoben wäre.

Unter Heinrichs Sohn und Nachfolger, Ludwig XIII., der mit 13 Jahren die Regierung antrat und einige Jahre darnach mit Anna von Spanien vermählt wurde, erregte der unselige Einfluß Spaniens von Neuem einen langen Kampf gegen die Hugenotten. Der Prinz von Soubise und der Herzog von Rohan stellten sich an ihre Spitze und fochten für ihren Glauben mit bewundernswürdiger Tapferkeit, bis sie der Uebermacht nicht länger zu widerstehen vermochten, und der Cardinal Richelieu, 18 Jahre lang der eigentliche Regent Frankreichs, im Jahre 1623 es zu einem Friedensschlusse brachte. Als dann aber einige Jahre später die Unterdrückten, von England unterstützt, abermals die Waffen ergriffen, um ihre Rechte und Freiheiten zu behaupten, da war der Ausgang vollends unglücklich. Mit der Unterwerfung der Hugenotten in Languedoc, mit dem Falle von Montauban im Departement Tarn-Garonne, dem Waffenplatz, und la Rochelle, der Hauptfeste der Protestanten, war ihre Macht in Frankreich als politische Körperschaft gebrochen, und blieb ihnen nichts übrig, als sich den ihnen aufgelegten Beschränkungen zu fügen und in der Stille ihres Glaubens zu leben, woran

ſie dann auch, ſolange Richelieu das Staatsruder führte, durch keine Unduldſamkeit und Härte gehindert wurden.

Auf ähnliche Weiſe ging es fort, als nach Richelieu's und Ludwigs des XIII. Tode im Jahre 1643 die Königin-Mutter und der Cardinal Mazarin für den damals erſt 5jährigen Ludwig XIV. die Regentſchaft führten. Letzterer wurde zwar ſchon mit 13 Jahren für volljährig erklärt, begann aber erſt nach Mazarins Tode im Jahre 1661, ſelbſtſtändig zu regieren. Da unter den inneren Unruhen, mit welchen Ludwig XIV. zu kämpfen hatte, die Proteſtanten ihm treu anhingen, ſo war es eine der erſten Beſchlußnahmen ſeiner Regierung, das Edict von Nantes ſolle in voller Geltung wiederhergeſtellt werden, und Alles, was dagegen vorgenommen, ungültig ſein. In Folge davon wurden an vielen Orten neue Kirchen gebaut, man zählte deren wohl hunderte; auch traten die Reformirten wieder in ſtädtiſche Aemter, und Manche kamen im königlichen Dienſte an hohe Stellen, hatten bedeutenden Antheil an der Verwaltung der Finanzen, den Staatspachtungen, widmeten ſich mit beſonderem Fleiße und Erfolg der aufblühenden Manufactur und den Fabriken, und rechnete man damals in Frankreich auf 2 Millionen thätige, ruhige, gewerbfleißige Einwohner reformirten Glaubens. Nicht nur ein ſehr bedeutendes Vermögen befand ſich durch Handel und Gewerbe in ihren Händen, ſondern auch ein lebendiges und verbreitetes geiſtiges Beſtreben gab ſich bei ihnen kund. In Sedan, Montauban und Saumur hatten ſie Akademien, und zu Nimes und an anderen Orten fanden ſich unter ihnen namhafte, zum Theil weit berühmte Gelehrte, Theologen, Naturforſcher, Aerzte, Dichter und Schriftſteller. Im Verhältniß zu den Katholiken ſchien ſich der frühere ſchroffe Ge-

genſatz zu mäßigen, ſodaß Manche auf eine vollkommene Vereinigung der ſtreitenden Religionsparteien hofften, oder, wie man es nannte, eine Reunion der Hugenotten. Eben dieſem Plane widmete Ludwig XIV. den lebendigſten Antheil. Als aber die ſtreng hugenottiſche, am evangeliſchen Bekenntniſſe feſthaltende Partei den Zugeſtändniſſen, zu welchen man ſich katholiſcherſeits erbot, nicht traute, und die Conceſſionen, welche man ihnen zumuthete, bedenklich fand, erwachte darüber der Unwille des Königs. Er fand es unerträglich, daß eine Partei in ſeinem Reiche die Religion, zu welcher er ſich bekannte, des Irrthums zeihe, und da er von dem innern Recht der religiöſen Abweichung und ſelbſtändiger Ueberzeugung keinen Begriff hatte, ließ er ſich leicht überreden, daß nur Eigenwille und Hartnäckigkeit die Abſonderung aufrecht erhalte. Nach ſeinem Grundſatz: »l'état c'est moi« wollte er Einheit im Reiche, und ſollte ſich in Staat und Kirche Alles unter ſeine Alleinherrſchaft beugen. Dazu kamen die Vorſtellungen der katholiſchen Geiſtlichkeit, wie der König nach allen Siegen, die ihm Gott verlieh, ſeine Dankbarkeit nur dadurch beweiſen könne, daß er die Ketzerei in ſeinem Reiche ausrotte. Das Heil der Kirche und des Staats werde ſich dann an den Namen Ludwigs des Großen knüpfen als eines Kriegshelden und eines religiöſen Heros. Mit ſtillſchweigender Umgehung des Edicts von Nantes und eines ſpäteren Gnadenedicts von Nimes wurde nun die Ausführung des Planes begonnen. Vom Hofe ermuntert erlaubten ſich Prieſter, Beamte und Parlament alle möglichen Mittel, die Zahl der Katholiken zu vermehren. Proteſtantiſchen Wittwen wurden ihre Kinder mit Gewalt genommen; reformirte Hebammen wurden nicht mehr geduldet, den katholiſchen aber befohlen, ſämmtliche Neuge-

borne katholisch taufen zu lassen. Leute ohne Gewissen lockte man durch Geld in den Schooß der römischen Kirche, und im Jahre 1671 ward eine förmliche Bekehrungscasse errichtet mit einem bestimmten jährlichen Einkommen. Bei Anstellungen und am Hofe setzte man die Protestanten zurück und begünstigte dagegen Katholiken und Convertiten. Als im Jahre 1675 der Jesuitenpater la Chaise Beichtvater des Königs geworden, vereinigten sich mit ihm die Minister und die königliche Geliebte, Frau von Maintenon, gegen alle diejenigen, welche irgend von Freiheit des Glaubens und des Gewissens redeten. So wurde der Uebertritt zur protestantischen Confession bei Lebensstrafe verboten, gemischte Ehen desgleichen nicht gestattet. Sollte es früherhin Kindern von Reformirten erst mit dem 14. Jahre freistehen, zum Katholicismus überzutreten, so wurde jetzt das 7. Jahr schon für genügend, die Kinder aber im Falle der Conversion für berechtigt erklärt, ein Jahrgeld zu ihrer Unterhaltung von den Eltern zu fordern. Ueberdieß wurden die Reformirten von den Finanzen, von den Pachtungen ꝛc. ausgeschlossen, ihrer städtischen Aemter beraubt und sogar der Privilegien des Ranges, die sie in Folge königlicher Briefe oder höherer Aemter erworben hatten. Nachdem man ihnen viele andere Erwerbszweige genommen, ward endlich auch das Recht des Handwerks an das kirchliche Bekenntniß geknüpft. Dazu wurde einem Ort nach dem andern die Erlaubniß freier Religionsübung entzogen, sodaß im Jahre 1680 schon 300 Orte derselben verlustig waren. Ueber die Widerspenstigen verhängte man die härtesten Strafen, und Hunderte von Pfarrern brachte man auf die Galeeren. Besonders widerwärtig waren dem katholischen Klerus die Kirchen der Protestanten, und im Ruin derselben

ſah man einen Gewinn für immer. Die Parlamente boten dazu die Hand. So ließ das Parlament von Toulouſe unter ganz nichtigen Vorwänden eine Menge evangeliſcher Kirchen zerſtören oder ſperren.

In ſolcher Bedrängniß zeigten die franzöſiſchen Reformirten eine bewundernswerthe würdevolle Haltung. Unzählige ſahen ſich ihres Lebensunterhaltes beraubt, ihre Familien an den Bettelſtab gebracht; dennoch hielten ſie aus, und es bewährte ſich an ihnen das Wort des proteſtantiſchen Heldenliedes: Nehmen ſie uns den Leib, Gut, Ehr', Kind und Weib: laß' fahren dahin, ſie haben's kein Gewinn; das Reich muß uns doch bleiben. — Da indeß einer ſolchen Geſinnung gegenüber durch alles Bisherige nichts Nachhaltiges und Durchgreifendes auszurichten war, ſo ſchritt man mit quäleriſchen Maßregeln noch weiter vor. Um die Zahl der Bekehrungen zu vermehren, nahm man bei Eintreibung der Steuern den Katholiken oder denen, die es werden wollten, die Hälfte der Laſt ab und warf ſie auf die Proteſtanten. Da hierbei die Gnadengelder geſpart wurden, welche man ſonſt den Convertiten gewährte, ſo nannte man dieß: Seelen gewinnen, ohne daß es den König Geld koſte. In Bearn, dem Mutterland des franzöſiſchen Proteſtantismus, ließ der königliche Intendant mit Zuſtimmung des Parlaments im Jahre 1684 ſogar 15 als überflüſſig bezeichnete Kirchen in kurzer Zeit zerſtören, von den übrig gebliebenen eine nach der andern alle bis zur letzten verdammen und ſchleifen. Nachdem dann auch ſämmtliche Prediger verbannt waren, begannen die Jeſuiten ihre Miſſionsthätigkeit mit ungeſtörtem Eifer; zu ihrer Unterſtützung aber nahm ein Befehlshaber königlicher Truppen keinen Anſtand, ſich derſelbigen zu bedienen, um in Bearn den reformirten Gottesdienſt ganz auszurotten und

sämmtliche Bewohner, bis auf sehr wenige, zum Uebertritte militärisch zu zwingen. Wo man sich nicht aus bloser Furcht unterwarf und dem Befehl, im Namen des Königs ein katholisches Glaubensbekenntniß zu unterschreiben, nicht sofort gehorchte oder, nachdem man unterschrieben, sich weigerte, die katholischen Ceremonien mitzumachen, da drangen die Dragoner mit gezogenem Schwert ein, und leider ist es nur allzuwohl bezeugt, um bezweifelt zu werden, daß sie gegen Alte und Junge, Reiche und Arme, Männer und Frauen Mißhandlungen ohne Ende begingen, die ruchlosesten an denen, die am standhaftesten waren. In einem Schreiben aus Perigord vom 5. September desselben Jahres heißt es: Sie haben nichts vergessen, was nur unmenschlich scheint, sie haben Häuser niedergerissen, den Hausrath zertrümmert, Greise zu Boden geworfen, sie braun und blau geschlagen, Frauen und Jungfrauen geschändet. — Wenn solcher Weise dann binnen wenigen Monaten 20,000 sog. Bekehrungen stattfanden, so hörte man am königlichen Hofe nur von den großen Erfolgen, ohne daß die Klagen der Mißhandelten bis dahin drangen. Da ein so wirksames Verfahren dem König gefiel, so veranlaßte dieß seinen Kriegsminister, den furchtbaren Louvois, wiewohl ohne Wissen des Königs, das unter dem Namen der Dragonaden bekannte militärische Zwangsmittel in Verbindung mit jesuitischen Missionen über das ganze südliche Frankreich in Anwendung zu bringen. Eine Heeresabtheilung, welche um die Zeit nach den Pyrenäen geschickt wurde, erhielt die Instruction, nur bei Reformirten einquartirt zu werden, und zwar so lange, bis sie sich bekehrten. So wurden Languedoc, Güyenne, Poitou und andere Bezirke der frechsten, rohesten, schauderhaftesten Willkühr der Soldaten preisgegeben.

Die Wirkung war ungeheuer, und schon bei Annäherung der Truppen verbreitete sich ein allgemeiner Schrecken. Rochelle hatte frühere Einquartirung lange ausgehalten; als aber die Dragoner kamen, unterwarf es sich in 24 Stunden. In Nimes zählte man binnen 3 Tagen 60,000 Bekehrungen, in der Dauphiné binnen 14 Tagen 30,000, in Montauban 20,000 u. s. w., während diejenigen, welche sich einmal in Angst und Noth verschrieben, katholisch zu werden, wenn sie hinterdrein die katholischen Ceremonien nicht mitmachten, der unerhört grausamen Criminaljustiz fanatischer Parlamente anheimfielen.

Als nun täglich Nachrichten vom Uebertritt der Hugenotten in Masse bei Hofe eintrafen, trat man daselbst dem letzten Gedanken näher, mit dem man bisher noch zurückgehalten, und gründete auf die Thatsache der vorangegangenen Bekehrungen das Recht der Widerrufung und förmlichen Aufhebung des Edicts von Nantes. In einem darüber gehaltenen Gewissensrath erklärten die Rechtsgelehrten die Aufhebung für erlaubt; die Theologen drangen darauf als auf Erfüllung einer religiösen Pflicht und damit ganz Frankreich erfahre, der König wolle keine andere Religion als die katholische in seinem Reiche dulden. So ward endlich im October 1685 ein Edict erlassen und in's Reichsgesetzbuch eingetragen, worin der König erklärte: „Da seine vielen Bemühungen, die Abtrünnigen wieder zur Kirche zurückzubringen, einen so guten Erfolg gehabt, daß der größte und beste Theil seiner Unterthanen bereits zur Kirche zurückgekehrt wäre, so sei die Ausführung des Edicts von Nantes und alles dessen, was früher zu Gunsten der reformirten Religion verordnet worden, unnöthig. Er widerrufe daher alle durch Edicte, Declaratio-

nen und Verfügungen den Reformirten gemachten Zugeständnisse und gebiete diesem Widerrufe gemäß, daß alle reformirten Kirchen im Reiche unverzüglich zerstört werden sollten." Bei Todesstrafe und unter Androhung der Confiscation des Vermögens wurde nun den Reformirten jede Art von gemeinsamer Religionsübung, sogar in Privathäusern, verboten; den Predigern, welche ihre Religion nicht abschwören wollten, ward bei Galeerenstrafe befohlen, binnen 14 Tagen Frankreich zu verlassen; denen aber, die sich bekehren wollten, wurde eine lebenslängliche Pension zugesagt, höher, als ihr seitheriger Gehalt gewesen.

Vom Augenblicke der Aufhebung des Edicts von Nantes an bis zu den Zeiten der ersten französischen Revolution hin wurden fortan durch Soldaten und durch fanatische Obrigkeiten, besonders durch die theologischen Juristen der Parlamente die grausamsten Verfolgungen über alle Protestanten verhängt und denselben sogar verboten, das Land zu verlassen. Viele retteten sich gleichwohl durch die Flucht, und am Ende des 17. Jahrhunderts hatte Frankreich etwa 400,000 seiner gebildetsten, besten, fleißigsten und tüchtigsten Bewohner durch die unsägliche Tyrannei des als großer Herrscher und als glänzendes Muster aller Monarchen gepriesenen Ludwigs des XIV. verloren. In England, Holland, Brandenburg, zu Braunschweig, Hannover, Frankfurt u. a. deutschen Städten fanden die Refugiés, wie man sie nannte, brüderliche Aufnahme, zumal sie großentheils glaubenstreu, kenntnißreich, thätig und wohlhabend waren, und ihre Namen leben zum Theil in den Familien St. Georges, Gontard, Dufay, Passavant, Ancillon, Savigny, Théremin, Michelet, Illaire und vielen andern noch heute fort. Die Mehrzahl der Bedrängten freilich sah

ich durch die Verhältnisse gezwungen, in Frankreich zu bleiben. Zu diesen gehörten insbesondere die Bewohner der Sevennen, einer gebirgigten Gegend in Südfrankreich, wo mehr als 200,000 Abkömmlinge der alten Waldenser sich der Reformation angeschlossen hatten. Lange Zeit erduldeten sie das drückende Joch und die schreienden Ungerechtigkeiten ihrer geistlichen und weltlichen Dränger, bis sie endlich, zur Verzweiflung getrieben, sich zusammenrotteten, und von Propheten, die unter ihnen aufstanden, angefeuert, unter der heldenhaften Führung eines Roland und Cavalier, im Jahre 1702 die Bauern (von den Hemden, die sie trugen, Camisarden genannt) in mehreren blutigen Schlachten es mit den königlichen Truppen aufnahmen. Zwar dauerte dieser Sevennenkrieg nur einige Jahre, kostete aber vielen Tausenden Gut und Leben. Im Jahre 1704 kam es unter einigermaßen vortheilhaften Bedingungen zu einem Vertrage, und ob auch die Flammen des Aufruhrs noch einmal wieder ausbrachen, wurde endlich doch die Ruhe äußerlich hergestellt, während der innere Zwiespalt und Meinungskampf bis in die neueste Zeit fortwüthete, und noch im Jahre 1815, nach der Restauration des alten Königthums, Tausende von Protestanten im südlichen Frankreich, namentlich in Nimes, von einer bourbonischen Mordbrennerbande schonungslos gemißhandelt und zu Hunderten erwürgt wurden.

Die Frage, weshalb die Reformation in Frankreich nicht allgemeiner durchgedrungen, und der Protestantismus dort keine tieferen Wurzeln geschlagen, scheint nach allem Bisherigen kaum einer weiteren Erörterung oder Beantwortung zu bedürfen. Wohl mag es uns dagegen Wunder nehmen und zum erfreulichen Beweise dienen von der weltüberwindenden

Kraft religiöſer Ueberzeugung und evangeliſcher Glaubenstreue, daß trotz aller Greuel des Fanatismus, tyranniſcher Willkühr und des in Strömen vergoſſenen Blutes, von den Waldenſern und Albigenſern her durch das Reformations- und das Revolutionszeitalter hierdurch, das Bekenntniß des evangeliſchen Glaubens und die darauf gegründete kirchliche Gemeinſchaft ſelbſt in Frankreich erhalten und bis auf unſere Tage einen immer neuen Aufſchwung gewonnen hat. Noch heute beträgt die proteſtantiſche Bevölkerung Frankreichs, lutheriſcher und reformirter Confeſſion, gegen 2 Millionen. Die lutheriſche Kirche iſt vorzüglich zahlreich im Elſaß, und die in Frankreich angeſiedelten Deutſchen gehören ihr größentheils an. Alle Kirchen dieſer Confeſſion ſtehen unter dem Oberconſiſtorium in Straßburg, woſelbſt bekanntlich auch eine theologiſche Facultät beſteht zur Bildung angehender evangeliſcher Geiſtlichen. Unter der urſprünglichen franzöſiſchen Bevölkerung hat nur die reformirte Kirche Eingang gefunden, und beſteht dieſelbe hauptſächlich im ſüdlichen Frankreich, wo in den Sevennen der Reformirten faſt ebenſoviele ſind als der Katholiken; in Nimes rechnet man ihrer 10,000, in Montauban, wo ſeit 1809 auch eine reformirte theologiſche Lehranſtalt iſt, 6000. Außerdem ſind Proteſtanten überall in Frankreich zerſtreut, von denen viele bis in die neueſte Zeit aller kirchlichen Verbindung entbehrten und der Proſelytenmacherei des katholiſchen Klerus preisgegeben waren. Im Jahre 1838 bildete ſich indeß in Nimes eine Société d'Evangélisation pour les Protestants disséminés dans les Départements du Midi, welche für Geiſtliche ſorgt, die ſie abwechſelnd beſuchen, ihnen predigen, die Sacramente verwalten und Bibeln und erbauliche Bücher verbreiten. Nach dem Muſter jener

Gesellschaft haben sich dann in anderen Theilen Frankreichs ähnliche Gesellschaften und Vereine zur Erhaltung und Verbreitung des Evangeliums gebildet, in Lyon, in Marseille, in Paris selbst, in Franche-Comté, in Lothringen, welche im Segen wirken und aus Rücksicht auf die vielen dortigen Deutschen auch von dem evangelischen Verein der Gustav-Adolf-Stiftung unterstützt werden.

Was die Hugenotten von Anfang erstrebt: Gleichheit vor dem Gesetz, Freiheit des Glaubens und des Gewissens, das hat die Revolution in gewaltsamer, umstürzender Weise zur Geltung gebracht, und wie unter dem ersten Kaiserreich, so haben sich die Protestanten in Frankreich noch heute derselben theueren Errungenschaften principiell vollständig zu erfreuen, wenngleich thatsächlich die Erbauung von Kirchen, die Eröffnung von Schulen und die Anstellung von Pfarrern durch den bösen Willen der Präfecten und Ortsobrigkeiten und durch die Intriguen römischer Priester hier und dort noch immer oft aufgehalten und erschwert wird. Wirkt doch überhaupt die ultramontane Partei dem Protestantismus in früherer Art unablässig entgegen, unterstützt von einigen tausend Jesuiten und mehreren anderen Orden, von denen allein der des heiligen Vincenz a Paula in Frankreich 800 Genossenschaften zählt; wie denn noch vor Kurzem aus Anlaß der wegen Proselytenmacherei neuerdings vorgekommenen scandalösen Processe der französische Cultusminister Rouland sich gemüssigt gesehen hat, an sämmtliche Präfecten ein Rundschreiben zu erlassen mit der nachdrücklichen Weisung, es nicht ferner zu dulden, daß religiöse Gesellschaften unmündige Kinder entführten und in ihre Ordenshäuser brächten, damit sie den Glauben ihrer Eltern und Vormünder

gegen die katholiſche Religion vertauſchten. Indeſſen hat der Proteſtantismus in Frankreich gegenüber einer Majorität von etwa 30 Millionen theils dem Aberglauben, theils dem Unglauben und völlig religiöſen Indifferentismus verfallenen Katholiken noch immer eine große, ſchwere Aufgabe, und ſchließen wir für heute mit dem Anliegen, daß es demſelben nach Jahrhunderte langem Vernichtungskampfe gelinge, ſich nicht nur in ſeinem guten Rechte zu behaupten, ſondern auch in Kraft der Wahrheit, auf dem Grunde evangeliſchen Glaubens immer weiter vorzudringen dem hohen Ziel entgegen, daß die ſchon vorhandene nationale Einheit des Volkes ſich zur Einigkeit im Geiſte vollende, und das wiederholte ſtürmiſche Ringen nach politiſcher Freiheit aufgehe im friedlichen Dienſte Deſſen, der da ſpricht: So ihr bleiben werdet an meiner Rede, ſo ſeid ihr meine rechten Jünger, und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.

Dreizehnte Vorlesung.

Englische Reformation.

Verehrte Anwesende!

Nicht ohne Interesse dürfte es sein, wenn wir uns jetzt, nachdem wir Frankreich verlassen haben, auf einen neuen Schauplatz reformatorischer Vorgänge versetzen, die zwar den bisher betrachteten im Wesentlichen ähnlich, in mehrfacher Beziehung jedoch eigenthümlicher Natur sind, und die es überdieß zur Folge gehabt haben, daß das Land und Reich, um welches es sich handelt, zu einer protestantischen Großmacht geworden, und von derselben aus auch jenseits des Oceans, in der neuen Welt, der evangelischen Kirche für Millionen unserer Brüder eine heimathliche Stätte bereitet ist. —

Zu dem uns stammverwandten England schauen wir demnach hinüber und gedenken dabei für unseren Zweck zunächst des Mannes, der bereits in der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts zur englischen Reformation den ersten bedeutenden Anstoß gab. Es war dieß John Wiclef. Als Doctor und Professor der Theologie in Oxford griff er anfangs

hauptſächlich das Mönchsweſen an und eiferte gegen das Unheil, welches beſonders durch die Bettelmönche über die Welt gekommen, indem dieſelben unter dem Scheine der Armuth ſich bereicherten, ſich den gröbſten Ausſchweifungen überließen, das Volk mit Fabeln und Wundern betrogen, den Glauben verfälſchten und vollkommener ſein wollten als Chriſtus ſelbſt. Und allerdings war damals England mit Klöſtern wie überſäet, über deren Menge und gräuliche Verderbniſſe ſchon im 8. Jahrhundert Beda, der Ehrwürdige, geklagt, deren Zahl der h. Dunſtan, Erzbiſchof von Canterbury, im 10. Jahrhundert noch endlos vermehrt hatte, und deren Güter unter Eduard dem Bekenner im 11. Jahrhundert dermaßen angewachſen waren, daß ein großer Theil des engliſchen Grundeigenthums zur todten Hand den geiſtlichen Corporationen und den bei ihrer Aufhebung unter Heinrich VIII. mehr als 1000 Klöſtern angehörte. Doch blieb Wiclef hierbei nicht ſtehen. Ermuthigt durch den Beifall des Volkes, ohne der Anklage ſeiner Widerſacher und der päpſtlichen Drohbriefe zu achten, ging er in ſeinen Angriffen auf die kirchlichen Uebelſtände noch weiter, beſtritt die Obergewalt des Papſtes und die päpſtlichen Abläſſe, verwarf den Bilderdienſt, die gezwungene Eheloſigkeit der Geiſtlichen, die kirchlichen Aſyle und Freiſtätten für Verbrecher, desgleichen die Brodverwandlungslehre und andere unbibliſche Dogmen, während er das Evangelium für die alleinige Norm chriſtlichen Glaubens und Lebens, alles Hinzugethane aber als Menſchenlehre und Menſchengebote für eitel und nichtig erklärte. Wurde ihm darnach zwar Stillſchweigen und Unterwerfung unter die Kirche auferlegt, auch durch den Erzbiſchof von London und die dortige Synode eine Reihe aus ſeinen Schriften gezogener Sätze als ketzeriſch

verdammt, so verfuhr man übrigens doch glimpflich gegen ihn. Seiner Stelle in Oxford enthoben und an die Pfarrei zu Lutterworth versetzt, beschloß er darauf im Jahre 1384 seine Tage im Frieden. Erst 30 Jahre später verordnete die Kirchenversammlung zu Konstanz, seine Gebeine auszugraben und zu verbrennen, eine wohl schlimm gemeinte, aber dem von ihr betroffenen Gegenstande nach sehr harmlose Rache. Auch ließ sich dadurch Wiclefs Geist nicht dämpfen; die Zahl seiner Anhänger, der Wiclefiten, oder, wie man sie gehässiger Weise nach einer aus den Niederlanden stammenden ketzerischen Sekte nannte, der Lollharden, nahm vielmehr fortwährend zu. Ja trotz aller Verfolgungen und blutigen Versuche zu ihrer Ausrottung waren doch nach länger als 100 Jahren Wiclefs Lehren in England nicht vergessen, als Luthers mächtige Stimme auch dorthin erschallte und um so lauteren Anklang fand, da die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reformation sich dem der geistlichen Bevormundung und Knechtung müden, zur Freiheit aufstrebenden Volke immer stärker und allgemeiner fühlbar machte. Es führt uns dieß in die Zeit, da König Heinrich VIII. im Jahre 1509, also noch vor Anfang der deutschen Reformation, den englischen Thron bestiegen hatte. Ein starrer Despot und eifriger Verfechter der römisch-katholischen Hierarchie oder Priesterherrschaft, trat er bald, nachdem die neue Ketzerei aufgekommen, in voller Rüstung gegen sie in die Schranken. In einigen Schreiben an den Churfürsten Ludwig von der Pfalz und an Kaiser Carl V. vom Mai 1521 forderte er zur Vertilgung der Ketzer auf. In demselben Jahre erschien von ihm selbst, der in der scholastischen Theologie wohl bewandert war, eine „Vertheidigung der 7 Sacramente", gegen Luthers Schreiben von der baby-

loniſchen Gefangenſchaft gerichtet, mit den heftigſten Ausfällen gegen Luthers Perſon und Lehre. Der Papſt Leo X., welchem das Buch im Manuſcript zur Genehmigung vorgelegen, begrüßte daſſelbe mit dem lauteſten Beifall, ertheilte in einer Bulle vom 11. October 1521 dem königlichen Autor den erwünſchten Ehrentitel „defensor fidei", Vertheidiger des Glaubens, und fügte in einer Nachſchrift der Bulle hinzu: Denen, welche dieß Buch Heinrichs VIII. leſen, wird eine Indulgenz oder Ablaß von 10 Jahren und ebenſovielmal 40 Tagen aus apoſtoliſcher Machtvollkommenheit gewährt. — Solch glänzender Erfolg gleichwie Luthers ſehr derbe Antwort reizten ihn zu verdoppeltem leidenſchaftlichem Eifer für die alte Lehre, und als dennoch, ſelbſt auf den beiden Landesuniverſitäten Oxford und Cambridge unter den jüngeren Gliedern derſelben, die Reformation Eingang fand, und weiterhin das neugegründete Cardinal-College oder, wie es ſpäter hieß, Christ-College um's Jahr 1526 der Hauptſitz des Lutherthums in Oxford wurde, verfuhr man gegen die Betheiligten mit fanatiſchem Grimme. Mehrere ſtarben in den unterirdiſchen Kerkern des Collegiums eines langſamen, martervollen Todes, Andere wurden ausgeſtoſſen, Andere verbrannt, noch Andere brachte man durch Foltern und Drohungen zum Widerruf, während die Biſchöfe durch Viſitationen der Ketzerei zu ſteuern ſuchten, und der Kanzler Thomas More oder Morus den König gegen die Ausfälle Luthers energiſch vertheidigte. Wie wenig es aber mit dem Allem auch gelang, der Bewegung Einhalt zu thun, indem auch die aus ihrer Heimath Vertriebenen eben vom Auslande her nur deſto ungehinderter zahlreiche reformatoriſche Schriften in England verbreiteten, und beſonders William Tyndalls Ueberſetzung des Neuen Teſ-

taments, die 1526 zuerst in Antwerpen erschien und durch deutsche Kaufleute nach England gebracht wurde, von durchgreifender Wirkung war, so läßt sich doch nicht sagen, was weiter geworden, und ob es nicht dennoch gelungen sein möchte, durch fernere Gewaltstreiche, gleichwie in Frankreich, einen großartigen, die ganze Nation mit sich fortreissenden Aufschwung der Reformation zu hemmen, wäre nicht wunderbarer Weise gerade ihr erbittertster Feind, König Heinrich VIII. selbst, durch seinen Eigenwillen, seine tyrannische Willkühr und Leidenschaftlichkeit dahin gebracht worden, das alte Joch geistlicher Zwingherrschaft abzuwerfen und damit dem Protestantismus Bahn zu brechen.

Um zu sehen, wie es dahin kam, lassen Sie uns einen Blick zurückwerfen auf Heinrichs frühere Jahre und seine nächsten persönlichen Verhältnisse in's Auge fassen. Schon mit 14 Jahren war er nach dem Tode seines älteren Bruders Arthur mit dessen junger, reichausgestatteter Wittwe, Catharina, Infantin von Spanien, vermählt, — damit ihr Heirathsgut im Lande bleibe, und der steigenden Macht Frankreichs gegenüber die Verbindung Englands mit Spanien erhalten würde. Papst Julius II. hatte von dem nach kanonischem Recht verbotenen Verwandtschaftsgrade dispensirt. Gleichwohl legte der Prinz auf Veranlassung des Vaters, König Heinrichs VII., gegen die Gültigkeit der Vermählung wegen seiner allzugroßen Jugend bald feierliche Verwahrung ein, damit er freie Hand behielte, zu seiner Zeit von der päpstlichen Dispensation Gebrauch zu machen oder nicht, indeß Catharina bis auf Weiteres in England blieb und sich in ihrer schwierigen Lage taktvoll und würdig zu benehmen wußte. Als nun der Prinz nach des Vaters Tode als Hein-

rich VIII. auf den Thron kam, entschloß er sich sofort, seine Vermählung mit der Infantin zu vollziehen. Diese stand damals in der vollen Blüthe der Jahre und verband mit einer taktvollen, ernsten Haltung Sanftmuth und Liebenswürdigkeit, wogegen ihr Gemahl seiner Neigung zu Pracht und Vergnügungen, zu Ritterspielen und Festen aller Art nachhing. Nicht minder ehrgeizig als kriegslustig, wie er war, machte er im Jahre 1512 gegen Frankreich gemeinschaftliche Sache mit seinem Schwiegervater, König Ferdinand dem Katholischen von Spanien und dem Papst Julius II., wobei er noch ausdrücklich erklärte, daß er besonders deshalb zu den Waffen greife, weil man den obersten Priester der Christenheit nicht in Bedrängniß lassen dürfe, gleichwie er sich damals überhaupt entschieden zu der Lehre bekannte, daß der Statthalter Christi keinen Richter auf Erden habe, und daß man ihm unbedingt gehorchen müsse.

Den größten Einfluß auf Heinrich VIII. gewann um jene Zeit ein Geistlicher Namens Wolsey, der ohne strenge Rücksicht auf seine geistliche Stellung sich dem König ebenso angenehm, als durch seine große Gewandtheit in Geschäften nützlich und unentbehrlich zu machen wußte. Seit dem Jahre 1515 stand er fast unbeschränkt an der Spitze der Regierung, wurde Erzbischof von York, Cardinal, päpstlicher Legat, Reichskanzler und hegte sogar die Hoffnung, nach Leo's X. Tode Papst zu werden. Während er die Wissenschaften beförderte und bewundernswürdige Bauten aufführte, auch die Lehranstalten zu Ipswich und Oxford stiftete, machte er in jeder Art von seinen ungeheuren Einkünften einen unmäßigen Aufwand und unterhielt ein so glänzendes Gefolge, daß er unter Anderm bei einer Zusammenkunft seines Königs mit Franz I.

von Frankreich 72 Edelleute und Capläne, 238 andere Diener und 150 Pferde mit ſich führte. Der ſittſam ernſten Königin war indeß Wolſey's leichtfertiges, durch Ausſchweifungen anſtöſſiges und dabei doch anmaßendes, prieſterlich-herrſchſüchtiges Thun und Treiben in tiefſter Seele verhaßt. Sie ſoll ihm einſt Vorwürfe gemacht und ſein ungeziemendes Benehmen mit einem drohenden Worte zurückgewieſen, er dagegen ſie zu ſtürzen geſchworen haben. Nun neigte ſich eben um dieſe Zeit Englands Politik zu einem Bruche mit Spanien und zu einer Verbindung mit Frankreich, in Folge deſſen daran gedacht wurde, die Ehe Heinrichs mit Catharina aufzulöſen und für eine franzöſiſche Vermählung Raum zu machen, dieß aber um ſo mehr, weil aus der jetzigen Ehe des Königs kein Sohn am Leben war, ſondern nur eine Tochter, Maria, und bisher noch nie eine Königin mit eignem Recht in England regiert hatte, man auch meinte, wenn auch das Thronfolgerecht Maria's demnächſt anerkannt würde, ſo ſtehe doch eine zweifelhafte Zukunft dem Lande bevor. Doch hätte man ſich wohl geſcheut, aus rein politiſchen Abſichten die Trennung der Ehe zu vollziehen, wären nicht auch geiſtliche Motive dafür vorhanden geweſen. Der Beichtvater des Königs hatte nämlich in demſelben die Bedenken wieder angeregt, welche einſt der Verheirathung mit der Wittwe ſeines Bruders vorangegangen waren, und als jener erinnerte, daß eine ſolche Ehe in den Büchern Moſis ausdrücklich verboten und mit der Strafe der Kinderloſigkeit bedroht ſei, machte dieß auf den König um ſo mehr Eindruck, da zwei Söhne, die ihm Catharina geboren, bald nach der Geburt geſtorben waren, hinſichtlich der von Papſt Julius II. ertheilten Dispenſation aber es auch innerhalb der katholiſchen Kirche

von jeher eine Streitfrage geweſen war, ob der Papſt von einem Geſetz der Schrift entbinden könne. Den ſtärkſten perſönlichen Antrieb freilich zur Einleitung und Durchführung eines Eheſcheidungsverfahrens gab ohne Zweifel eine neue Leidenſchaft des Königs für eine Dame, die vor Kurzem aus Frankreich zurückgekehrt, von Zeit zu Zeit am Hofe erſchien, eine Dame nicht gerade von hinreiſſender Schönheit, aber voll Geiſt und Anmuth und nicht ohne einige Zurückhaltung. Es war dieß eine Tochter des Herzogs von Norfolk, Anna Boleyn. Nun zeigte ſich der damalige Papſt Clemens VII. anfangs auch geneigt, die von einem ſeiner Vorfahren ertheilte Diſpenſation zurückzunehmen, und ernannte wirklich im Jahre 1528 auf den Antrag Wolſey's eine Commiſſion, beſtehend aus Wolſey ſelbſt und dem Cardinal-Legaten Campeggi, um die Sache in England zu unterſuchen. Da ſich jedoch der nunmehrige König von Spanien, Kaiſer Carl V., Catharina's als ſeiner nahen Verwandten ernſtlich annahm, wurde es dem Papſt bald bedenklich, dem bewilligten Eheſcheidungsverfahren freien Lauf zu laſſen, weshalb er ſeinen Legaten die Weiſung gab, langſam vorzuſchreiten und keinenfalls ein Urtheil auszuſprechen. Durch die Verzögerung aber gerieth der König in heftige Aufwallung, und als gar ein Breve von Rom einlief, durch welches der Papſt die von ihm ernannte Commiſſion auflöſte und die Eheſcheidungsſache nach Rom beſchied vor das dortige geiſtliche Oberappellationsgericht, war er entſchloſſen, ſich dem nicht zu fügen, und faßte einen Plan von unabſehbarer Tragweite, den Plan, ſeine Nation und ſein Reich von der geiſtlichen Jurisdiction des römiſchen Stuhles loszureißen.

Hatte er doch ſchon früher engliſcherſeits dem Papſt

unumwunden erklärt, wenn man sehe, daß in seinem Rathe der Kaiser das Uebergewicht habe, so werde sich der Adel von England, den König an der Spitze, bewogen fühlen, das römische Joch abzuschütteln. Da nun im vorliegenden Falle die höchsten Interessen des Landes wegen Sicherung der Regierungsnachfolge in Betracht kamen, Clemens VII. aber nach seinen eigenen Aeußerungen nur aus Rücksicht auf den Kaiser Anstand nahm, die gewünschte Entscheidung zu geben, so lag darin allerdings für England etwas Herabwürdigendes, während es zugleich dem Begriff von der Würde eines obersten Priesters und untrüglichen Richters entschieden zuwiderlief, wenn derselbe seinen Rechtsspruch nach dem Ansehen der Person und nicht nach Befund der Sache bemessen wollte. In dem vom König berufenen neuen Parlament erfolgte dann eine ausführliche Beschwerde gegen die geistlichen Gerichtshöfe überhaupt, die unter Wolsey's Regiment immer weiter um sich griffen und über alle Beziehungen des Privatlebens eine drückende Aufsicht ausgeübt hatten, indem man den König aufforderte, es nicht ferner zu dulden, daß der Klerus ohne sein Vorwissen und ohne Theilnahme irgend eines Laien Gesetze mache, durch welche die Laien doch gebunden würden; wogegen er selbst als das alleinige Haupt, als der souveräne Herr und Protektor aller seiner Unterthanen geistlichen und weltlichen Standes, beide durch gute Gesetze mit einander versöhnen möge. Es waren das gewichtige Worte, die nicht ohne Eindruck auf den König blieben. Wolsey wurde des Mißbrauchs seiner Legatengewalt angeklagt, aus dem königlichen Rath entlassen und endlich weil er gegen den König conspirirt und den Papst angereizt haben soll, ihn zu excommuniciren, als Hochverräther verhaftet. Soviel man weiß,

hatte der Cardinal, der früher in Lebensgenüssen geschwelgt hatte, sich durch Hunger tödten wollen; indem man ihn nach dem Tower brachte, starb er auf dem Wege dahin.

Unmittelbar nach Wolsey's Tode, der Königthum und Papstthum auf's Engste mit einander zu verbinden gesucht, folgte nun eine Unterwerfung der Geistlichkeit unter die Krone oder die Anerkennung des Königs als des Protektors und einzigen Hauptes des Clerus und der Kirche. Nachdem Heinrich sich nämlich im Jahre 1530 noch einmal in seiner Ehescheidungssache nach Rom gewandt hatte, im Collegium der Cardinäle aber gegen die Erledigung derselben in England gestimmt wurde, warf er in Uebereinstimmung mit den verschiedenen Gewalten des Reichs die fremde Autorität von sich ab und vollzog im Jahre 1533 insgeheim seine Vermählung mit Anna Boleyn. Schon früher hatte er sich indeß unter der Hand an die angesehensten Universitäten in Italien und Deutschland, in Frankreich und England selbst gewendet und eine ganze Anzahl von Gutachten gelehrter Theologen zu erwirken gewußt, daß Papst Julius II. nicht das Recht gehabt habe, ihn wegen der Verheirathung mit seines Bruders Wittwe zu dispensiren, wodurch, wie er versicherte, er in seinem Gewissen vermocht sei, sich vom Joch einer ungesetzlichen Ehe loszureißen und zu einer anderen Vermählung zu schreiten. Um jedoch eine öffentliche Anerkennung derselben zu erlangen, legte er jetzt die Frage auch den beiden Convocationen der englischen Kirchenprovinzen vor, welche es auszusprechen wagten, die betreffende päpstliche Dispensation sei nach göttlichem Recht unzulässig, worauf das erzbischöfliche Gericht zu Canterbury die auf Grund dieser Dispensation geschlossene

Ehe des Königs für null und nichtig erklärte, also daß Catharina nicht mehr als Königin, sondern fortan nur noch als Prinzessin Wittwe behandelt werden sollte. Catharina hatte für die Dinge, die um sie her geschahen, kein Verständniß. Daß man ihr anmuthete, auf ihren Rang als Königin zu verzichten, erweckte ihr ebensoviel Staunen wie Unwillen. Nicht in kaufmännischen Geschäften, auf gut Glück, sagte sie, sei sie nach England gekommen, sondern nach dem Willen der verehrungswürdigen verstorbenen Könige. Nach der Entscheidung des heiligen Vaters zu Rom sei sie mit König Heinrich vermählt. Sie sei die gesalbte und gekrönte Königin von England. Würde sie ihren Titel aufgeben, so hätte sie 24 Jahre in sträflicher Verbindung gelebt, und ihre Tochter wäre unehelich; sie würde ihr Gewissen, ihre Seele verrathen, und ihr Beichtvater würde sie nicht absolviren können. — Immer mehr vertiefte sie sich dann in die Uebungen streng katholischer Religiosität, stand bald nach Mitternacht auf, um in die Messe zu gehen, trug unter ihrem Oberkleide nach der strengsten Ordnung des h. Franziscus ein stachlichtes Gewand, beichtete und fastete an 2 Tagen der Woche, indeß Legenden der Heiligen ihre Lectüre bildeten. So lebte sie noch einige Jahre, unberührt von Allem, was außer ihr vorging, und betrachtete sich bis an ihr Ende als die wahre Königin von England. Tragisch genug, um ihr nach länger als 300 Jahren unsere Theilnahme, unser Mitleid zuzuwenden.

Sofort, nachdem die Sentenz über Catharina gesprochen war, schritt man nun auch zur Krönung Anna Boleyns mit den altherkömmlichen Ceremonien. Nach einem glänzenden Einzuge in London ward sie vom Cranmer, dem Erzbischof von Canterbury, und 6 Bischöfen, dem Abt von Westminster

und 12 anderen Aebten zur Kirche geleitet. In Purpur gekleidet wurde sie unter einem prachtvollen Baldachin getragen, vor ihr her die Krone, die ihr darnach der Erzbischof auf's Haupt setzte. Der Adel und die Gemeinen grüßten sie mit wetteifernder Hingebung. Anmuthsvoll wie immer strahlte sie im Gefühle hohen Glücks. Während der Papst, in seiner Politik schwankend, noch immer mit dem letzten Wort an sich gehalten, war man also in England schon zu dem Aeußersten vorgeschritten, und hatte die Krönung Anna's dem Abfall der gesammten Nation vom römischen Stuhl den vollsten Ausdruck gegeben. Noch einmal legte jedoch der König den gelehrten Geistlichen des Reiches die Frage vor, ob dem Bischof von Rom vermöge göttlichen Rechts irgend eine Autorität im Englischen zustehe, worauf die Universität Oxford und ihre Theologen zu dem Beschlusse kamen, die Frage des Königs unbedingt zu verneinen. Als die Gelehrten von Cambridge und die Convocationen oder General-Convente der englischen Geistlichkeit dem beistimmten, trug das Parlament kein Bedenken, die hierarchisch-römische Ordnung der Dinge Stück für Stück abzuschaffen. Niemals wieder sollte ein englischer Bischof sein Pallium, den Bischofsmantel, von Rom empfangen, wo er mit ungeheuren Summen bezahlt werden mußte. Die Annaten oder Einnahmen des ganzen ersten Jahres, welche die Geistlichen bei Antretung einer Kirchenpfründe an den päpstlichen Stuhl zu entrichten hatten, sollten an die Krone fallen, die Nachsuchung päpstlicher Dispense bei Strafe verboten sein, der Peterspfennig definitiv abgeschafft, und die römische Appellationsinstanz durch einheimische Einrichtungen ersetzt werden. Dagegen sollte an der herkömmlichen Lehre wie an der bischöflichen Verfassung festgehalten, und eine ka-

tholisch-anglikanische Kirche unter der Hoheit der Krone constituirt werden, wonach der König die Bezeichnung: „Oberstes Haupt auf Erden der Kirche von England unmittelbar unter Gott“ in seinen Titel aufnahm und den Großsiegelbewahrer Thomas Cromwell als seinen Generalvicar ermächtigte, ohne alle Beziehung auf den Papst die kirchliche Verwaltung zu führen.

So fiel Heinrich vom Papste ab, ohne der Reformation beizutreten. Anhänger des Papstes und Freunde der Reformation bestiegen abwechselnd das Blutgerüst. Zu den ersteren gehörte namentlich der edle Thomas More, Lordkanzler von England, der in den Tower gesetzt und im Jahre 1535 enthauptet ward, weil er es verweigerte, dem König den Supremateid zu schwören und dessen Ehe mit Catharina für schriftwidrig und durchaus ungültig zu erklären; ebenso der 77jährige ehrwürdige Bischof Fischer von Rochester sammt einer nicht geringen Zahl von Aebten, Geistlichen und Mönchen; wogegen andererseits Johann Lambert und mehrere ihm Gleichgesinnte wegen Leugnung der Transsubstantiation oder sonstiger römisch-katholischer Dogmen ebenfalls verfolgt, erhenkt und ihrer Etliche lebendig verbrannt wurden. Ueberhaupt benahm sich Heinrich VIII. in jeder Beziehung mehr und mehr als ein furchtbarer Tyrann. Im Jahr 1536 ließ er Anna Boleyn, die ihm eine Tochter, Elisabeth, geboren, hinrichten, indem er sie ohne Grund der Untreue beschuldigte, und kaum war ihr Haupt gefallen, als er sich schon am nächsten Tage mit einer ihrer Hofdamen, Jane Seymour, von Neuem vermählte. Aus dieser Ehe entsproß ein Sohn, der nachmalige König Eduard VI.

Indeß wir es uns wohl ersparen, die blutbefleckten

Spuren der Regierungsjahre Heinrichs weiter zu verfolgen, lassen Sie uns nun den nach seinem Tode stattgefundenen Fortgang der englischen Reformation näher in Betracht ziehen.

Es legt sich hier die Frage nahe, ob es möglich war, auf dem Standpunkte Heinrichs zu verharren, der zwar das Papstthum verworfen hatte, die Lehre der römisch-katholischen Kirche aber beibehalten wissen wollte. Wir dürfen wohl sagen: es war nicht möglich. Die hierarchische Verfassung der Kirche konnte nicht abgeschafft, und doch das unter dem Einfluß derselben ausgebildete Lehrsystem behauptet worden.

In der letzten Zeit Heinrichs bemerkte man im Lande wie am Hofe zwei Parteien, von denen die eine die Herrschaft des Papstes sicherlich wiederhergestellt hätte, während die andere einer volleren Entwickelung des protestantischen Princips zustrebte. Nach der von Heinrich vor seinem Tode im Jahre 1547 bestimmten Erbfolge sollte zuerst sein Sohn Eduard, dann Maria, die Tochter von seiner spanischen Gemahlin, und endlich die jüngere Tochter, die er von A. Boleyn hatte, Elisabeth, auf den Thron kommen. Da Eduard erst ein neunjähriger Knabe war, so erhob sich die bedeutungsvolle Frage, wer während der Minderjährigkeit am Ruder stehen würde. Die bisher einflußreichen katholisch gesinnten Norfolks und mit ihnen der gleichfalls katholisch gesinnte Bischof Gardiner mußten weichen wegen schmählicher Umtriebe, deren sie sich aus Ehrgeiz schuldig gemacht, wogegen der Oheim des Knaben, Eduard Seymour, Herzog von Sommerset, Protector des Reichs wurde. Mit ihm erhielt die reformatorische Richtung, welcher er sich selbst zuneigte, das Uebergewicht. Es zeigte sich dieß schon in der Rede, welche der schon immer dem Protestantismus ergebene Erzbischof Cran-

mer bei der Krönung des jungen Königs hielt. Er führte das Beispiel des israelitischen Königs Josias an, der ebenfalls minderjährig zur Regierung gekommen, den Götzendienst ausgerottet habe. So möge auch Eduard den Bilderdienst vollends vernichten, die wahre Verehrung Gottes pflanzen und das Land von der Tyrannei des Papstes für immer befreien. Nicht das Oel mache ihn zum Gesalbten Gottes, sondern die ihm von Oben verliehene Gewalt, kraft deren er in seinem Reiche der Stellvertreter Gottes sei. Bald darauf beschloß man, Commissarien in das Reich zu schicken, um die zurückgedrängten protestantischen Sympathien wieder zu beleben, um zu untersuchen, ob die Bischöfe, den früheren Verordnungen des königlichen Generalvicars, Thomas Cromwell, gemäß, wider die usurpirte Gewalt des römischen Bischofs gepredigt, ob die Pfarrer nicht äußerliche Observanzen, sondern Pflichterfüllung als gute Werke zu betrachten gelehrt, auch an Verminderung der vielen Feiertage und Wallfahrten gearbeitet hätten. Die Jugend wollte man die Hauptstücke des christlichen Glaubens in englischer Sprache lehren, bei'm sonntäglichen Gottesdienste ein Capitel der Bibel lesen und erklären. An die Stelle der eignen Predigt sollte eine der Homilien treten, welche unter erzbischöflicher und königlicher Autorität bekannt gemacht wurden. Sie waren das Werk Cranmers, welcher darin die beiden Grundsätze feststellte, von welchen er schon früher ausgegangen war, daß nämlich die heil. Schrift Alles enthalte, was dem Menschen zu seiner Seligkeit zu wissen noth sei, und daß die Vergebung der Sünden allein durch das Verdienst Christi und den Glauben an ihn erlangt werde. Beredte, eifrige Prediger, die in der Zeit der Verfolgungen unter Heinrich VIII. ihrer Ueberzeugung treu ge-

blieben und zum Theil eben erſt dem Kerker entſtiegen waren, unter Anderen Knox, Parker, Latimer, kamen den Abſichten des Erzbiſchofs zu Hülfe, und immer allgemeiner drang die Ueberzeugung durch, man müſſe, um die Trennung von Rom zu behaupten, den Bruch noch weiter machen und auch die hierarchiſch-papiſtiſche Lehre aufgeben. So geſchah es, daß durch einmüthigen Beſchluß des Generalconvents der engliſchen Geiſtlichkeit diejenige Neuerung gebilligt und vom Parlament beſtätigt ward, welche allerdings faſt am expreſſivſten die von der römiſchen abweichende Kirchenform bezeichnet: die Austheilung des heiligen Abendmahles unter beiderlei Geſtalten, wovon in England eigentlich die Umgeſtaltung des geſammten Gottesdienſtes ausging. — Gleich für die nächſten Oſtern 1548 wurde dann eine neue Formel für die Abendmahlsfeier in engliſcher Sprache ſtatt der früheren lateiniſchen feſtgeſetzt. Hieran aber knüpfte ſich auf den vom jungen König geäußerten Wunſch im Jahre 1549 eine neue, die häusliche und kirchliche religiöſe Uebung umfaſſende Liturgie, — das Commonprayer-book, worein man auch die von Heinrich VIII. nachgeſehene Litanei aufnahm, und welches einige Jahre ſpäter in revidirter Ausgabe erſchien. Es iſt dieſes Commonprayerbook ein rechtes Denkmal des ebenſo ſchonenden als entſchiedenen religiöſen Gefühls jener Zeit. Im Parlament wurde es mit Bewunderung aufgenommen und verordnet, daß es in allen Kirchen des Landes gebraucht, jede andere Liturgie daneben abgeſchafft ſein ſollte. Man hat wohl geſagt, es ſei daſſelbe unter dem Einfluß des göttlichen Geiſtes abgefaßt; jedenfalls hat ſich die nationale Religioſität des engliſchen Volkes durch dieß Buch von Generation auf Generation bis zum heutigen Tage genährt und erbaut.

Nachdem schon Heinrich VIII. damit umgegangen war, auch in Schottland die Kirche umzugestalten und durch die Vermählung seines Sohnes Eduard mit Maria Stuart England und Schottland zu Einem großen antipapistisch-protestantischen Reiche zu verbinden, suchte der Protector Sommerset diesen Plan zu realisiren. Er ergriff gegen die dort herrschende, dem Eindringen des Protestantismus feindliche Partei die Waffen und erfocht einen glänzenden Sieg; gleichwohl behielten für dießmal noch die katholischen Interessen in Schottland das Uebergewicht über die englisch-protestantischen. Die junge Königin, damals erst 7 Jahre alt, brachte man nach Frankreich, um dort mit dem Dauphin, nachmaligem König Franz II., vermählt zu werden. Aber auch in England selbst fand die Durchführung der Reformation zum Theil noch Widerstand. So kam es in Cornwall bei der Herabnahme eines Heiligenbildes zu einem Tumult, in welchem der Commissär des Königs von einem Priester erstochen ward. Die Unruhen verbreiteten sich nach Devonshire, wo man den Pfarrer zwang, die Messe nach dem alten Ritus zu feiern, und sich dann unter Vortragung des Allerheiligsten mit Kreuzen und Kerzen in's Feld begab, wo zahlreiche versammelte Haufen zwar nicht die Herstellung der Autorität des römischen Stuhles forderten, wohl aber auf Wiederanerkennung der alten Kirchensatzungen, auf die gewohnte Verehrung des Sacramentes und der Bilder, ja sogar auf Erneuerung der lateinischen Messe drangen. Doch wurde die Empörung bald unterdrückt, und wurde durch den persönlichen Eifer des Herzogs von Sommerset der protestantischen Richtung immer freiere Bahn gemacht, um so mehr, da auch Eduard durch und durch Protestant war, und sein größter Ehrgeiz der,

durch seinen Rang und seine Macht an der Spitze der protestantischen Welt zu stehen.

Um nun dem Katholicismus gegenüber eine Norm für die Lehre aufzustellen, schritt man im Jahre 1551 zur Abfassung einer Confession oder Bekenntnißschrift. Gern hätte man gesehen, daß Melanchthon, der Verfasser der Augsburger Confession, persönlich herübergekommen wäre, um dabei mitzuwirken. Wenigstens hatte seine Arbeit vielen Einfluß auf die Fassung der vom Erzbischof Cranmer und dem Bischof Ridley im Auftrage des Königs und des geheimen Rathes aufgestellten 42 Artikel, wodurch sich England der protestantischen Gemeinschaft des Continents auf's Engste anschloß. Nachdem diese Artikel, die man später unter der Königin Elisabeth von 42 auf 39 reducirte, sämmtlichen Bischöfen wegen etwaiger Zusätze oder Verbesserungen mitgetheilt waren, wurde die Unterschrift derselben verordnet und so streng auf Uniformität der Lehre wie des Kultus bestanden, daß man die wenigen widerstrebenden, altgesinnten Bischöfe ihres Amtes entsetzte. Was nun den Inhalt der fraglichen Artikel betrifft, so wird darin die unwandelbare Autorität der 3 ältesten Symbole, des apostolischen, des Nicänischen und athanasianischen ausgesprochen. Hinsichtlich der Abendmahlslehre drang die calvinistische Auffassung durch, und wurde die reale Gegenwart des Fleisches und Blutes Christi aufgegeben. Das Meßopfer wird verworfen, und Christi Versöhnungsopfer für die Sünden der Schrift gemäß als das einzige bezeichnet. Als Oberhaupt der englischen Kirche wird der König anerkannt, dem Papste aber alle Gerichtsbarkeit in England abgesprochen. Der Begriff der Kirche wird bestimmt als die Gemeinschaft der Gläubigen, in der das Wort Gottes lauter verkündet, und

die Sacramente, Taufe und Abendmahl, nach der Einſetzung Chriſti verwaltet werden. Die Eheloſigkeit der Geiſtlichen, der Ablaß, die letzte Oelung, das Fegfeuer und andere unterſcheidende Lehren der römiſchen Kirche werden als ſchriftwidrig namentlich verworfen.

Nachdem ſolches Alles geſchehen, und ſich von Eduard erwarten ließ, er werde, zu männlichen Jahren kommend, die Reformation daheim vollends durchführen und an die Spitze der proteſtantiſchen Welt treten, fing derſelbe an, zu kränkeln, ſodaß man ſeinen frühen Tod erwarten mußte. Nach den Anordnungen Heinrichs VIII. mußte dann Maria den Thron beſteigen, die durch ihre Herkunft von der Königin Catharina an das katholiſche und ſpaniſche Intereſſe geknüpft war. — Da überredete der Herzog von Northumberland den König, die Thronfolgeordnung ſeines Vaters zu ändern. Der Herzog hatte nämlich einen ſeiner Söhne mit Johanna Grey, der älteſten Tochter der Schweſter Heinrichs VIII. vermählt, und eben auf dieſe richtete er die Aufmerkſamkeit des Königs, der ihr dann auch, mit Uebergehung ſeiner Schweſter Maria, noch die Nachfolge zuſprach, bevor er im 16. Jahre ſeines Lebens, 1553, mit dem Gebete ſtarb, daß Gott das Land vor dem Papſtthum ſchützen möge.

Lady Johanna Grey hatte ſeither den Studien gelebt und auch in ihrem ehelichen Leben ihre von der Welt abgewandte Sinnesweiſe nicht geändert. Ohne noch etwas von dem Tode des Königs zu wiſſen, wurde ſie eines Tages, über ihrem Plato ſitzend, in eine große glänzende Verſammlung berufen. Und wie ward ihr zu Muthe, als man ihr eröffnete, Eduard ſei geſtorben, und um das Reich vor dem Papismus und vor der Regierung ſeiner beiden nicht guten

Schwestern zu sichern, habe er sie, Lady Johanna, zu seiner Erbin erklärt, worauf die Großwürdenträger des Reichs vor ihr knieten und sie als ihre Königin verehrten. Ihre ganze Seele ward davon übernommen. Sie stürzte zu Boden und brach in heftiges Weinen aus. Ob ihr ein volles Recht zur Krone zustehe, konnte sie nicht beurtheilen; was sie fühlte, war ihre Unfähigkeit, zu regieren. Wie sie selbst erzählt, betete sie dann in der Tiefe ihrer Seele: wenn die höchste Würde ihr gesetzmäßig gebühre, so möge Gott ihr die Gnade geben, sie zu seiner Ehre zu verwalten. — Am nächsten Tag begab sie sich nach dem Tower und nahm die Huldigungen an, die man ihr darbrachte, während Herolde ihre Thronbesteigung in der Hauptstadt verkündigten. Hier aber erregte es Unzufriedenheit, daß man die von Heinrich VIII. auf Grund einer Parlamentsacte festgesetzte Thronfolgeordnung umstoßen und eine entfernte Verwandte an die Stelle Maria's, der Schwester Eduards, bringen wollte. Alles Volk erklärte sich für diese. Auf Veranstaltung des geheimen Raths ward Maria als Königin ausgerufen und zog bald darauf unter dem Zujauchzen der Menge in London ein. Johanna Grey blieb als Gefangene im Tower, den sie als Königin betreten hatte, und in welchem sie später unschuldig hingerichtet wurde.

Wie die Katholiken sich um so mehr für Maria erklärt hatten, weil sie in ihr die geborene Verfechterin ihrer Religion sahen, so schlossen sich ihr auch die Protestanten um so freudiger an, als dieselben die Erwartung hegten, sie werde die Religion in ihrem gegenwärtigen Zustande belassen. Selbst Kaiser Karl V. empfahl ihr vor allen Dingen Mäßigung ihres katholischen Eifers. Diesem guten Rath zufolge ließ sie freilich bei einem Tumult, der einige Tage nach ihrer

Ankunft in der Stadt entstand, den Lord-Mayor rufen, um ihm zu sagen, daß sie Keinen in seinem Gewissen bedrängen wolle; sie hoffe, das Volk werde durch gute Unterweisung zu der Religion zurückkommen, zu welcher sie selbst sich mit voller Ueberzeugung bekenne. Doch walteten fortan in allen Schritten ihrer Regierung die katholischen Sympathien vor. Als „Haupt der Kirche zunächst unter Gott“ (nach der Benennung von ihrem Vater her) verbot Maria alle Predigten und Schriftauslegungen ohne besondere königliche Erlaubniß, mit deren Ertheilung sie den entschiedensten Widersacher des Protestantismus betraute, — den unter Eduard beseitigten Bischof Gardiner, der bald als Lord-Canzler an die Spitze der Regierung trat. Ueberhaupt kamen die katholischen Bischöfe empor, während die protestantischen auf's Tiefste gedemüthigt, und namentlich der Erzbischof Cranmer und Latimer in den Tower eingeschlossen wurden. Ueberall erhoben sich wieder die Heiligenbilder, und an vielen Orten ward die Feier der Messe erneuert. Die Prediger, die sich dagegen erklärten, mußten ihren Bischöfen in's Gefängniß folgen. Nach einigen Monaten wurde die Krönung der Königin mit den alten Cermonien vollzogen. Cardinal Granvella, Bischof von Arras, schickte dazu ein Gefäß mit dem gebenedeiten heil. Oel herüber, auf dessen mystische Bedeutung man wieder ein großes Gewicht legte. Die Königin wollte sich vorher des Titels „Oberhaupt der Kirche“ entledigen, aber Kaiser Karl meinte, es genüge an der von ihr im tiefsten Geheimniß dem römischen Stuhl gegebenen Erklärung, daß sie seine Autorität herzustellen beabsichtige. In dem alsdann zusammenberufenen Parlament entspann sich ein heißer Streit über den Antrag der Regierung, die unter Eduard VI. stattgehabte Veränderung

des Kirchendienſtes zurückzunehmen und das Commonprayerbook wieder abzuſchaffen. Nach mehr als ſechstägiger Debatte ging endlich der Beſchluß durch, die Emancipation vom Papſtthum beizubehalten, übrigens aber die alten katholiſchen Lehren und Formen des Gottesdienſtes zu reſtauriren und die neuen aufzuheben.

Bald darnach kam die Vermählung Maria's in Frage, und als Kaiſer Karl ihr ſeinen Sohn Don Philipp vorſchlug, willigte ſie freudig ein; ja ob auch die allgemeine Stimme in England gegen dieſe Verbindung mit dem ſpaniſchen Hauſe war, ſo wurde dieſelbe doch durchgeſetzt, und im Sommer 1554 langte Philipp, den ſein Vater vorher zum König von Neapel ernannt, mit einem glänzenden Gefolge in England an. Biſchof Gardiner vollzog die Vermählung, welche er dann auch in ſeiner Predigt nicht unterließ, als göttliche Veranſtaltung zur Wiederherſtellung der Religion zu preiſen.

Mit Zuſtimmung des neuen Parlaments wurde nun auch der unter Heinrich VIII. verbannte Cardinal Pole nach England zurückberufen, und unter der Bedingung, daß dieſer als päpſtlicher Legat eine allgemeine Abſolution ertheile, desgleichen die Lords von der Zurückgabe der ihnen zugefallenen Kloſtergüter im Namen des Papſtes für immer dispenſire, willigte man ein, ſich dem römiſchen Stuhle wieder zu unterwerfen. Ja unter der Einwirkung des königlichen Gemahls Philipp, der in Spanien an die Hinrichtung der Ketzer gewöhnt war, nahmen die Lords eine Bill an, wonach alle Abtrünnigen und Gegner der römiſch-katholiſchen Kirche, namentlich die ehemaligen Wiclefiten, (jetzt Lollarden oder Fratricellen genannt und mit den Begharden und Beguinen, den Brüdern und Schweſtern des freien Geiſtes, zuſammen-

geworfen) als Ketzer gerichtlich verfolgt und bestraft werden sollten.

Im Jahre 1555 begann nun alsbald die Ausführung der wiederhergestellten Ketzer-Edicte. — Wohl hat es anderswo blutigere Verfolgungen gegeben, die sich aber jetzt erhob, unterschied sich besonders dadurch, daß ihr die bedeutendsten, die frömmsten und gelehrtesten Männer der Nation zum Opfer fielen, außer mehreren der namhaftesten Bischöfe auch der Erzbischof Cranmer. Um Gnade zu finden, hatte er sich in einem schwachen Augenblicke zum Widerrufe verleiten lassen. Als er aber dem zum Trotz zum Tode verdammt wurde, erwachte in ihm das ganze Selbstgefühl der Wahrhaftigkeit seines Glaubens, und ließ er die Hand, mit welcher er den Widerruf unterzeichnet hatte, wie zur Buße, unter unsäglichen Schmerzen still haltend, verbrennen, — ehe noch die Flammen des Scheiterhaufens über ihm zusammenschlugen.

Die Hinrichtungen verbreiteten sich dann über das ganze Land und auch über die benachbarten Inseln, indeß sie sich bis zum Jahre 1558 fortsetzten. Manche hätten fliehen können, aber sie wollten die Festigkeit ihres Glaubens mit dem Tode bezeugen, um die Gemeinden, denen sie entrissen worden, dadurch in ihrem Glauben zu stärken. Die Meisten starben mit erhabener Todesverachtung, die Andere zur Nachahmung entzündete; ja Viele wären bereit gewesen, sich mit ihren Freunden zugleich in die Flammen zu stürzen, gleichwie es als ein Zeichen tiefer, schmerzlicher Theilnahme erscheint, als eines Tages, wo mehrere Verurtheilte bei Nacht in ihr Gefängniß zurückgeführt wurden, um am anderen Morgen hingerichtet zu werden, viele Hausväter mit Lichtern in den

Händen aus den Thüren traten, um sie mit ihrem Gebet zu begrüßen und ihnen für ihre Standhaftigkeit zu danken.

Die Königin Maria wird mit dem Namen der blutigen bezeichnet und verdient diesen Namen wohl durch die 800 Bluturtheile, die unter ihrem Scepter an Bekennern des evangelischen Glaubens vollzogen wurden. Mit so grauenhafter Härte steht fast in Widerspruch, was wir nach gleichzeitigen Schilderungen von ihrer Persönlichkeit erfahren.

Maria war eine kleine, zarte, krankhafte Frau von bereits ergrauendem Haare. Sie hatte eine geschickte Hand, war Meisterin auf der Laute und machte bei persönlicher Bekanntschaft den Eindruck von Güte und Milde. Jedoch lag etwas in ihren Augen, was Furcht erregen konnte; ihre Stimme war kreischend, ihr Eigenwille schrankenlos, und von Zaghaftigkeit in der Gefahr zeigte sie nie eine Spur. Dabei hatte sie, die Königin von England, für das Leben, die Interessen und Bestrebungen ihres Volkes kein Mitgefühl; von Kind auf haßte sie dieselben. Alle ihre Sympathien galten der Nation, aus welcher ihre Mutter stammte, spanischem Sinne und spanischer Art. Daher sah sie auch in ihrem Gemahle Philipp das Ideal eines Mannes, und noch ehe sie ihn gesehen, hatte sie sich in ihrer Betkammer vor einem Crucifix verbindlich gemacht, ihm und keinem Anderen ihre Hand zu reichen, indem sie ihn für den einzigen Mann halten mochte, der sie in dem Vorhaben unterstützen könnte, für welches sie sich von Gott bestimmt hielt, die vermeintliche Ketzerei auszurotten und den römischen Katholicismus wieder herzustellen. — Mag ihr nun auch Manches von dem Entsetzlichen, was die Ausführung ihres Vorhabens begleitete, verborgen geblieben sein, daran läßt sich nicht zweifeln, daß

es ohne ihren Willen und ihre Zustimmung nie zu all den Verfolgungen und Hinrichtungen gekommen wäre, und keine Entschuldigung wird ihr Andenken von dem dunkeln Schatten befreien, der auf demselben lastet.

Inzwischen wuchs in England das Mißvergnügen über die Haltung der Königin und ihrer Regierung auf eine bedrohliche Weise. Während Philipps Abwesenheit in den Niederlanden war anstatt seiner der Cardinal Pole, nach Cranmers Tode Erzbischof von Canterbury, mit der obersten Leitung der Geschäfte betraut, bis im Jahre 1558 die Dinge eine andere Wendung nahmen, und Alles, was die Königin gewollt, was sie versucht, worauf sie gehofft hatte, auf ein Mal zu Ende ging. Schon seit einiger Zeit von wiederholten Krankheitsanfällen heimgesucht, wurde sie unverhofft von einer damals in England herrschenden Seuche tödtlich ergriffen. Noch einmal ließ Maria in ihrem Zimmer die Messe halten und starb, ehe dieselbe vollendet war. Cardinal Pole, schon leidend und durch die Todesbotschaft tief erschüttert, verschied in der nächsten Nacht, gleichwie außer ihm noch 13 Bischöfe kurze Zeit vor oder nach der Königin starben.

Um menschlich zu reden, war es auch die höchste Zeit, daß Maria diese Welt verließ, da sie gegen das Ende ihres Lebens immer finsterer, feindseliger, verfolgungssüchtiger, in gleichem Maße aber auch mehr und mehr ein Gegenstand des Abscheu's geworden war. Hatte sie doch die letzten Jahre auf Verlangen des Papstes eine fast spanische Inquisition mit Anwendung der Folter eingeführt, um alle Ketzer auszuspüren, und nicht nur einzelne, sondern ganze Haufen derselben wurden zusammen dem Feuer übergeben, sodaß sich

endlich kaum noch Menſchen fanden, die ſich zu Werkzeugen der Ausführung aller ſolcher Greuel hergaben.

Fragen wir ſchließlich aber, was Maria durch ihren blutigen Fanatismus erreichte, ſo war dieß ein ſchneidender Gegenſatz zu dem, was ſie gewollt: ein unauslöſchlicher Haß gegen das Papſtthum und eine entſchiedene, energiſche Hinneigung zum Proteſtantismus im Herzen des evangeliſchen Volkes.

Vierzehnte Vorleſung.

Fortſetzung:
Engliſche Reformation.

Verehrte Anweſende!

Schon während der Regierung Maria's, die nur da-
urch erträglich wurde, daß man ihr baldiges Ende voraus-
h, waren Aller Augen auf ihre jüngere Schweſter Eliſabeth
richtet. Sie war die Tochter Anna Boleyns, welche dieſe
mals unter ihrem Herzen trug, als ſie nach ihrer Vermäh-
ng mit Heinrich VIII. zur Königin gekrönt wurde. Nach
m blutigen Tode der Mutter hatte Heinrich anfangs der
ochter ſein Herz entfremdet und ſie auf's Aeußerſte vernach-
ſſigt, bis man weiterhin mehr Sorgfalt auf ihre Erziehung
rwandte, und ſie bei ausgezeichneten Gaben und großem
eiß ſich in hervorragender Art entwickelte. Im Alter von
3 Jahren ſchreibt einer ihrer Lehrer an einen Freund:
nter allen Jungfrauen leuchtet Lady Eliſabeth gleich einem
tern und glänzt mehr durch ihre Tugenden und Kenntniſſe,
s durch die Glorie ihrer königlichen Abkunft. Ihr Geiſt
mt keine wirkliche Schwäche, und männliche Kraft zeigt ſie
i Allem, worauf ſie ſich legt.“ Gleich dem Engliſchen

ſprach ſie franzöſiſch und italieniſch, lateiniſch geläufig, und hatte es in dieſer wie in der griechiſchen Sprache ſo weit gebracht, daß ſie den Livius, Tacitus, Cicero und Seneca, den Sophokles und Reden von Demoſthenes las. Auch für Wiſſenſchaft hegte ſie einen glühenden Eifer und war in der Geſchichte, namentlich in der ihres Vaterlandes genau unterrichtet. Ihre Religionserkenntniß ſchöpfte ſie aus den Quellen und beſchäftigte ſich jeden Morgen zuerſt mit dem neuen Teſtament in der Grundſprache, außerdem mit den Schriften des h. Cyprian, Melanchthons und Anderer; indeß ſie zugleich, indem ſie ihren Geiſt bereicherte, nach dem Zeugniß des damaligen franzöſiſchen Geſandten am engliſchen Hofe, die ächte Beredſamkeit beſaß, die aus dem Innern hervorquillt.

Ehe Maria den Thron beſtieg, hatte zwiſchen ihr und Eliſabeth ein freundliches Verhältniß beſtanden; als Königin aber wandte ſich die ältere Schweſter ganz von der jüngeren ab und gab bei einer Verſchwörung, der man auf die Spur kam, leicht dem Verdacht Raum, Eliſabeth habe an derſelben Theil genommen. Auch ließ die damals vorwaltende ſpaniſch-katholiſche Partei ſie in Unterſuchung ziehen und hätte wohl gewünſcht, ſie ſchuldig zu finden, um ihr an's Leben zu kommen. Hochſinnig und groß im Gefühl ihrer Unſchuld iſt der Brief, den ſie in der Gefahr an Maria ſchrieb, zugleich voll ungeheuchelter loyaler Unterordnung ihrer Königin gegenüber, vor der ſie nur ihre Kniee zu beugen wünſcht, um ſie anzuflehen, ſich durch keine falſche Anklage gegen ſie, ihre Schweſter, einnehmen zu laſſen. Doch wurde ſie von Maria keines Gehörs gewürdigt, ſondern als Gefangene nach dem Tower gebracht und dem peinlichen Verhör unterworfen. Wie eifrig man aber nach Beweiſen gegen ſie ſuchte, ſo fand

man doch keine, und ohne eine offenkundige Verſchuldung ſie anzutaſten, hätte man nicht wagen dürfen, da Heinrich VIII., nach manchem Wechſel, einverſtanden mit dem Parlament, ſie zur Thronerbin beſtimmt hatte, und das Volk ſeine Hoffnung auf ſie baute. Als Eliſabeth in jener Gefahr in London erſchien, von zahlreichem Gefolge umgeben, in offener Sänfte, mit einem Ausdruck, in welchem ſich die hoffnungsreiche, lebensvolle Jugend mit dem Gefühle der Unſchuld und Bedrängniß miſchte, bleich und ſtolz, beherrſchte ſie in unzweifelhafter Sympathie die Menge, die ſich um ſie ſchaarte, und als ſie nach ihrer Freilaſſung durch die Straßen kam, ward ſie mit einem Enthuſiasmus empfangen, der die Königin auf ihrem Throne eiferſüchtig machte.

Nach Maria's Tode im Jahre 1558 gab der Geheime-Rath, obwohl der Mehrzahl nach katholiſch, hinſichtlich der Thronfolge keinem Bedenken Raum. Wenige Stunden nach dem Sterbfalle wurde die Gemeine in's Oberhaus berufen, um hier die Mittheilung zu empfangen, daß Maria entſchlafen ſei, und Gott ihnen eine andere Königin gegeben habe, Mylady Eliſabeth. Das Parlament löſte ſich auf, und die neue Königin, als ſolche in Weſtminſter und London ausgerufen, hielt einige Tage ſpäter ihren Einzug in der Hauptſtadt unter unbeſchreiblichem Jubel des Volks, das ihre Thronbeſteigung als ſeine Erlöſung und Sicherung begrüßte.

Sobald es der Anſtand einigermaßen erlaubte, entſchloß ſich Philipp von Spanien, um Eliſabeths Hand zu werben, nicht aus perſönlicher Zuneigung, wovon ſich keine Spur findet, wohl aber in der Hoffnung, England dadurch bei dem ſpaniſchen Bündniß und bei dem römiſchen Katholicismus feſtzuhalten. Ihre erſte Antwort war nicht geradezu vernei-

nend, ließ aber doch schon den Entschluß durchblicken, unvermählt zu bleiben. Hatte sich ihre Schwester Maria durch ihre Vermählung um ihre Popularität gebracht, so wollte sie die unbedingte Hingebung, welche ihr das Volk bezeigte, nicht verscherzen, ungerechnet daß es zu ihrer Verbindung mit dem Gemahl ihrer verstorbenen Schwester der päpstlichen Dispensation bedurft hätte, welche sie verschmähte. Ihre damalige Absicht, überhaupt unvermählt zu bleiben, mag später wieder einmal geschwankt haben; jedenfalls hat sie aus Politik mehrmals Hoffnungen erregt, die sie nicht zu erfüllen dachte, und wiederholt über ihre Vermählung unterhandelt. Gleichwohl liegt eine tiefe Wahrheit darin, wenn sie erklärte: „sie sei mit ihrem Volke vermählt," die Rücksicht auf dessen Interesse sie von Allem abhielt, was demselben widerstrebte.

Inzwischen war Elisabeth schon zu Handlungen geschritten, die mit einer spanischen Verbindung nimmer zu vereinigen gewesen wären, und zu kirchlichen Neuerungen, welche ihre Stellung erst vollends kennzeichneten. Das Erste war, daß sie das Grabdenkmal ihres Vaters, welches Maria dem Erdboden hatte gleich machen lassen, als ergebenere Tochter wieder aufrichten ließ. Sodann hatte sie vor dem Besuch eines feierlichen Hochamts den functionirenden Bischof aufgefordert, die Elevation der Hostie, wobei die Gemeinde wie vor dem leibhaftig gegenwärtigen Christus auf die Kniee fällt, zu unterlassen. Als dieser sich dessen weigerte, verließ sie die Kirche in dem Augenblicke, als die Ceremonie vollzogen wurde. Um dem religiösen Hader zu steuern, welcher die Kanzeln zu erfüllen begann, verbot sie gleich ihren Vorfahren die Predigt, erlaubte aber das Vorlesen der sonntäglichen Evangelien und Episteln, der Litanei und des Glaubens in englischer Sprache.

Was ihren eignen kirchlichen Standpunct überhaupt betraf, ſo hatte ſie ſich bisher dem unter Maria wiederhergeſtellten katholiſchen Ritus anbequemt, ohne eben einer der beſtehenden Confeſſionen angehört zu haben. Controverſsſchriften hatte ſie nicht geleſen, wohl aber ſich mit der Bibel und den Urkunden der älteſten Kirche, mit den griechiſchen und lateiniſchen Kirchenvätern beſchäftigt, und ſie war davon durchdrungen, daß die römiſche Kirche mit ihrer Lehre, ihrem Cultus und ihrer Verfaſſung von dieſem Vorbilde weit abgewichen ſei, indeß ſie glaubte, von Gott erhalten und beſchützt worden zu ſein, um eine Reformation durchzuführen.

Man rieth der Königin, einfach auf die Ordnung Eduards VI. zurückzukommen und Alles, was unter Maria feſtgeſetzt worden, für null und nichtig zu erklären. So weit aber wollte ſie nicht gehen; ſie theilte nicht alle Meinungen und Lehren, welche damals die Oberhand behalten hatten. Auch hielt ſie bei weitem mehr auf Ceremonien und Aeußerlichkeiten als ihr Bruder oder deſſen Rathgeber, da ſie überhaupt Glanz und Pracht liebte und auch wohl den ſchroffen Gegenſatz vermeiden wollte, der den Widerſtand der Katholiken hätte hervorrufen können. Vor allen Dingen wollte ſie hinſichtlich der Religion die Stimme des Parlaments vernehmen. Dieſem nun lag am Dogma an und für ſich ſelbſt eben nicht viel; wohl aber war es unter Maria Jedermann zum Bewußtſein gekommen, daß die Beibehaltung des römiſchen Katholicismus mit politiſcher Selbſtſtändigkeit unvereinbar ſei; gleichwie das Parlament erſt ſeine volle Bedeutung wieder gewonnen hatte, als es der Krone im Kampf gegen das Papſtthum zur Seite getreten war. Daher ſchloß ſich daſſelbe mit Freuden der neuen Fürſtin an, deren Politik alle

Beſorgniß vor einer dem Lande nachtheiligen Vereinigung mit dem römiſchen Stuhle aufhob. Auch trat der volle Gegenſatz der päpſtlichen Gewalt, welche die vergangenen Jahrhunderte beherrſcht hatte, zu der parlamentariſchen, welche die folgenden Jahrhunderte beherrſchen ſollte, bald ſtark genug hervor. Als nämlich Eliſabeth ihre Thronbeſteigung wie allen Regenten der Chriſtenheit, ſo auch dem damaligen Papſt Paul IV. anzeigen ließ, antwortete dieſer, England ſei ein Lehen des römiſchen Stuhles, Eliſabeth nach früherer päpſtlicher Entſcheidung nicht die rechtmäßige Tochter ihres Vaters, ihre Thronbeſteigung daher eine Anmaßung, und nur, wenn ſie ſich ſeiner Gnade unterwerfe, wolle er ſehen, was er für ſie thun könne; wogegen das Parlament, welches ſchon vor Jahrhunderten das beanſpruchte Lehensverhältniß verworfen hatte, ſie als geſetzmäßige, aus königlichem Blut entſprungene Königin anerkannte und ſich anheiſchig machte, ihren Titel und ihr Recht mit Gut und Blut zu vertheidigen.

Die Veränderung, welche Eliſabeth nun in Gemeinſchaft mit ihrem Geheimen-Rath anbahnte, ließ ſich zwar gemäßigt an, war aber entſchieden. Den Titel „Oberhaupt der Kirche“ lehnte ſie freilich ab; doch war es weſentlich nicht anderes, wenn ſie die oberſte Regierung in allen kirchlichen wie in weltlichen Angelegenheiten ergriff. Das Parlament erklärte, das Recht der Viſitation und Reformation der Kirche ſei mit der Krone verbunden, und ſprach der Königin und ihren Nachfolgern die Befugniß zu, zur Ausübung der oberſten Gewalt oder Suprematie auf kirchlichem Gebiete Bevollmächtigte zu ernennen, woraus weiterhin der Gerichtshof der hohen Commiſſion in geiſtlichen Dingen entſtand — the Court of high Commission. Hohe und niedere Geiſtliche ſollten nun das

königlich-kirchliche Supremat beſchwören und jeder fremden Autorität oder Jurisdiction abſagen; wer den Eid verweigere, ſolle zwar nicht, wie unter Heinrich VIII. mit dem Tod, doch mit Verluſt der Aemter und Güter geahndet werden. Ohne über eigentlich kirchliche Dinge Beſtimmungen treffen zu wollen, hielt ſich das Parlament gleichwohl für befugt, eine Conferenz beider Theile, der katholiſchen und antikatholiſchen, anzuordnen, welcher die für den Augenblick wichtigſten Fragen vorgelegt wurden über den Begriff der Meſſe und über die Berechtigung nationaler, von Rom unabhängiger Kirchen.

Den katholiſchen Biſchöfen mißfiel das ganze Vorhaben, da dieſe Dinge ja längſt entſchieden ſeien. Ihre Erklärungen waren mehr herriſch als überzeugend, wogegen die Vertreter der Proteſtanten ſich in treffenden Ausführungen vernehmen ließen. Hauptſächlich beſtanden ſie auf dem Unterſchied der allgemeinen, wahrhaft katholiſchen Kirche von der römiſchen und ſuchten jenſeits der hierarchiſchen Jahrhunderte feſten Boden im chriſtlichen Alterthum zu faſſen; wie denn allerdings ſchon ſeit den erſten chriſtlichen Jahrhunderten, unabhängig von Rom, Chriſtenthum und Kirche in Britannien eine Stätte gefunden, bis erſt gegen Ende des 6. Jahrhunderts Papſt Gregor zur Bekehrung der inzwiſchen eingedrungenen heidniſchen Angelſachſen Miſſionare nach England geſchickt hatte, und erſt nach und nach bis zum 13. Jahrhundert hin, namentlich unter König Richard I. und Johann ohne Land, päpſtliche Hierarchie und römiſcher Katholicismus zu voller Machtentfaltung gekommen waren. Während indeß die proteſtantiſchen Wortführer eine umfaſſendere Gemeinſchaft als die des Romanismus annahmen, in der die wahre Katholicität beſtehe, ſuchten ſie zugleich die Berechtigung nationaler Kirchen zu beweiſen, be-

ſonders in Betreff der Abänderung eingeführter Ceremonien und Gebräuche. Es handelte ſich hierbei ſpeciell darum, ob das unter der blutigen Maria abgeſchaffte liturgiſche Buch Eduards VI., das Commonprayerbook, wieder hergeſtellt werden ſolle.

Da ſich die katholiſchen Biſchöfe dem Fortgang der Verhandlungen widerſetzten und ſich der Conferenz entzogen, nahm man an, ſie wüßten nicht zu antworten, und als ſie bei der Abſtimmung im Parlament in der Minderheit blieben, ging die ſogenannte Uniformitätsacte durch, kraft welcher Einförmigkeit des gemeinſamen Gebetes, des öffentlichen Gottesdienſtes und der Verwaltung der Sacramente in allen Kirchen des Reichs ſtattfinden, und das liturgiſche Buch nach einer neuen Reviſion desſelben vom Johannisfeſt des Jahres 1559 an wieder volle Geltung haben ſollte. — Eliſabeth wollte volle Gewiſſensfreiheit gewähren, glaubte aber, ohne Verletzung derſelben eine äußere kirchliche Einförmigkeit, welche ihr für das Staatswohl nothwendig ſchien, erreichen zu können und zur Feſtſtellung derſelben als Königin berechtigt zu ſein. Als daher in einer Geheimen-Raths-Sitzung die katholiſchen Biſchöfe noch einmal Widerſpruch erhoben, weil die Verordnung den Verſprechungen zuwiderlaufe, welche Maria im Namen der Krone dem römiſchen Stuhle gemacht, antwortete ſie, ihre Schweſter habe damit ihre Befugniſſe überſchritten; ihr ſtehe es frei, auf das Beiſpiel ihrer älteren Vorfahren zurückzukommen, von denen die päpſtliche Gewalt als eine Uſurpation angeſehen worden ſei. „Meine Krone, rief ſie aus, iſt nur dem König der Könige unterworfen, und Niemanden ſonſt;“ wobei ſie das Wort anwandte: ich und mein Haus, wir wollen dem HErrn dienen. —

Bei der Reviſion des Commonprayer-book erlaubten ſich die dazu beſtellten Commiſſionen einige Abänderungen, um das Buch auch den Katholiken annehmbarer zu machen. Unter Anderem wurden in der Litanei die Worte geſtrichen: „Vor der Tyrannei des römiſchen Biſchofs und all ſeiner abſcheulichen Grauſamkeit bewahre uns, lieber Herr Gott!“ Die wichtigſte Abänderung betraf die Abendmahlsformel, welche man nach den Kirchenvätern Ambroſius und Gregor ſo faßte, daß dabei die reale Gegenwart Chriſti feſtgehalten wurde, wie man überhaupt bei der letzten Redaction des Buches dem altüberlieferten Lehrbegriff möglichſt nahe zu bleiben ſuchte. Eben dieß entſprach der Abſicht der Königin, welche auch in anderen Punkten in Neuerungen nicht zu weit gehen mochte, ſodaß unter Anderem der Gottesdienſt auch ferner mit Kniebeugung und ceremoniöſer Devotion verbunden ſein, und Bilder und Crucifixe, Vocal- und Inſtrumentalmuſik ſammt der prieſterlichen Kleidung beibehalten werden ſollte. — Die meiſten Katholiken und ſelbſt der größte Theil der niederen katholiſchen Geiſtlichkeit bequemte ſich nun auch wirklich zur Annahme der Uniformitätsacte. Unter 9400 Geiſtlichen im ganzen Reich waren derer, die ſich weigerten und darüber ihre Pfründen verloren, etwa 80 Prieſter, 50 Chorherrn, 15 Vorſteher von geiſtlichen Stiftungen und 14 Biſchöfe. — Was das Ausſcheiden der letzteren betraf, ſo erhob ſich dadurch die Schwierigkeit, die erledigten Bisthümer den beibehaltenen Grundſätzen der engliſchen episkopalen Kirchenverfaſſung gemäß wieder zu beſetzen. Wer ſollte nämlich die neuen Biſchöfe conſecriren? Da indeß von vier mit den neu gefaßten Beſchlüſſen einverſtandenen Prälaten zwei nach dem alten römiſchen und zwei andere nach dem reformirten

Ritual die Handauflegung als das für nothwendig erachtete Zeichen der Weihe, wie von den Aposteln her, empfangen hatten, so consecrirten diese den neu ernannten Erzbischof von Canterbury. Parker, den früheren Lehrer der Königin, von welchem dann die Handauflegung und Weihe auf die anderen neu ernannten Bischöfe überging, und wurde also das Geheimniß der bischöflichen Succession nicht unterbrochen. — Rücksichtlich der Glaubenslehre wurde übrigens den Laien volle Freiheit gelassen, wogegen als Lehrvorschrift für die Geistlichkeit die 42 Artikel Eduards VI. einer Revision unterworfen, in die noch heute gültigen 39 Artikel zusammengezogen, und durch Parlamentsbeschluß sämmtliche Geistliche zur Unterzeichnung derselben verpflichtet wurden.

So war denn nach manchen Wechselfällen, nach einer harten Schule von Versuchen und Kämpfen eine englische Episcopal- oder Hochkirche wirklich zu Stande gebracht, — reformirt, ohne doch die hergebrachten bischöflichen Formen fallen zu lassen, national geschieden, ohne den Zusammenhang mit den evangelisch-protestantischen Kirchen des Continents aufzugeben.

Aber auch inmitten der anglikanisch-reformirten Kirche blieben Parteiung und Spaltung nicht aus. Nach dem Tode der blutigen Maria waren diejenigen, welche unter ihrem Regiment des Glaubens wegen die Heimath verlassen und in der Verbannung gelebt hatten, nach England zurückgekehrt. — In Straßburg, Basel und namentlich in Genf hatten sie sich entschieden dem calvinischen, einfachen, mehr von allen katholischen Gebräuchen gereinigten Gottesdienst zugeneigt und konnten sich daher jetzt mit der englischen Kirchenverfassung und Liturgie nicht wieder befreunden. Man nannte sie Puri-

taner, und viele Gleichgesinnte in England schlossen sich ihnen an. — Abgesehen von einigen Aeußerlichkeiten hinsichtlich der Gesangsweisen, der Litaneien, der Beichtformeln, des Knieens bei der Communion, der Verbeugung bei'm Aussprechen des Namens Jesu, der Chorhemden der Geistlichen ꝛc., welches Alles sie als Ueberbleibsel des Papstthums abgeschafft wissen wollten, handelte es sich im Widerstreit gegen die anglikanische bischöfliche Kirche, mit welcher sie in Betreff der Lehre im Wesentlichen übereinstimmten, — hauptsächlich um den der Königin zu leistenden Supremateid und um die Anerkennung der Uniformitätsacte. Die Puritaner verwarfen nämlich die oberste kirchliche Macht des weltlichen Regenten, den Gottesdienst, die Kirchenzucht und die Glaubenssatzungen zu bestimmen, wogegen sie behaupteten, daß nur die heil. Schrift Richtschnur des Glaubens und Lebens, der Zucht und Verfassung der Kirche sei, und nur was sie vorschreibe, dürfe den Gemeinden als bindendes Gesetz auferlegt werden. Wenn sonst noch etwas für die Kirche anzuordnen sei, so müsse dieß nicht von weltlichen Herrschern, sondern von kirchlichen Synoden geschehen. Auch sie wünschten Uniformität im Gottesdienst, doch sei dieselbe ebenfalls lediglich nach den Bestimmungen Christi und der Apostel durch Synoden festzustellen. — Wie daher früher die katholischen Bischöfe sich der Uniformitätsacte und dem Supremateide nicht unterwerfen wollten, so fand nun dasselbige von Seiten der Puritaner statt, daher auch ihr Name Nonconformisten. Es gehörten zu ihnen gerade die thätigsten und eifrigsten Prediger, durch welche vorzugsweise die evangelisch-reformirte Lehre unter dem Volke zum Leben gebracht wurde, da unter den übrigen Geistlichen die unthätigen oder

untauglichen Pfründenbesitzer und die heimlichen Katholiken eine große Zahl bildeten. Ungeachtet der strengsten Verfügungen gegen die nonconformistischen Geistlichen blieb doch eine große Zahl von Geistlichen und Laien übrig, die sich nicht zur Unterwerfung bringen ließen, vielmehr endlich beschlossen, sich von der bischöflichen Kirche zu trennen und gemäß der Genfer Kirchenordnung zu constituiren, indem sie insbesondere auch darüber laute Beschwerden führten, daß sich die Bischöfe in weltliche Dinge mischten, sich in ihren Gerichtshöfen eine unbefugte, im Wort Gottes nicht begründete Gewalt anmaßten und überhaupt mehr sein wollten als die kirchlichen Gemeindeältesten oder Presbyter. Waren ihnen zwar die öffentlichen Versammlungen bei harter Strafe untersagt, so hielten sie doch Privat-Conventikel, führten eine Presbyterial-Verfassung unter sich ein — daher Presbyterianer genannt, — kamen im Stillen zu Synoden zusammen, verweigerten dann auch die Unterschrift der 39 Artikel, indeß sie festhielten an der streng calvinischen Prädestinationslehre, auch das mosaische Sabbathsgesetz auf den christlichen Sonntag ausdehnten, welchen damals die Bischöfe noch vorzugsweise zu Lustbarkeiten benutzten, und sagten sich mit dem Allem immer entschiedener von der herrschenden Kirche los. Wie aber die Königin Elisabeth nicht sowohl aus religiösen und rein kirchlichen Motiven, sondern vielmehr um Einheit und Kraft in den Staatskörper zu bringen, unweigerlichen Gehorsam gegen ihre kirchlichen Verordnungen nnd unbedingte Uniformität im Glaubensbekenntnisse und in den Gebräuchen forderte, so wurde gegen die Nonconformisten fort und fort auf's Strengste verfahren, noch strenger als gegen die Papisten. — Ja im Parlament von 1592 ging die Acte durch, daß Jeder über

16 Jahre alt, der ſich hartnäckig weigere, einen Monat lang, ohne geſetzmäßige Urſache, den biſchöflichen Gottesdienſt zu beſuchen, oder der unter dem Vorwande der Religion an verbotenen Conventikeln theilnehme, oder wer irgend Jemanden bewege, die Autorität der Königin in Kirchenſachen abzuleugnen, ſo lange gefangen gehalten werden ſolle, bis er eine vorgeſchriebene Erklärung ſeiner Conformität abgebe, ſonſt aber in ewiges Exil gehen, und wenn er dieß nicht bis zum beſtimmten Termine thue, am Leben geſtraft werden ſolle.

Während dieſe Acte vielen Puritanern Freiheit, Vaterland und Leben koſtete, traf ſie beſonders hart die ſogenannten Congregationaliſten. Es waren dieß ſolche, die auch unter dem Namen Independenten weder die biſchöfliche, noch die puritaniſche Kirchengemeinſchaft anerkannten, und deren Loſungswort die gänzliche Freiheit der Kirche war. Sie bildeten ſich zu beſonderen, von einander unabhängigen Congregationen, deren jede ſich ſelbſt ihre Prieſter wählte, in deren Verſammlungen auch Nichtgeiſtliche Vorträge halten durften, und die allein durch den Glauben an das Evangelium zuſammengehalten werden wollten. Viele flohen unter den Verfolgungen nach Hollgnd und bildeten daſelbſt Gemeinden, von wo ſie ſich ſpäter nach Amerika zogen und in Neu-England feſten Fuß faßten.

Gegen das Ende der Regierung Eliſabeths ließen indeß die Verfolgungen gegen die Puritaner und Nonconformiſten überhaupt nach, gleichwie auch dieſe ihre bisherige fruchtloſe Oppoſition um ſo mehr aufgaben, als ſie glaubten, Eliſabeth könne nicht lange mehr leben, und unter dem von ihr und dem Parlamente beſtimmten Nachfolger würden beſſere Zeiten für ſie kommen.

Und allerdings waren die Tage der Königin gezählt. —

Richtet ſich unſer Blick, ehe wir von ihr ſcheiden, auf ihre 45-jährige Regierung im Ganzen, ſo hat es nicht leicht eine Fürſtin gegeben, die einen weltgeſchichtlichen Kampf unter größeren Gefahren und mit glücklicherem Erfolge beſtanden. Unter ſteigender Theilnahme ihres Volkes, das dabei in ein neues Stadium ſeiner Entwicklung trat, hatte ſie das von ihrem Vater begonnene Werk der kirchlichen Emancipation von den beherrſchenden Mächten des Continents ſiegreich durchgeführt und nicht nur gegen Schottland, wo man mit Hülfe franzöſiſcher Waffen den Proteſtantismus zu unterdrücken und Schottland ſelbſt ſammt England unter franzöſiſche Oberherrſchaft zu bringen ſuchte, ſondern auch gegen Philipp II. von Spanien und ſeine unüberwindliche Armada, gleichwie gegen den Papſt, der im Jahre 1570 Bann und Abſetzung gegen ſie ausgeſprochen, ſich mannhaft behauptet. Nicht ohne Grund gab man ihr den Namen: Wiederherſtellerin der engliſchen Seemacht, Königin der Meere; und mit der Selbſtſtändigkeit und Macht Englands iſt ihr Andenken unzertrennlich verbunden. Aber wie in jedem großen Leben wohl ein Augenblick eintreten wird, wo die Seele empfindet, daß ſie nicht in der gegenwärtigen Welt aufgeht, und ſich von derſelben zurückzieht, ſo war nicht nur dieß auch bei Eliſabeth der Fall, ſondern es laſteten auch trübe Erinnerungen auf ihrer Seele, und dunkle, blutige Schatten mochten in einſamen Stunden vor ihr aufſteigen. — Wir gedenken dabei Maria Stuarts, deren Mitwiſſenſchaft um das Unternehmen Babingtons und ſeiner Genoſſen, welche aufgereizt von den Jeſuiten in Rheims ſich zur Ermordung Eliſabeths verſchworen hatten, freilich wohl nicht zu leugnen iſt, der aber dennoch ungeachtet ihrer Schwächen und ihrer Schuld ſeit Jahrhunderten kein menſch-

lich fühlendes Herz eine gerührte Theilnahme verſagen kann. Wir gedenken nicht minder des Grafen Eſſex, des Lieblings und Vertrauten Eliſabeths, nach deſſen Tod auch das Volk, auf deſſen Zuneigung ſie ſoviel gehalten, kalt gegen ſie geworden zu ſein ſchien. Die Wiederkehr des Tages, an welchem Eſſex vor zwei Jahren auf ihren Befehl das Blutgerüſt beſtiegen, — ein Aſchermittwoch — ſoll ſie mit herzzerreiſſendem Schmerze durchzuckt haben. Die Welt ſchien ihr verödet, ſie brach in Thränen aus und klagte jammernd ſich ſelbſt an. — Noch einmal ließ ſie in ihrem Wohnzimmer die engliſche Liturgie halten. Dann ſaß ſie Tag und Nacht in tiefem Schweigen auf den Kiſſen, mit welchen das Zimmer bedeckt war. Als ſie endlich zu Bette gebracht, noch einen Moment der Beſinnung und der Theilnahme an der Welt hatte, ließ ſie die Mitglieder ihres Geheimen-Rathes vor ſich kommen, um den König von Schottland, Jacob VI., den Urenkel der älteſten Schweſter Heinrichs VIII. als ihren geſetzmäßigen Nachfolger zu bezeichnen. Unter den Gebeten des Erzbiſchofs von Canterbury, der an ihrem Bette kniete, hauchte ſie ihre Seele aus — in ihrem 70. Lebensjahre, am 3. April 1603. —

Im Augenblicke des Ablebens der Königin gerieth die Hauptſtadt in allgemeine Aufregung. Man zählte vielleicht 40,000 Katholiken in London, welche Eliſabeths Regierung als eine Uſurpation betrachtet hatten. Sollten ſie ſich nun einem Herrſcher unterwerfen, der zwar der Sohn einer guten Katholikin und königlichen Märtyrerin war, der aber aus Schottland den Proteſtantismus mitbrachte und für einen Freund und Beſchützer der dortigen Presbyterianer galt? — Man wollte Jeſuiten bemerken, welche die Bewegung der Gemüther

schürten, und da auch die Protestanten über die Gesinnungen des neuen Hauptes in Ungewißheit und Unruhe waren, so säumte der Geheime-Rath nicht, der obwaltenden Gährung ein Ende zu machen, und noch am selbigen Tage riefen Herolde Jacob VI. von Schottland als Jacob I. von England, Schottland und Irland zum Könige aus. Wie keine Trauer über den Tod der Königin, so gab sich noch weniger Freude über die Thronbesteigung Jacobs kund. — Eine entschiedene Stimmung trat erst dann ein, als nach einigen Tagen eine Erklärung des neuen Königs bekannt wurde, worin er die Erhaltung der Religion in dem Zustande, in welchem sie sei, und die Ausschließung jeder anderen Religionsform zusagte. Hierauf beruhigten sich die Protestanten, die Katholiken aber, welche Entmuthigung und Entrüstung zeigten, ließ der König versichern, wenn ihnen auch kein öffentlicher Gottesdienst zugesagt werde, so würden sie doch weder Zwang noch Verfolgungen zu befahren haben. — Da sich Niemand gegen seine Anerkennung regte, so ersuchte ihn der Geheime-Rath, zu kommen und, wie es in dem betreffenden Schreiben hieß, dem seines Hauptes beraubten Königreich England neues Leben einzuhauchen. Ohne Zögern schickte sich nun der König an, von dem Throne, auf den der Ehrgeiz seiner Mutter und sein eigner so lange gerichtet gewesen, Besitz zu ergreifen. Der Gedanke an die Vereinigung der ganzen Insel unter Einen Herrscher, wie sie die einheimische Sage dem fabelhaften Arthur, dem Stifter der Tafelrunde, zuschrieb, und die seither stets ohne Erfolg versucht war, erfüllte seine Seele mit Selbstgefühl und dem Bewußtsein eines hohen Berufes. — Auf der Grenze zwischen Schottland und England soll er geäußert haben, nicht der König des

einen und des andern Landes sein zu wollen, sondern beide zu vereinigen und sich König von Großbritannien zu nennen. Auch Irland schien geneigt, sich dem neuen König anzuschließen, und die Welt der britischen Inseln vereinigte sich, nachdem das Haus Tudor mit Elisabeth ausgestorben, unter dem Namen Stuart.

Wie der König zu den katholischen Mächten, namentlich zu Spanien eine neutrale Stellung und friedliche Haltung annahm, so auch zu den Katholiken innerhalb Englands, denen er die drückendsten Lasten erleichterte. Insbesondere erließ oder ermäßigte er das monatliche Strafgeld von denen, welche die Theilnahme am protestantischen Gottesdienste verweigerten, und das in den letzten Jahren über 10,000 Pfund betragen hatte. Jesuiten dagegen und in auswärtigen Seminarien gebildete Priester, über welche schon Elisabeth die Verbannung ausgesprochen, sollten sofort das Reich verlassen.

Die seither gedrückten englischen Puritaner hofften unter dem neuen Regiment, von der strengen Unterordnung unter die Bischöfe entbunden zu werden. Aber nur mit einigen ihrer Wünsche fanden sie bei'm König Eingang, z. B. in Betracht einer strengen Sonntagsfeier und des Ausschlusses der apokryphischen Bücher des Alten Testaments. Im Uebrigen wollte er an der Confession nicht rütteln und von den eingeführten Gebräuchen nichts fallen lassen, gleichwie er jede Beschränkung der bischöflichen Autorität von der Hand wies; — indem er die bischöflichen und die königlichen Interessen für so identisch hielt, daß er einmal gesagt hat: kein Bischof, kein König, — wogegen er den englischen Puritanern, welche nur nicht unterdrückt sein wollten, ebenso abhold war wie ihren schottischen, demokratisch gesinnten Glaubensgenossen, die ihm

und seiner Mutter, Maria Stuart, oft starr und schroff entgegengetreten waren. Als nun die Anerkennung des königlichen Supremats und die Annahme des Commonprayer-book von Neuem in den stärksten Ausdrücken eingeschärft, auch von den puritanischen Geistlichen gefordert wurde, daß sie einen Eid darüber ablegten, gerieth die ganze puritanische Genossenschaft darüber in große Bewegung. Während Einige sich der anglikanischen Kirche conformirten, weil sie doch die rechte Lehre bekenne, wurden die Uebrigen, die beharrlich widerstrebten, ohne Weiteres ihrer Stellen entsetzt. Wenn nun der König von dieser Seite die mächtigsten religiösen Antipathien aufregte, so beschwerten sich andrerseits auch die Katholiken, — daß er ihre Hoffnungen getäuscht habe und ihnen die verlangte Duldung nicht gewähre. Die Jesuiten, welche selbst unter Elisabeth im Geheimen noch immer thätig gewesen, arbeiteten jetzt mit erhöhtem Eifer, und manche Zöglinge ihrer Seminare, die aus Spanien, Italien und den Niederlanden über's Meer kamen, schürten das Feuer fanatischen Hasses gegen ihre Unterdrücker. Ein Anschlag gegen die Person des Königs und seiner Minister, wie er schon wiederholt gefaßt war, konnte nicht weit genug führen, auch wenn er gelang. Es blieb dann noch immer das Parlament mit seiner protestantischen Mehrheit, um antikatholische Statuten zu beschließen; es blieben Richter, um sie auszuführen. So entstand denn ein Plan, der an ruchloser Wildheit alles Bisherige übertraf. Der König selbst und sein ältester Sohn, die Beamten seines Hofes und Staates, geistliche wie weltliche Lords sammt den Abgeordneten des Unterhauses, — Alle sollten in dem Augenblicke, wo sie zur Eröffnung des neuberufenen Parlaments beisammen waren, im Saal ihrer Versammlung mit Pulver

in die Luft geſprengt werden. Da, wo ſie die verhaßten Geſetze gaben, ſollten ſie vertilgt, Rache an ihnen genommen, und für eine andere Ordnung der Dinge in Kirche und Staat Raum geſchafft werden. An der Spitze des Unternehmens ſtand Percy, ein Verwandter des Herzogs von Northumberland, Catesby und einige Andre, auch Solche, die in's Geheimniß gezogen das Vorhaben mit ihrem Geld unterſtützten, gleichwie in Flandern ein Regiment geworben war, bei dem nur Jeſuitenpatres den Gottesdienſt verſahen, und nur jeſuitiſch geſinnte Officiere Anſtellung fanden, welche herüberkommen ſollten, um zum Mittelpunkt für ein neues Heer zu dienen. Auf das Bedenken, daß bei der Exploſion mancher Katholik umkommen werde, gab der Provincial der Jeſuiten, Pater Garnet, die Antwort: wofern ein Vorhaben unzweifelhaft gut und auf keine andre Weiſe durchzuführen ſei, ſo möge man unter vielen Schuldigen auch einige Unſchuldige vertilgen; wie derſelbige auch kurz vor dem zur Ausführung beſtimmten Termine ſein Gebet am Allerheiligen-Tag, den 1. November des Jahrs, unterbrach mit einem Hymnus über die Befreiung der Länder der Gläubigen vom Geſchlecht der Gottloſen. Schon hatten die Verſchwornen ihre Vorbereitungen getroffen. Ein von ihnen gemiethetes Gewölbe, unmittelbar unter dem Hauſe der Lords, füllten ſie mit einer Anzahl Pulvertonnen, welche die ungeheure Quantität von 9000 Pfd. enthalten haben ſollen. Sie zweifelten nicht, am feſtgeſetzten Tag der Parlamentseröffnung, am 5. November 1605, die beabſichtigte Kataſtrophe in aller ihrer Gräßlichkeit zu vollführen. Aber ſchon war die Regierung gewarnt, und auf ein anonymes Schreiben an einen der katholiſchen Lords, welches dieſer dem erſten Miniſter mittheilte, wurden am Abend vor-

her die Kellerräume durchſucht, wo man unter Holz und Reiſig die Pulvertonnen fand und auch einen der Verſchwornen, der mit den letzten Vorbereitungen zum Attentat beſchäftigt war. Die übrigen Verſchwornen entflohen, wurden jedoch von der bewaffneten Macht erreicht, und Percy und Catesby von Kugeln tödtlich getroffen. Noch Andre kamen um; Garnet, weil er von der Verſchwörung Kenntniß gehabt, ohne ſie anzuzeigen, wurde hingerichtet, ſämmtliche Jeſuiten aber bei Todesſtrafe des Landes verwieſen. Die öffentliche Autorität hatte über den raſenden Verſuch, ſie zu durchbrechen, triumphirt, und der unausbleibliche Erfolg war, daß das Parlament ſeine ſcharfen Geſetze noch verſchärfte.

Da die Katholiken, deren Maſſe an dem Attentat zwar keinen Antheil hatte, ſich gleichwohl auf den von römiſch jeſuitiſchen Miſſionaren eingeprägten Grundſatz bezogen, daß man gegen einen König, der ein Ketzer ſei, keine Pflichten habe, ſo wurde ihnen ein Eid auferlegt, den König als ihren legitimen Herrn anzuerkennen, jede Verſchwörung gegen ihn zu offenbaren und ihn gegen jedes Attentat zu vertheidigen, auch der Lehre abzuſagen, daß der Papſt das Recht habe, einen König abzuſetzen oder ſeine Unterthanen vom Eide der Treue loszuſprechen, endlich auch die Behauptung als gottlos und ketzeriſch zu verdammen, daß Fürſten, die der Papſt excommunicirt habe, von ihren Unterthanen entſetzt und getödtet werden könnten. Da durch dieſe Eidesleiſtung dieſelben Grundſätze, welche man damals in den katholiſchen Schulen mit Eifer lehrte, als verwerflich, ja als ketzeriſch bezeichnet wurden, ſo fühlte ſich Papſt Paul V. auf's Tiefſte verletzt und erklärte in einem eignen Breve an die engliſchen Katholiken, der Eid enthalte Vieles, was dem Glauben widerſpreche, und könne von Niemand ge-

leiſtet werden, ohne das Heil der Seele zu gefährden und die göttliche Majeſtät zu beleidigen. Gleichwohl leiſteten die meiſten Katholiken den geforderten Eid, wodurch ſich der König beruhigt fühlte, auch weiterhin eigenmächtig, ohne Rückſicht auf die parlamentariſchen Strafgeſetze, ihnen nicht nur Duldung, ſondern ſogar Gleichſtellung mit ſeinen der biſchöflichen Kirche angehörigen Unterthanen gewährte. Ja die römiſche Mutterkirche ſchien ihm endlich der engliſchen Tochterkirche nahe genug zu ſtehen, um auf eine dereinſtige Wiedervereinigung beider hoffen zu können.

Gegen die Puritaner ſchritt er indeß von Neuem ein und als ſich dieſelben dauernd weigerten, ſich zu conformiren, machte ihn der Zorn gegen ihre Oppoſition allen ihren Eigenthümlichkeiten immer abgeneigter, ſodaß er ſogar im Jahr 1617 die von den Puritanern verabſcheuten Sonntagsvergnügungen ausdrücklich empfahl und, nachdem er früher dem ſtrengen Calvinismus in der Lehre von der unbedingten Gnadenwahl zugeſtimmt, im Jahr 1622 es verbot, über die Prädeſtination zu predigen, wodurch er der univerſaliſtiſchen, einer mildern Hoffnung zugeneigten Lehre der Arminianer den Eingang bahnte. In der ſchottiſchen Presbyterialkirche blieb freilich die General-Aſſembly oder Generalſynode die höchſte kirchliche Behörde; doch ſuchte ſie der König durch Wiederherſtellung des Episcopats einer völligen Vereinigung mit der engliſchen Hochkirche entgegenzuführen. Nach wie vor war überhaupt ſein Gedanke, die einander widerſtrebenden Elemente innerhalb ſeines Reichs durch ſeinen perſönlichen Willen zu beherrſchen und zur Eintracht zu verbinden; aber wie löblich dieſe friedliche Haltung an ſich auch war, ſo machte er ſich dabei doch durch Willkühr mehr und mehr verhaßt und durch Mangel an Kraft zur

Ausführung seines Vorhabens verachtet. Noch einmal hatte er vor einer zahlreichen Versammlung mit erbaulichen und schmerzlichen Worten das Abendmahl nach anglikanischem Ritus genommen, damit Jedermann erfahre, daß er in denselben Gesinnungen dahin gehe, zu welchen er sich im Leben bekannte, als er im März 1625 starb und das Reich schon in bedenklicher Gährung seinem Sohne, Carl I., hinterließ.

Sehen wir von den politischen Wirren ab und wenden unsre Blicke auf die kirchlichen Zustände und Verhältnisse unter der Regierung Carls I., so erscheint es dafür nicht ohne Bedeutung, daß derselbe mit einer katholischen Prinzessin, Henriette, Tochter König Heinrichs IV. von Frankreich, vermählt war und im Ehevertrag sich zu bedeutenden Concessionen gegen seine katholischen Unterthanen verbunden hatte. Die alten strengen Gesetze des Parlaments gegen Priester und Jesuiten bestanden zwar noch, wurden aber nicht mehr ausgeführt. Die Häscher, welche sonst in die Häuser drangen, um nach Priestern zu suchen, die darin verborgen sein sollten, zeigten sich nicht mehr. Die Geldstrafen wegen Nichtbesuchs protestantischer Kirchen wurden ermäßigt und für immer abgekauft. An blutige Executionen wie ehedem war nicht mehr zu denken. Die englischen Katholiken erklärten, daß sie noch nie so viel Ruhe und Sicherheit genossen, wie unter Carl I. Wenn dieser es indeß für ein Vorrecht der Krone hielt, von den betreffenden Gesetzen zu dispensiren, so entsprach dieß der öffentlichen Meinung keineswegs. Die Puritaner vor Allen hielten dafür, daß die Gesetze in dem Punkte ebenso streng ausgeführt werden müßten, wie in jedem andern, um so mehr, da sie nicht ohne Grund besorgten, daß der Katholicismus wieder zur Herrschaft im Lande gelangen werde. Blüh-

ten doch in den Niederlanden, in Frankreich, in Spanien und in Rom noch immer jene Seminarien, aus denen von jeher junge, eifrige Prieſter nach England geſandt worden waren, und zählte man daſelbſt zur Zeit 300 Ordensgeiſtliche, mehr als anderthalb hundert Jeſuiten und 500 Weltprieſter. Die Meiſten von ihnen fanden Aufnahme in den vornehmſten engliſchen Familien, bei dem hohen Adel und der Gentry, die ſich offen oder insgeheim zum Katholicismus bekannten. An unzähligen Orten wurde katholiſcher Gottesdienſt gehalten, am glänzendſten in den geſandtſchaftlichen Häuſern, wo man wetteiferte, u. A. die heilige Woche mit devoter Pracht, bildlichen Darſtellungen und muſikaliſcher Feier zu begehen. An hohen Feſttagen erſchien die Königin mit ihrem Hof in ihrer öffentlichen Kapelle, die von Kapuzinern in ihrer Ordenstracht bedient wurde. Wie ein Agent der Königin nach Rom gegangen war, ſo erſchien auch ein päpſtlicher Agent am engliſchen Hofe, und da auch der Staatsſecretär und mehrere Miniſter des Königs der katholiſchen Partei angehörten, ſo verbreitete ſich mehr und mehr die Meinung, daß der König ſelbſt die gleiche Richtung habe und ſein Reich zum Katholicismus zurückzuführen beabſichtige. Doch fühlte ſich Carl I. perſönlich von den katholiſchen Gebräuchen abgeſtoßen; insbeſondre verwarf ſein anglikaniſches Herz die Verehrung der Heiligen und die Anrufung der Jungfrau Maria, und als einſt bei einer für die Katholiken günſtigen Entſcheidung der Agent des römiſchen Stuhls auf ſeine Kniee fiel und dem König die Hand küßte, ſagte dieſer: Zu einem Papiſten werdet ihr mich jedoch nicht machen. — Während aber der König durch Nachgiebigkeit gegen die Katholiken ſich ihrer Beiſtimmung zu ſeiner verfaſſungswidrigen, unbeſchränkten Regierungsweiſe zu verſichern ſuchte,

wurden dagegen die Puritaner oder Diſſenters, wie man ſie auch nannte, mit der früheren und noch zunehmender Härte behandelt. Täglich erweiterte man den Umfang der biſchöflichen Gerichtsbarkeit, entſetzte die Geiſtlichen der Diſſenters von ihren Stellen und verweigerte ſelbſt den Laien die Erlaubniß, ihr Vaterland zu verlaſſen, um anderswo ihrer religiöſen Ueberzeugung leben zu können, ſo lange, bis ſie ein biſchöfliches Zeugniß ihrer völligen Uebereinſtimmung mit den Geſetzen und Gebräuchen der herrſchenden Kirche beibrächten. Durch ſolche Tyrannei wurde unter Andern auch Oliver Cromwell, im Begriff, nach Amerika abzuſegeln, in England feſtgehalten, — ein Ereigniß, ſcheinbar unbedeutend und doch von erheblichen Folgen.

Mit der Unduldſamkeit gegen die Puritaner wuchs, wie immer, der Widerſtand. Bald überſtiegen ihre Angriffe auf die biſchöfliche Kirche alle Grenzen der Mäßigung. Man ſchilt uns Puritaner, ſagten ſie, weil wir die auf halbem Wege ſtehen gebliebene Reformation folgerecht durchführen und das Chriſtenthum zu ſeiner vollen Reinheit herſtellen wollen, weil wir die Geſetze und Freiheiten des Landes muthig vertheidigen, den unwürdigen Hofleuten und ſtolzen Prälaten widerſprechen, Eifer für Gott und ſeinen Dienſt zeigen, Fluchen, gottloſe Reden, Entweihung des Sonntags mißbilligen und lieber ernſte Geſpräche führen und gute Predigten hören, als eitlen und unnützen Dingen nachhängen. Beſonders eiferten ſie gegen Kleiderpracht, Kartenſpiel, Tanz und Theater. In der Schrift eines gewiſſen Prynne heißt es: So viele Schritte zum Tanz, ſo viele Schritte zur Hölle; gleichwie das neue Theater, welches man für franzöſiſche Schauſpielerinnen baute, die eben damals in London auftraten, eine

r biſchöfliche Dechant das liturgiſche Buch aufgeſchla-
ſich aus der Mitte der Verſammlung ein wildes
b, welches ſich verdoppelte, als auf die Weiſung
er Dechant zu leſen begann. Man rief, das
h, ja ſataniſch, der Satan ſei ſchon in's
rungen. Die Weiber niederen Standes
n Heftigkeit Stühle und ſchleuderten ſie
ſeinem Gefolge, und erſt mußte die
ge mit Gewalt entfernt werden, bevor die
, und die Predigt gehalten werden konnte. Auch
ch es nur unter Lärmen an den Thüren und wie-
en Steinwürfen gegen die Fenſter, gleichwie der Biſchof
m Nachhauſegehen angefallen und nur durch die ſchützende
Begleitung eines weltlichen Herrn gerettet wurde.

Die Gährung war ſo lebhaft und mächtig, daß der vorgekommene Unfug nicht geſtraft werden konnte, und man den Gebrauch des Buches in Edinburg bis auf Weiteres ausſetzte, wogegen der Biſchof die Stadt auf einen Monat mit dem Interdict belegte, ſodaß aller Gottesdienſt aufhörte, eben dadurch aber die Erbitterung ſich nur noch ſteigerte, und in allen Theilen des Landes der Schreckensruf wiederhallte, man wolle das Papſtthum zurückführen. War die Lehre der puritaniſchen Prediger ſchon immer dahin gegangen, die Kirche ſei eine freie, unabhängige, in Sachen der Religion ſchulde man den herrſchenden Gewalten keine blinde Folgeleiſtung und müſſe Gott mehr gehorchen als den Menſchen, ſo ſetzte man nun dem wiederholten Andringen, das Buch einzuführen, die Forderung entgegen, es erſt zu prüfen, da es der Generalverſammlung als der Repräſentation der Kirche nicht vorgelegt worden, und die römiſche Kirche, welcher das Buch

Fünfzehnte Vorlesung.

Fortsetzung.
Englische Reformation.

Verehrte Anwesende!

Ganz Schottland, die einheimische Regierung, der hohe Adel, — Alles war gegen die neue Liturgie, von deren Einführung wir am Schlusse der letzten Vorlesung gesprochen haben, um so mehr, als man von den Strafen hörte, welche in England über die Gegner der Liturgie verhängt wurden. Am stärksten war das Murren in der Hauptstadt, — in Edinburg. Unmittelbar vor dem zur Einführung der neuen gottesdienstlichen Form bestimmten Tage sah man daselbst eine große Anzahl stolzer Edelleute und glaubenseifriger Prediger zusammenkommen. Die Würdenträger des Staats und der Kirche, der Erzbischof-Canzler, der Bischof von Edinburg, die Mitglieder des königlichen Geheimen-Raths und der hohen Gerichtshöfe sammt der städtischen Obrigkeit hatten sich in der Kathedrale St. Giles versammelt, um durch ihre Anwesenheit die heilige Handlung zu autorisiren. Aber kaum

hatte der bischöfliche Dechant das liturgische Buch aufgeschlagen, als sich aus der Mitte der Versammlung ein wildes Geschrei erhob, welches sich verdoppelte, als auf die Weisung des Bischofs der Dechant zu lesen begann. Man rief, das Buch sei papistisch, ja satanisch, der Satan sei schon in's Haus Gottes eingedrungen. Die Weiber niederen Standes nahmen in ihrer rohen Heftigkeit Stühle und schleuderten sie nach dem Bischof und seinem Gefolge, und erst mußte die tumultuarische Menge mit Gewalt entfernt werden, bevor die Liturgie gelesen, und die Predigt gehalten werden konnte. Auch dann geschah es nur unter Lärmen an den Thüren und wiederholten Steinwürfen gegen die Fenster, gleichwie der Bischof bei'm Nachhausegehen angefallen und nur durch die schützende Begleitung eines weltlichen Herrn gerettet wurde.

Die Gährung war so lebhaft und mächtig, daß der vorgekommene Unfug nicht gestraft werden konnte, und man den Gebrauch des Buches in Edinburg bis auf Weiteres aussetzte, wogegen der Bischof die Stadt auf einen Monat mit dem Interdict belegte, sodaß aller Gottesdienst aufhörte, eben dadurch aber die Erbitterung sich nur noch steigerte, und in allen Theilen des Landes der Schreckensruf wiederhallte, man wolle das Papstthum zurückführen. War die Lehre der puritanischen Prediger schon immer dahin gegangen, die Kirche sei eine freie, unabhängige, in Sachen der Religion schulde man den herrschenden Gewalten keine blinde Folgeleistung und müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen, so setzte man nun dem wiederholten Andringen, das Buch einzuführen, die Forderung entgegen, es erst zu prüfen, da es der Generalversammlung als der Repräsentation der Kirche nicht vorgelegt worden, und die römische Kirche, welcher das Buch

ſich wieder nähere, noch immer ebenſo götzendieneriſch, abergläubiſch und antichriſtlich ſei als in dem Augenblicke, da man von ihr ausgegangen.

Als König Carl, höchſt ungehalten über den Tumult in ſeiner ſchottiſchen Hauptſtadt, ohne Weiteres die Beſtrafung derſelben forderte und auf der Abhaltung des Gottesdienſtes in der vorgeſchriebenen Form beſtand, kamen auf's Neue mehrere angeſehene Mitglieder des hohen Adels, der größte Theil der Gentry aus den benachbarten Grafſchaften, Deputationen der Städte und gegen 100 Prediger in Edinburg zuſammen, um zu remonſtriren und durch den Geheimen-Rath den König zu bitten, ſie ohne alle Neuerung bei der Religion zu laſſen, zu welcher ſie ſich bekenneten. Die Antwort war ein königliches Edict vom 17. October 1637, durch welches jede fernere Berathung über Kirchenſachen ſtreng unterſagt, und Jeder, der nicht in die Stadt gehörte, bei Strafe des Hochverraths angewieſen wurde, dieſelbe binnen 24 Stunden zu verlaſſen. Tags darauf neuer Tumult, ohne daß die Behörde die Ordnung herzuſtellen vermochte, weshalb der Geheime-Rath es nachgab, wenn die zuſammengeſtrömten Bürger und Landleute nach Hauſe gingen, und alle Uebrigen ſich ruhig verhielten, daß bis auf weiteren königlichen Befehl Abgeordnete des Adels, der Geiſtlichkeit, der Grafſchaften und Städte zu gemeinſamer Berathung zuſammenträten. Nachdem ſich jedoch die Verſammlung conſtituirt hatte, hieß bald ein abermaliger königlicher Befehl die Abgeordneten binnen 6 Stunden auseinandergehen, mit der verſchärften Ordre, ſich zu fügen und ſich jeglicher weiteren Verhandlung über die fragliche Angelegenheit ſchlechterdings zu enthalten, wogegen die Verſammlung ſofort eine Proteſtation ausgehen ließ und den Entwurf

machte zu einer Vereinbarung oder einem Bunde, dem sogenannten Covenant. Es wurde vereinbart, daß man keine Neuerungen, die zum Papismus zurückführten, annehmen, auch bis zur Entscheidung eines freien Parlaments und einer freien Kirchenversammlung die geistlichen und weltlichen Rechte der Bischöfe nicht anerkennen wolle. Dagegen, hieß es, versprechen und beschwören wir, im Bekenntnisse und Gehorsam der wahren Religion zu beharren und sie mit allen Kräften zu vertheidigen, während wir nichts zu unternehmen gesinnt sind, was zur Unehre Gottes und zur Verminderung des königlichen Ansehens gereichen könnte, vielmehr entschlossen, als Solche, die ihren Bund mit Gott erneuert haben, in aller Frömmigkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit, wie es Christen gebührt, zu handeln und zu wandeln. Am 28. Februar 1638 ward die Schrift in der Kirche zu Edinburg verlesen und zur Unterzeichnung vorgelegt. Der Erste, der sofort seinen Namen beisetzte, war der Earl von Sutherland, nach ihm eine ganze Reihe der vornehmsten Namen des Landes, dann die Abgeordneten der Grafschaften und der Gentry; folgenden Tags unterzeichneten die Prediger und die Bürger. Auf einem Grabstein des Kirchhofs wurde das Actenstück ausgebreitet; Mancher soll sich eine Ader geöffnet haben, um es mit seinem Blut zu unterzeichnen. Unter der Begleitung weinend-jauchzender Weiber und Kinder wurde die Urkunde wie im Triumph durch die Straßen der Stadt getragen; mit dem religiösen Enthusiasmus, dem Papstthum ein unüberwindliches Bollwerk entgegenzusetzen und das herrschende Bekenntniß auf immer zu befestigen, verschmolz sich das Gefühl, nur durch solchen Bund sich gegen die Feindseligkeiten der Bischöfe und gegen den starken Arm des Königs sicher zu stellen.

In kurzer Zeit wurde der Bund im Lande faſt allgemein und mit höchſter Begeiſterung angenommen. Unter Hunderten kaum Einer, der Unterſchrift und Eid verweigerte. Im Vertrauen auf ihre ſteigende Macht gingen die Covenanters oder Verbündeten noch weiter, forderten die förmliche Abſchaffung der Liturgie, der Kirchengeſetze und des Hofs der hohen Commiſſion als der oberſten biſchöflichen Behörde, und begehrten die Berufung eines Parlaments und einer Kirchenverſammlung. Letztere wurde wirklich, da der König, um für ſeine Rüſtungen Zeit zu gewinnen, auf alle Forderungen einging, im November des Jahres in der Kathedrale zu Glasgow eröffnet. Außer den Predigern waren aus ſämmtlichen Gemeinden Aelteſte zu Deputirten erwählt, unter denen Lords und Gentlemen, ungeachtet ihrer kirchlichen Eigenſchaft, mit Schwertern an der Seite und Dolchen im Gürtel erſchienen. Als indeß ſchon Alles zu einem entſcheidenden Schritte gegen die Biſchöfe und zur Abſchaffung ihres ganzen Standes eingeleitet war, ſprach der königliche Commiſſar in Folge eines von den Biſchöfen eingereichten Proteſtes gegen die Beſchlußfähigkeit einer großentheils aus Laien beſtehenden Verſammlung die Auflöſung derſelben im Namen des Königs aus. Gleichwohl beſchloß man, zuſammenzubleiben und die Berathung fortzuſetzen, indem man ſich überzeugt hielt, das Vorrecht der Kirche Gottes ſtehe über der Prärogative der Krone. So wurde nun die hohe Commiſſion ſammt dem liturgiſchen Buch und dem Buch der kirchlichen Geſetze auf's Entſchiedenſte verworfen, das Bisthum, da die ihm gegebene Gewalt keine Gewähr in Gottes Wort habe, nicht allein abgeſchafft, ſondern abgeſchworen, über die dermaligen Biſchöfe die Abſetzung ausgeſprochen, und mit dem Allem das Inſti-

tut, auf welches die Könige ihren Einfluß auf die Kirche hatten gründen wollen, auseinandergesprengt und vernichtet.

Mit Gewalt der Waffen wollte Carl I. solcher Bewegung ein Ende machen und Schottland durch England bezwingen. Aber nach dem Ausbruch der Unruhen in Edinburg regte sich der Puritanismus auch in London. In öffentlichen Plakaten an der Paulskirche und andern Orten wurde Laud, der Erzbischof von Canterbury, angeklagt, daß er das Blut der Heiligen vergieße und papistischen Tendenzen Raum gebe; während außer der religiösen Agitation auch in andrer Beziehung der Widerspruch gegen die unparlamentarische Regierung des Königs täglich wuchs, und zu besorgen war, der schottische Aufruhr, wenn man ihn nicht niederkämpfe, möge sich auch über England ausbreiten. Indeß nun der König ein Heer um sich versammelte, machten sich auch die Schotten zum Widerstand bereit und standen bald schlagfertig an der Grenze beider Reiche ihrem König gegenüber. Ihr Feldlager entsprach den religiösen Antrieben ihrer Kriegführung. Nach dem Beispiel Gustav Adolfs und Bernhards von Weimar im 30jährigen Kriege hörte man auch unter den schottischen Zelten die Soldaten Psalmen singen und die Schrift vorlesen. Die Prediger waren mit dem Schwert umgürtet und trugen Carabiner; um so feuriger waren ihre Reden, um so eifriger wurden sie gehört; wogegen es im königlichen Heere wie an militärischem Geist, so auch an einem religiösen Eifer fehlte, der dem puritanischen Enthusiasmus irgend entsprochen hätte. Doch wollten die Schotten nicht das Ansehen haben, als seien sie im Krieg mit ihrem König; nur die Bischöfe wollte man bekämpfen, deren verderblicher Einfluß auf Staat und Kirche in Schottland nicht wieder aufkommen sollte. Da auch der

König es scheuen mochte, auf ungewissen Erfolg mit dem Schwerte drein zu schlagen, so ließ er sich in Unterhandlungen ein, und im Sommer 1639 kam ein Friedensvertrag zu Stande, dem zufolge das Bisthum in Schottland bis auf Weiteres abgeschafft, und eine freie General-Assembly und ein freies schottisches Parlament gewährt wurde, womit allerdings die Schotten den Moment einer Selbstständigkeit erreichten, bei der das Königthum nur noch ein Name blieb.

Als im folgenden Jahre 1640 das englische Parlament eröffnet wurde, setzte man der königlicherseits gegen die Schotten gerichteten Anklage die eigne heimische Beschwerde entgegen über die Erhebung unbewilligter Auflagen, über die Aussetzung der parlamentarischen Versammlungen, besonders über die Nichtvollziehung der früheren Gesetze, indem Männer katholischen Glaubens in Stellungen des Vertrauens und der Macht seien, und ein in England anwesender päpstlicher Resident nur in Ausführung bringe, was die Congregation in Rom zur Bekehrung Englands im Sinne habe. — Der König löste das Parlament auf und rüstete sich auf's Neue zum Krieg gegen die Schotten, worauf diese kampfbereit und auf den Beistand Englands rechnend mit einem Heer von über 20,000 die Tweed, den Grenzfluß zwischen beiden Reichen, überschritten und die königlichen Truppen zurückdrängten. Die englischen Puritaner begrüßten den Einbruch der Schotten als einen Sieg. In London selbst erschallten die Kanzeln von ihrem Lobe, als die von Gott dazu bestimmt seien, dem Götzendienst und der Tyrannei im englischen Reiche ein Ende zu machen. In dem nun berufenen, dem sogenannten langen Parlament war eine der zuerst eingereichten Petitionen gegen *die Fortdauer* der bischöflichen Verfassung auch in England

gerichtet. Man ſtützte ſich dabei auf die letzten Gewaltmaßregeln der Biſchöfe, durch welche ſo viele gute und getreue Unterthanen Gewiſſens halber zur Auswanderung genöthigt, ſo viele Bücher, in denen die wahre Religion gelehrt werde, verbrannt worden ſeien. Da jedes Argument, auf welches ſich der Prälatenſtand ſtützte, auch zu Gunſten des Papſtthums gelte, ſo müſſe der Stand der Biſchöfe und Prälaten radical, mit Wurzeln und Zweigen, ausgerottet werden. Die Bittſchrift war mit 15,000 Unterſchriften bedeckt, und nicht ohne Grund behauptete man, wenn das Aufheben der Hände als genügendes Zeichen der Beiſtimmung angeſehen würde, ſo würde man 15 mal 15,000 Einverſtandene zählen. Freilich war in England der Presbyterianismus nicht conſtituirt wie in Schottland, wo die Abſchaffung des Bisthums ausſchließlich deſſen Werk war. In England waren noch mancherlei andere ſeparatiſtiſche Formen entſprungen, Adamiten, Wiedertäufer und namentlich die Independenten. Alle waren jedoch darin einig, daß der Verbindung der kirchlichen und politiſchen Gewalt, wie ſie bisher in England beſtand, ein Ende gemacht werden müſſe, und Presbyterianer mit den Separatiſten im Bunde hatten die Menge ſammt und ſonders auf ihrer Seite. — So wurden mit unendlichem Jubel die vom Erzbiſchof Laud Verfolgten und Exilirten in die Stadt zurückgeführt, und lebte man der Hoffnung, die geiſtlichen Gerichtshöfe und die Macht des Bisthums gänzlich zu unterdrücken, während bei den Enragirteſten ſchon damals der Gedanke auftauchte, auch das Königthum zu beſeitigen und mit der Republik zu vertauſchen. Die gefährlichſten Gegner der beſtehenden kirchlichen Verhältniſſe waren indeß jetzt nicht ſowohl die Presbyterianer, als vielmehr die Independenten oder, wie ſie ſonſt auch hieſ-

ſen, die Congregationaliſten, Oliver Cromwell an der Spitze, welche nach dem zu unſrer Zeit beliebten Ausdrucke die Selbſtbeſtimmung der Kirche, ja jeder einzelnen Gemeinde in Anſpruch nahmen. Hauptſächlich auf ihren Betrieb wurde eine Bill eingebracht zu gänzlicher Abſchaffung der anglikaniſchen Kirchenverfaſſung. Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Archidiakonen ꝛc. ſollte es nicht mehr geben, an ihrer Statt Prediger und Laien-Aelteſte, unabhängig vom Staate, hervorgehend aus dem Schooß der Gemeinde.

Doch wie hätte es nicht Widerſpruch finden ſollen, wenn durch den Wegfall der Biſchöfe das Haus der Lords in ſeinem Beſtande verändert, und die kirchliche Autorität, welche ſeit der Einführung des Chriſtenthums in England beſtanden und die Reform nicht nur überdauert, ſondern ſelbſt zum guten Theile durchgeführt hatte, abgeſchafft werden ſollte? — So wurde denn auch, namentlich von Seiten der Lords, eine Reaction verſucht, deren Entdeckung aber zugleich ihre Vernichtung in ſich ſchloß und Tage einer allgemeinen, tumultuariſchen Agitation in London zur Folge hatte. Der König gerieth dabei in ſolches Gedränge, daß er ſich mit ſchwerem Herzen dazu hergab, den des Hochverraths an den Freiheiten der Nation angeklagten und zum Tode verurtheilten Grafen von Strafford, ſeinen Miniſter, dem ſtürmiſchen Verlangen des Parlaments und der ſtädtiſchen Menge wider ſein Gewiſſen zu opfern und die Hinrichtung deſſelben zu autoriſiren. Als Strafford im Tower den nachgiebigen Entſchluß des Königs erfuhr, dem er treu gedient, und der ihm heilig verſprochen hatte, ihm kein Leid widerfahren, ihm kein Haar krümmen zu laſſen, rief er mit den Worten der Schrift aus: „*Verlaßt euch* nicht auf Fürſten, denn ſie ſind nur Menſchen“,

und ging dann in erhobener Stimmung zum Schaffott, wogegen König Carl es lebenslang als ein sehr großes Vergehen betrachtet und noch im Tode bitter bereut hat, nicht mit unerschütterlichem moralischem Muthe den andringenden Massen gegenüber dem Ausspruch seines Gewissens gefolgt zu sein.

Vor Allem kam es jetzt dem König darauf an, die Schotten zu befriedigen, ihre Sache von der englischen zu trennen und dadurch möglicher Weise auch in England Kirche und Königthum zu behaupten. Er begab sich daher 1641 selbst nach Schottland, aber ohne den gewünschten Erfolg, indeß er sich bei seiner Rückkehr nach London in neue Kämpfe verwickelt sah. — Durch religiöse Sympathien fortgerissen trat die Hauptstadt dem Parlament bei, und da dieses auch die bewaffnete Macht auf seiner Seite hatte, sah der König seine Sicherheit gefährdet und entwich. In den nördlichen Grafschaften, namentlich in York, der zweiten Stadt des Reichs, wohin er sich von Windsor aus begab, sammelten sich um ihn Lords, Gentry und Militär und erklärten sich bereit zur Vertheidigung der geheiligten Person des Königs, der Religion und des Vaterlandes, die in Gefahr seien. Da aber auch das Parlament das Vaterland für gefährdet erklärte durch den König und seine Anhänger, so kam es bald zu kriegerischen Rüstungen und zum Bürgerkriege, zu jahrelangen, blutigen, mit wechselndem Glücke geführten Kämpfen zwischen der königlichen Partei und der parlamentarischen. — Zu ersterer gehörten Katholiken und Episkopale, zu letzterer die Puritaner und Presbyterianer, weshalb sich zu dieser auch die Schotten hielten und im Jahre 1644 ein Hülfsheer nach England sandten, sodaß der König in immer größeres Gedränge kam. Doch hielt er für sich selbst den Entschluß fest,

keinen Schritt breit zu weichen, wie er denn überhaupt eine eine Natur war, die durch Widerwärtigkeiten nicht gebeugt, ſondern geſtählt wurde. — Mit Gottes Hülfe, erklärte er, wolle er niemals die Kirche einem anderen Regimente preisgeben, noch die Krone der Gewalt berauben, welche ihm ſeine Vorfahren hinterlaſſen. In der That, fügte er hinzu, auf guten Erfolg darf ich nicht zählen, ſondern nur darauf, daß Gott dermaleinſt meine Sache rächen wird. — Und allerdings blieb ihm endlich nichts übrig, als ſich gefangen zu geben.

Wie ſich nun die Sache des Königs und ſein Schickſal entſcheiden ſollte, hing hauptſächlich davon ab, ob im Parlament die Presbyterianer oder die Independenten die Oberhand behalten würden. Sofern es die Zerſtörung des biſchöflichen Syſtems galt, waren beide von Anfang mit einander einverſtanden. Im Uebrigen aber wollten die Independenten auch keine presbyterianiſche Kirchenverfaſſung mit der Generalaſſembly als kirchlicher Oberbehörde ſondern wie ſchon früher bemerkt iſt, die volle Unabhängigkeit der Kirche mit dem Recht jeder Gemeinde, ſich ſelbſt durch ihre Aelteſten zu regieren, wobei nur eine brüderliche Einwirkung der einzelnen Gemeinden auf einander ſtattfinden ſollte. So verſchwand auch in ihrer Auffaſſung der Unterſchied zwiſchen Geiſtlichen und Laien ganz, und hatten ſie nichts dagegen, daß auch letztere predigten, während ſie zugleich den Begriff der erſten Wiedertäufer erneuerten, daß die Gemeinde nur aus Gläubigen beſtehen ſolle. Niemand dürfe in dieſelbe aufgenommen werden, der nicht bewieſen habe, daß er in der wahren Gnade ſtehe. Eigentliche Heiligkeit, tadelloſes Leben forderten ſie weniger entſchieden als die Puritaner,

verlangten aber eine vollkommen christliche Gesinnung, die eben in der Gnade beruhe. — Anfangs hatten sich die schottischen Presbyterianer den Grundsätzen der Independenten mit Erfolg entgegengesetzt und nicht nur für sich die Beibehaltung ihrer presbyterianischen Kirchenverfassung, sondern auch die Einführung derselben in England gefordert, — bis an der Spitze der Independenten Oliver Cromwell erschien, der Mann der Epoche, der bald die ganze Bewegung in seine Hand bekam.

Es dürfte nicht ohne Interesse sein, hier zu bemerken, daß in gewisser Hinsicht auch Milton, dessen Name durch sein „Verlornes Paradies“ unsterblich geworden, auf Seiten der Independenten stand hauptsächlich in Betreff der Rechte des menschlichen Geistes in seiner individuellen Besonderheit. Namentlich setzte er sich der strengen Aufsicht über die Presse, wie sie von den Presbyterianern geübt wurde, entschieden entgegen und befürwortete den angebornen Anspruch des Wahrheit suchenden Menschengeistes auf ungehemmte Aeußerungen. Milton war um so mehr von dieser Berechtigung erfüllt, als er seine Nation in einer nach allen Seiten vordringenden, neue Bahnen brechenden Thätigkeit sah. „Sie erblickt das Licht — ruft er aus — und vom Schlaf erwachend schüttelt sie ihre mit simsonischer Kraft erfüllten Locken.“ „Eine verworrene Mannichfaltigkeit neuer Meinungen ist, äußerte er, bei großen Erschütterungen nicht zu vermeiden; die schlimmste aller Meinungen aber ist, nichts hören zu wollen, als woran man Gefallen findet.“ Ebenso weit hinaus ging er in seinen sonstigen politischen Ansichten. „Wäre die Krone von göttlichem Recht — heißt es in einer seiner Flugschriften — so wäre kein Vertrag mit ihr möglich, so gehörte

dem König die ganze Fülle der Staatsgewalt. Aber die Menſchen ſind frei geboren, ſie ſind das Abbild Gottes; — daß die Autorität Einem übertragen wird, geſchieht um der Ordnung willen. Doch iſt der Fürſt nicht Herr der Uebrigen, ſondern ihr Beauftragter, die Obrigkeit allerdings über dem Volk, aber das Geſetz über der Obrigkeit."

Noch bezeichnete man zwar die Republik nicht geradezu als die wünſchenswerthe Regierungsform, nahm jedoch das Recht in Anſpruch, ſobald man wolle, zu ihr überzugehen. Nirgends fanden dieſe Ideen einen beſſer vorbereiteten Boden und leichtere Zuſtimmung als in der Armee und beſonders unter den Independenten unter Cromwell.

Der König hatte ſich den Schotten in die Arme geworfen; er wurde ihr Gefangener; aber vergeblich ſuchten ſie ihn von ſeiner Vorliebe für das biſchöfliche Syſtem abzubringen und Zugeſtändniſſe von ihm zu erlangen, welche zur Befeſtigung des Presbyterianismus in Schottland und England nothwendig waren. Die engliſche Reformation, behauptete er, ſei von denen vollzogen, die das Recht dazu gehabt, und dabei habe man nichts von dem abſchaffen wollen, was ſeit der Apoſtel Zeiten in der chriſtlichen Kirche Gebrauch geweſen; überdieß ſei er durch ſeinen bei der Krönung geleiſteten Eid verpflichtet, die biſchöfliche Verfaſſung zu erhalten. — Nachdem er indeß einige Biſchöfe auf ihr Gewiſſen um Rath gefragt, erbot er ſich endlich, das presbyterianiſche Kirchenregiment mit allen ſeinen Formen und der eingeführten Ordnung des Kirchendienſtes auf drei Jahre zu beſtätigen, — unbeſchadet jedoch ſeiner eignen perſönlichen Freiheit. Es genügte dieß den Schotten nicht, und bald gaben ſie dem Verlangen des engliſchen Parlaments nach, den König an daſſelbe

zu überliefern. — Die engliſchen Deputirten, welche ihn geleiteten, ſprachen ihm vor, er werde mit Freuden vom Volke empfangen werden, und allerdings zeigte es ſich unterwegs, wie noch die ganze zauberähnlich wirkende Verehrung, die man dem Träger der Krone ſeit ſo vielen Jahrhunderten gewidmet, auf Carl I. ruhte. Von allen Seiten ſtrömten Kranke herbei, um, wie es der alte Glaube war, durch ſeine heilbringende Berührung zu geneſen. Durch eine Proclamation mußte man dem Zulauf ein Ende machen, und als man an dem Ziel der Reiſe, in Holmby, einem königlichen Landhauſe, ankam, wurde die ſtrengſte Abſonderung angeordnet. Als ſpäter die immer mächtiger gewordenen Independenten den König in ihre Hände bekamen, behandelten ſie ihn anfangs zwar mit vieler Rückſicht, nach einem Fluchtverſuch aber, und als er die ihm geſtellten Propoſitionen ablehnte, hielten ſie ihn in ſtrenger Haft. Sein vertrauter Diener wurde von ihm entfernt, man ließ ihm den Troſt nicht mehr, mit ſeinen alten Capläuen über religiöſe Dinge zu reden. Knüpfte er nun freilich an jeden Wechſel ſeiner Lage neue Hoffnungen, und war er in jedem Gewahrſam, wohin man ihn brachte, mit offnen Unterhandlungen oder geheimen Beziehungen von weiteſter Ausſicht beſchäftigt, ſo fehlte es doch auch nicht an ruhigen Stunden tiefſter Zurückgezogenheit. Unter den Büchern, die der König dann las, nennt man vor allen die Bibel mit den Auslegungen derſelben, die hiſtoriſchen Stücke Shakespeare's ꝛc. Er liebte, einſam zu denken, zu ſchreiben, zu beten. Von dem inneren Zuſtande, in welchem er war, gibt das kleine Buch Zeugniß: „Bild des Königs“ oder, wie es urſprünglich hieß, „Seufzer eines Königs,“ suspiria regalia, eine Sammlung von Gebeten und Betrachtungen, mehrere von

Carls I. eigner Hand geſchrieben. Bezeichnend für ſeine Faſſung bei ſteigender Gefahr ſind insbeſondere die Todesbetrachtungen, in denen es unter Anderem heißt: „Ich habe nicht nur Muße genug, ſondern noch mehr Grund, mich auf den Tod vorzubereiten; denn ich weiß, daß zwiſchen Gefangenſchaft und Grab der Fürſten nur wenige Schritte ſind. Mein langes und bitteres Unglück verſöhnte in mir den Gegenſatz zwiſchen Leben und Tod dergeſtalt, daß die gewöhnlichen Schrekken des letzteren ganz verſchwunden ſind. Bei dem Kampfe wider die Schrecken habe ich aber erſt recht fühlen lernen das Leben und die Kraft der Religion, den Troſt eines guten Gewiſſens und den ehernen Schutz der Rechtlichkeit und der Standhaftigkeit. Ich bin weder ſo alt, um des Lebens überdrüſſig zu ſein, noch (ich hoffe es) ſo ſchlecht, daß ich mich fürchten müßte, zu leben, oder ſchämen, zu ſterben. Doch bin ich bisweilen ſo betrübt, daß ich wohl den Tod herbeiwünſchen möchte, wenn ich nicht bedächte, wie es der höchſte Ruhm eines Chriſten iſt, täglich zu ſterben, indem man durch lebendigen Glauben und freudige Hoffnung eines beſſern Lebens dieß theilweiſe und tägliche Sterben bezwingt, ja ſein eignes Schickſal überlebt, indem man auf Alles verzichtet, was Einem im Irdiſchen theuer iſt".

Noch einmal knüpfte dann das Parlament Unterhandlungen mit dem König an; aber täglich wuchs die feindſelige Einwirkung der Independenten, und Cromwell nahm keinen Anſtand, zu erklären: Das Volk ſei wie ein Augapfel Gottes, der die Könige verwerfe. Man möge Muth faſſen und das aus dem Lande austilgen, das es beunruhige; — dann werde Gott ſeine Glorie haben und das Land den Segen Gottes. Mehrere Regimenter der Independenten rückten in London

ein, hielten die Stadt im Zaum und verwandelten das Unterhaus des Parlaments in ein Werkzeug der Armee. — Man konnte nun dazu schreiten, womit man schon lange umging, den König als den großen Schuldigen in Anklagestand zu versetzen, während man die Nichtzustimmung des Oberhauses oder der Lords nicht achtete. Das Verbrechen, dessen man Carl I. bezüchtigte, war zunächst, daß er die Freiheiten der Nation umzustürzen und ein tyrannisches, willkührliches Regiment einzuführen gesucht; — dann aber, daß er Bürgerkrieg erhoben und das Land mit Verwüstung und Blutvergießen erfüllt habe. Vor dem hohen Gerichtshof in Westminsterhall, der Leben und Tod über ihn aussprechen sollte, berief sich der König auf sein göttliches Recht, nach welchem er keinem menschlichen Gericht unterworfen sei, wogegen man den gleichen Anspruch für das Haus der Gemeinen erhob, da es vom Volk gewählt, das Volk aber souverän sei, oder der Ursprung aller Gewalt unter Gott im Volke liege. — Ohne ein eigentliches Rechtsverfahren stiessen hier demnach nur die Idee der Volkssouveränetät und das göttliche Recht der Könige auf einander; und da die im Besitz der Waffen befindliche militärische Partei sich wider dieses und für jene erklärte, so geschah es, daß das von ihr niedergesetzte Gericht nach sechstägigen Verhandlungen den König als Tyrannen, als Verräther und Feind des Gemeinwesens von England zum Tode verurtheilte. — Um das Leben des Königs Carl I. war es geschehen. — Unter dem Beistand eines Bischofs, nach Empfang des Sacraments, darauf vorbereitet, vor Gott zu erscheinen und dem Rechenschaft zu geben, dem er sie allein schuldig zu sein erachtete, hatte er nur noch Eine königliche und zugleich väterliche Pflicht zu erfüllen. Die Königin, deren Liebe ihm in allen seinen

Bedrängniſſen ein großer Troſt geweſen, war mit den beiden älteſten Söhnen, Carl und Jacob, der Sicherheit wegen in den Niederlanden. Die beiden jüngeren in der Nähe befindlichen Kinder ließ er zu ſich kommen, ſeine Tochter Eliſabeth, welche 13 Jahre, und ſeinen jüngſten Sohn Heinrich, welcher 9 Jahre zählte. Dem Knaben ſagte er: wie man erzähle, denke die Armee daran, ihn zum Könige zu machen; aber er habe zwei ältere Brüder; ſo würde er ſeine Seele gefährden und ſeinen väterlichen Segen verwirken, wenn er's annehme. Die Tochter bat er, ſich um ſeinetwillen nicht zu grämen, denn es ſei ein glorreicher Tod, dem er entgegengehe; er ſterbe für die Geſetze und die Freiheit ſeines Landes und für die wahre proteſtantiſche Religion, in welcher auch ſie ſich befeſtigen ſolle. Er empfahl ihr und ihren Geſchwiſtern, ihrer Mutter zu gehorchen und in ihrem älteſten Bruder Carl ihren König zu verehren (indem er feſt glaubte, daß dieſer den Thron beſteigen werde). Dann ſagte er noch, er habe allen ſeinen Feinden vergeben, ſo möchten auch ſeine Kinder thun, aber ſie ſollten doch denſelben niemals trauen, denn ſie ſeien falſch gegen ihn und, wie er fürchte, gegen ihre eigne Seele; indeß er hinzufügte, er ſterbe als Märtyrer. — Es war der 30. Januar 1649, als man das Blutgerüſt vor Whitehall errichtete, da, wo ſich die Könige nach ihrer Thronbeſteigung dem Volke zu zeigen pflegten. Neben dem Block ſtehend, wo er enden ſollte, war es dem König vergönnt, noch einmal öffentlich zu reden. Mit Unrecht, ſagte er, lege man ihm den Krieg und ſeine Gräuel zur Laſt. Die Schuld falle auf die, durch welche er ſeiner geſetzlichen Autorität über die bewaffnete Macht habe beraubt werden ſollen. Doch ſeien Gottes Gerichte gerecht. Ein ungerechtes Urtheil, das er einſt zugelaſſen (Straffords

Hinrichtung), werde jetzt durch ein gleiches an ihm selber heimgesucht. Hätte er der Willkühr und der Veränderung der Gesetze durch's Schwert Raum geben wollen, so würde er nicht an dieser Stelle sein. Er sei der Märtyrer des Volks. Von einem vergänglichen Königreich gehe er zu einem unvergänglichen. Auf die Erinnerung des Bischofs bestätigte er dann nochmals, daß er in dem Bekenntniß der Kirche von England sterbe, wie er es von seinem Vater empfangen habe. Dann gab er selbst das Zeichen zur Execution. Einen Augenblick, und das abgeschlagene Haupt ward dem Volk gezeigt mit den Worten, es sei das Haupt eines Verräthers. Alle öffentlichen Plätze, die Zugänge der Straßen, besonders die Eingänge der City waren mit Kriegsvolk zu Pferd und zu Fuß besetzt. Dennoch war eine unabsehbare Menge von Menschen herbeigeströmt. Von den Worten des Königs vernahmen sie nichts. Als sie aber das abgeschlagene Haupt erblickten, brachen sie allgemein, unwillkührlich in einen Schrei aus, in dem sich das Gefühl der Schuld und der Ohnmacht mit dem Schrecken durchdrang, wie in einem Naturlaut, dessen grauenhaften Eindruck die, welche ihn vernahmen, niemals wieder haben vergessen können. — — Im sinnenden Rückblick auf solch tragisches Ende legt sich uns wohl die Frage nahe, inwiefern dem Worte des Königs, das er in den großen Augenblicken, die zwischen Diesseits und Jenseits liegen, wiederholt aussprach: er sterbe als Märtyrer, — eine Wahrheit zukomme? — Gewiß wohl nicht in dem Sinne, in welchem man es gefaßt hat, als sei er eben nur ein Dulder gewesen, der für die erkannte Wahrheit gelebt und geblutet habe. — Nach Allem, was wir von ihm wissen, war er vielmehr ein Fürst, der für die Rechte seiner Macht, die er so persönlich

faßte wie irgend ein Anderer, indem er ſie bald zu erweitern, bald nur zu vertheidigen ſuchte, mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln, offenen und geheimen, mit Worten und mit blanken Waffen ſich lebenslang geſchlagen hat und — dabei erlegen iſt. — Aber wie wenig bedachtſam auch in ſeinen Unternehmungen (wie wenn er den Schotten neue kirchliche Geſetze auferlegen wollte), war er doch in der Tiefe unverkennbar von gediegenem Geiſte; — nicht ſelten unentſchloſſen und wankelmüthig, verlor er doch nie die hohe Bedeutung ſeiner Sache aus den Augen. Leicht wäre es ihm ja geworden, ſein Leben zu retten, hätte er ſein Wort dazu gegeben, die biſchöfliche Verfaſſung der Kirche aufzulöſen und ihre Güter, wie die Ultra's es verlangten, auf immer zu verkaufen, oder hätte er es den Independenten zugeſtanden, daß die Armee ſich von der Krone und dem Parlamente emancipirte, wodurch dann vielleicht für immer die ganze engliſche Verfaſſung geſtürzt und vernichtet worden wäre. Und inſofern iſt allerdings in König Carl I. etwas von einem Märtyrer, wenn ein Solcher ſo genannt werden kann, der ſein perſönliches Daſein geringer anſchlägt als die Sache, die er verficht, und der dieſe für die Zukunft rettet, indem er ſelbſt untergeht. — —

Geſtatten Sie mir nun zum Schluſſe, nur noch einen kurzen Ueberblick zu geben über den weitern Verlauf der Dinge, um vielleicht ſpäter einmal ausführlicher darauf zurückzukommen. —

Als nach Carls I. Hinrichtung mit dem Königthum auch die bisherige Ordnung der Kirche, der biſchöflichen wie der katholiſchen, geſtürzt war, riß während der Jahre der neugebildeten engliſchen Republik, von 1649—1653, große Unordnung in

kirchlichen Dingen ein. — Unter den Parteien, deren in dieſer Zeit religiöſer Schwärmerei noch immer mehrere entſtanden, und die ſich zum Theil einander anfeindeten, waren die mächtigſten die Presbyterianer und die Independenten, beide nach kirchlicher Alleinherrſchaft ſtrebend. Oliver Cromwell, von 1653 bis 1658 Protector der Republik, obgleich ſelbſt Independent, gab keiner Partei den Vorzug, ſondern duldete alle, außer den Episkopalen und Katholiken, die von der allgemeinen Gewiſſensfreiheit ausgeſchloſſen waren. Da ſich Cromwells Autorität und ihr Beſtehen lediglich auf die Waffen und auf ſeine Perſönlichkeit gründete, ſo legte nach ſeinem Tode ſein Sohn Richard das auf ihn vererbte Protectorat, deſſen er nicht mächtig war, bald nieder. Die Royaliſten ſammt Allen, die nach der alten Geſetzlichkeit zurückſtrebten, gewannen die Oberhand, und im Jahre 1660 wurde der älteſte Sohn des hingerichteten Königs als Carl II. auf den Thron gerufen. Sofort erhob er die biſchöfliche Kirche wieder zur herrſchenden. Aber in Frankreich durch den Einfluß ſeiner Mutter heimlich katholiſch geworden, begann er bald, die Diſſenters ebenſoſehr zu verfolgen, wie er die Katholiken begünſtigte und vielen derſelben hohe Staatsämter anvertraute. Letzteres hatte zur Folge, daß das Parlament aus Furcht vor dem überwiegenden Einfluß heimlicher Katholiken im Jahr 1673 die ſogenannte Teſtacte gab, wonach fortan Keiner ein öffentliches Amt bekleiden ſollte, der nicht zuvor einen Eid geſchworen, daß er ſich zur biſchöflichen Kirche bekenne, namentlich die Anrufung der Heiligen verwerfe und an die Transſubſtantiation im Abendmahl nicht glaube.

Jacob II., der Bruder und Regierungsnachfolger Carls II., bekannte ſich offen zum Katholicismus und legte

es unverholen darauf an, demſelben allgemeine Verbreitung in England zu verſchaffen. Doch brach darüber nach dreijähriger Regierung der Sturm gegen ihn los. Er wurde genöthigt, das Reich zu verlaſſen, und ſein Eidam, der von den Mißvergnügten herbeigerufene Wilhelm von Oranien, beſtieg den engliſchen Thron, um England vom Papſtthum und Despotismus zu befreien und ihm dauernd den Aufſchwung zu geben, den es durch den Proteſtantismus genommen hat. Unter ihm wurde durch eine Toleranzacte allen chriſtlichen Parteien, außer den Papiſten und Socinianern, freie Religionsübung geſtattet, in Schottland die presbyterianiſche Kirche für die herrſchende erklärt, außerdem auch durch eine eigne Parlamentsacte feſtgeſetzt, daß kein katholiſcher Prinz je den engliſchen Thron beſteigen ſolle.

Daher kam nach dem Tode der Königin Anna, der Schweſter Jacobs II., der letzten Regentin aus dem Hauſe Stuart, im Jahre 1714 das Haus Hannover auf den Thron Großbritanniens. Seitdem hat ſich die Verfaſſung der engliſchen Kirche im Ganzen unverändert erhalten. Nur wurden im Laufe der Zeiten die früheren ſtrengen Geſetze gegen die Nicht-Epiſkopalen, insbeſondere gegen die Katholiken gemildert und letztere im J. 1778 den übrigen Diſſenters gleichgeſtellt, bis im Jahr 1828 die vorhin erwähnte Teſtacte wie für die proteſtantiſchen Diſſenters, ſo auch für die Katholiken aufgehoben, und dieſen wie jenen die Uebernahme öffentlicher Aemter und der Eintritt in's Parlament geſtattet ward.

Nachdem wir unter dem Eindrucke von manchen trüben, niederſchlagenden Erſcheinungen auf dem Gebiet der engliſchen Kirche bis dahin vorgeſchritten ſind, laſſen Sie mich endlich nur mit wenigen Worten noch auf eine erfreuliche, herzerhebende

Erſcheinung hinweiſen, die ſich uns darbietet, wenn wir der zahlreichen chriſtlichen Vereine und der in großartiger Weiſe auf Beförderung chriſtlicher Zwecke gerichteten Geſellſchaften gedenken, welche ſich in neuer und neueſter Zeit in der proteſtantiſchen Kirche Großbritanniens gebildet haben. Es gehört dazu namentlich die im Jahr 1804 in London geſtiftete britiſche und ausländiſche Bibelgeſellſchaft, welcher ſich ſeitdem mehr als 8000 Hülfsgeſellſchaften in allen evangeliſchen Ländern der Welt angeſchloſſen haben, und von der während der erſten 50 Jahre ihres Beſtehens beinahe 28 Millionen heiliger Schriften in etwa 150 verſchiedenen Sprachen und Dialekten in Umlauf geſetzt ſind. Eine Ausſaat, die wohl häufig an den Weg, oder auf's Steinichte oder unter die Dornen gefallen ſein mag, ebenſo gewiß aber auch hier und dort auf ein gutes Land zu reichem Segen. — Nicht minder hervorragend ſind die engliſchen Geſellſchaften zur Verbreitung chriſtlicher Erkenntniß und chriſtlicher Sitte unter den mehr als 800 Millionen unſerer Heidenbrüder in Aſien, Afrika, Amerika und Auſtralien, die Miſſionsgeſellſchaften, an welchen ſich die biſchöfliche Kirche wie die Presbyterianer und die Diſſenters in gegenſeitigem rühmlichem Wetteifer betheiligen; während zugleich auf dem Gebiet der ſogenannten innern Miſſion die regſte Thätigkeit herrſcht. Nur nennen laſſen Sie mich hier die Geſellſchaften für Sonntags-, für Armen-, für Ragged- oder Lumpenſchulen, die City-Miſſion in London, die Beſſerungs- und Zufluchtsvereine, die Geſellſchaft für Miſſion im Freien oder auf den Straßen für Solche, die keine Kirche haben oder keine beſuchen u. ſ. w., u. ſ. w.

Eine der jüngſten Stiftungen iſt die Evangelical Alliance, oder der evangeliſche Bund, hervorgegangen aus der

freien ſchottiſchen Kirche, welcher auf Grund der Worte Chriſti in ſeinem hoheprieſterlichen Gebete, daß alle ſeine Gläubigen eins ſein ſollen in Ihm, wie Er eins iſt mit dem Vater, evangeliſche Chriſten verſchiedener Bekenntniſſe und Benennungen in aller Welt fern von Streit und Hader in brüderlicher Liebe umſchließen und mit vereinten Kräften helfen will am Bau des Gottesreiches auf Erden. Vor Kurzem ward die Generalverſammlung des Bundes zu Genf gehalten, an der, wie früher in London und in Berlin, evangeliſche Männer aus allen Gegenden, aus Großbritannien, aus Frankreich, aus Deutſchland, aus der Schweiz, aus Nordamerika theilnahmen, um in verſchiedenen Zungen, aber in einem Geiſte ihre Gedanken gegen einander auszutauſchen und ſich über den Frieden der Kirche zu berathen.

Schauen wir denn von der Gegenwart aus mit erheitertem, verſöhntem Blick zurück auf die blutigen Kämpfe vergangener Jahrhunderte, indeß wir der Hoffnung und des Glaubens leben, daß unter allen Erſchütterungen, die noch kommen mögen in den Reichen der Welt oder in der Kirche, der feſte Grund Gottes, da Jeſus Chriſtus der Eckſtein iſt, beſtehet in Ewigkeit.

Sechzehnte Vorleſung.

Das Tridentiner Concil.

Verehrte Anweſende!

Der Anfang, der Kampf und der Sieg der Reformation in Deutſchland, Frankreich und England war bisher Gegenſtand unſerer Betrachtung. Wir freuten uns dabei der von Gott erweckten, muthigen Zeugen der Wahrheit, welche aus der Nacht des Mittelalters hervortraten, gerüſtet mit dem Schild des Glaubens und dem Schwerte des Geiſtes, welches iſt das Wort Gottes; wir freuten uns des ſiegreichen Wiederaufgangs evangeliſchen Lichts und der endlichen Erlöſung von dem knechtiſchen Joch, welches eine Reihe von Jahrhunderten hindurch auf Völkern und Fürſten gelaſtet hatte. Freilich war der Sieg nur ein theilweiſer und vielfach getrübter. Nicht nur in Italien und Spanien, ſondern auch in Frankreich, in Baiern, in Böhmen und den übrigen Oeſterreichiſchen Landen, am Rhein und an der Donau wurden die überall hingedrungenen Lichtſtrahlen von der alten Finſterniß ganz oder zum Theil wieder verſchlungen, indem man die vermeintliche Ketzerei ohne Erbarmen mit Feuer und Schwert

bis auf die Wurzel auszurotten und die Abtrünnigen mit Gewalt, durch die Schrecken der Inquiſition oder durch jeſuitiſche Ränke in den Schooß der römiſchen als der allein ſelig machenden Kirche zurückzubringen ſuchte. Nicht minder war jedoch der römiſche Stuhl durch die Reformation bedeutend erſchüttert. Großbritannien, Dänemark, Schweden und Norwegen, Preußen, Sachſen, Thüringen und Heſſen, ein großer Theil von Weſtphalen, Franken und Schwaben ſammt den freien Reichsſtädten war abgefallen. Auch war der ſeit den letzten Jahrhunderten ſtets wiederholte Ruf nach Verbeſſerung der alten Schäden und Abhülfe der immer offenkundiger gewordenen Verderbniſſe von Seiten der Anhänger der katholiſchen Kirche ſelbſt, in Deutſchland insbeſondere, noch nicht ganz verſtummt; während überhaupt der Boden, auf welchem dieſelbe ſtand, ſo in's Schwanken gerathen, und ihre Dogmen, ihr Cultus und ihre Verfaſſung dermaßen angefochten waren, daß vieles davon aufgegeben oder neu feſtgeſtellt werden mußte, wenn nicht der alte, morſch gewordene Bau allmählig in ſich ſelbſt zerfallen ſollte.

Hatte nun ſchon Luther von Anfang, hatten immer von Neuem die deutſchen Reichsſtände zur Abhülfe ihrer Beſchwerden, zur Entſcheidung und wo möglichen Beilegung des großen Religions- und Kirchenſtreits auf ein Concil, eine allgemeine freie Kirchenverſammlung gedrungen, und auch Kaiſer Carl V. in mehreren Reichsabſchieden eben darauf verwieſen, ſo ſollte es trotz des hartnäckigen Widerſtrebens des römiſchen Hofes endlich ein Ernſt damit werden. Bereits im Jahre 1529, während des Reichstags zu Speyer, hatte der Kaiſer auf Zuſammenberufung des Concils mit großer Entſchiedenheit gedrungen, Papſt Clemens VII. aber nur unter der Be-

dingung eingewilligt, daß dasſelbe in den päpſtlichen Staaten gehalten würde, die Proteſtanten zwar ihre Wünſche vortragen dürften, das Recht zu ſtimmen jedoch allein den katholiſchen Biſchöfen verbleibe. Jahre vergingen, und auch Clemens' Nachfolger, Paul III., wie willig er ſich auch ſtellte, hätte die Sache am liebſten ganz auf ſich beruhen laſſen, um ſo mehr als ſämmtliche deutſche Fürſten von einem Concil in Italien nichts wiſſen mochten, und die Proteſtanten überhaupt keins wollten, ſofern es unter päpſtlicher Leitung ſtehe. Da aber der Kaiſer immer wieder rief: ein Concil, nur ein Concil! auch zugab, daß es in Italien gehalten werde, ſo ſchrieb's der Papſt aus nach Mantua auf's Frühjahr 1537, in Folge der von allen Seiten dagegen erhobenen Proteſtationen ein Jahr ſpäter nach Vincenza, wo ſich zur beſtimmten Zeit 3 päpſtliche Legaten einfanden, von Biſchöfen jedoch nach mehrmonatlichem Warten nicht einer erſchien. Abermalige Vertagung, erſt auf 1 Jahr, dann auf unbeſtimmte Zeit, bis zuletzt nach fortgeſetzten Verhandlungen und endlichem Einverſtändniß zwiſchen Kaiſer und Papſt Trient (oder Trident) zum Verſammlungsort beſtimmt ward. Eben von dieſer Stadt hat nun das Concil den Namen, für deſſen Geſchichte und Beſchlüſſe ich heute Ihr Intereſſe in Anſpruch nehmen möchte, und dieß um ſo mehr, da die römiſch-katholiſche Kirche mit dem Tridentiniſchen Concil ihrer letzten Entwickelung verfiel, da die Decrete deſſelben für die 125 Millionen unſrer katholiſchen Brüder allein in Europa die Fundamentalartikel ihres Glaubens ausmachen, und was vor mehr als 300 Jahren zu Trient beſchloſſen ward, heute noch als unabänderliche, für jede Abweichung mit dem Fluch be-

legte Satzung und damit die nicht wohl auszufüllende Kluft zwiſchen der römiſchen und der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche bildet.

Die Stadt Trient, im Herzen Tyrols und faſt im Centrum Europa's gelegen, trug nicht ſo ſehr italieniſchen Charakter, daß die deutſchen Biſchöfe ſich deshalb hätten weigern dürfen, hinzugehen, und war andrerſeits nicht deutſch genug, um dem Papſt alle Hoffnung zu benehmen, die Verſammlung zu beherrſchen. Die päpſtliche Einberufungsbulle lautete auf den 1. November 1542, zu welchem Termin der Papſt ſeine Legaten ſchickte, der Kaiſer einen Geſandten und einige Biſchöfe, welche aber, da nach 7 monatlichem Warten von ſämmtlichen übrigen Biſchöfen keiner gekommen war, wieder auseinandergingen. Indeß ließ der Kaiſer bei allen Höfen auf Abſendung von Biſchöfen dringen, und zum neu beſtimmten Eröffnungstermine, März 1545, trafen die päpſtlichen Legaten, die Cardinäle de Monte, Cervino della Croce und Polus in Trient ein mit einer für die Oeffentlichkeit beſtimmten Bulle, welche ihnen einfach das Präſidium im Concil anwies, und einer andern geheimen, wonach ſie die Verſammlung auflöſen konnten, wenn das päpſtliche Intereſſe es zu fordern ſchien. In der Kathedrale richtete man 400 Plätze ein; aber außer dem Biſchof von Trient war wieder keiner ſonſt gekommen; und als endlich noch 3 italieniſche Biſchöfe eintrafen, ſcheute man ſich doch, mit den wenigen ein allgemeines ökumeniſches Concil zu beginnen, das heißt ein ſolches, deſſen Mitglieder ſich aus allen Ländern der bewohnten Erde verſammeln, als welches allein nach dem römiſchen Syſtem unfehlbar iſt. Aus den wenigen Tagen, die man noch warten wollte, wurden abermals 9 Monate,

trotz der Ungeduld der kaiſerlichen Geſandten. Um aber auch Ihre Geduld, verehrte Anweſende! nicht zu ermüden, laſſen Sie mich raſch bemerken, daß am 13. December 1545 die Eröffnung wirklich ſtattfand. Freilich waren nur 25 Biſchöfe überhaupt anweſend, obgleich damals Italien allein ihrer mehr als dritthalb hundert zählte. Später ſtieg die Zahl der Anweſenden auf 60, höchſtens 70, aber ſelten alle beiſammen; wie denn Papſt Paul III. eines Tages in einem Anfall freimüthiger übler Laune ausrief: Welche Thorheit, 60 Biſchöfe, und noch dazu die wenigſt fähigen, in eine kleine Bergſtadt zu ſchicken, um für die ganze Chriſtenheit ſo wichtige und große Dinge zu entſcheiden! — Die Proteſtanten zumal hatten bereits im Frühjahr auf dem Reichstag zu Worms die Beſchickung des Concils, als vom Papſt berufen, völlig abgelehnt, gegen Alles, was man in Trient beſchließe, entſchiedene Einſprache gethan und verlangt, daß der Friede und die ihnen gewährte Duldung von ihrer Theilnahme am Concil nicht abhängig gemacht werde.

Am vorhin genannten Tage begaben ſich nun die 25 Biſchöfe in feierlicher Proceſſion zum Dom. Nach der Meſſe und einer von den Legaten verfaßten Allocution wurde das Concil für eröffnet erklärt — zu Lob und Ruhm der heiligen Dreieinigkeit, zur Ausrottung der Ketzereien, zu Frieden und Einigung der Kirche, Reform der Geiſtlichkeit und des Volkes und zum Untergang der Feinde des Chriſtenthums. In löblicher Weiſe erklärten die Legaten nach einer entſetzlichen Schilderung der Verderbniſſe der Geiſtlichkeit, das Erſte, was man zu thun habe, ſei zu bereuen und ſich zu demüthigen; anders, fügten ſie hinzu, beginnen wir unſer Werk umſonſt und haben umſonſt den heiligen Geiſt angerufen. Der Erzbiſchof da-

gegen, welcher die Predigt hielt, ermahnte zwar auch alle Biſchöfe, zu bereuen und ſich zu demüthigen, fuhr dann aber fort: „Wenn Ihr in Unbußfertigkeit verharrtet, ſo dürft Ihr deshalb nicht glauben, es hänge von Euch ab, der Stimme Gottes damit Einhalt zu thun. Gott wird reden und muß reden. Mögt Ihr wollen oder nicht, der heilige Geiſt wird doch wiſſen, Euch den Mund zu öffnen und durch ihn zu reden;“ wonach er mit unglaublichem Pathos in einer Anrede an die Umgebung von Trient Felſen, Wälder und Ströme aufforderte, dem Weltall begreiflich zu machen, daß Alles ſich dem Concil zu unterwerfen habe, wenn anders nicht geſagt werden ſolle: lumen papae venit in mundum, das Licht des Papſtes iſt in die Welt gekommen, und die Welt hat die Finſterniß lieber gehabt als das Licht. — Schließlich verglich er noch die Eröffnung des Concils mit der Eröffnung der Pforte des Himmels, von wo das lebendige Waſſer niederfallen ſoll, daß die Erde mit der Erkenntniß des Herrn erfüllt wird, indeß er ausrief: Jeſus Chriſtus wird zugegen ſein; — wie könnte Er dieſe Gunſt dem heiligen Bigilius verweigern, dem wachſamen Schutzpatron dieſer geſegneten Stadt!? — —

In den erſten Seſſionen des neuen Jahres 1546 wurde zunächſt darüber verhandelt, in weſſen Namen die zu erlaſſenden Decrete veröffentlicht werden ſollten, ob im Namen des Concils, oder des Papſtes oder beider; bis nach lebhafter Debatte die Formel angenommen ward: Das hochheilige Concil von Trient, unter der Leitung des heiligen Geiſtes verſammelt, die 3 demſelben präſidirenden päpſtlichen Legaten des apoſtoliſchen Stuhls beſchließen u. ſ. w. Sodann ſollten ſich die Seſſionen nur mit Veröffentlichung der mit Zuziehung von Theologen in den vor-

gängig geheimen Verſammlungen ausgearbeiteten und beſchloſſenen Decrete befaſſen, damit von etwaigen Spaltungen unter den Verſammelten weiter Niemand erführe; obgleich ſpäter der Geſchichtsſchreiber des Concils, Cardinal Pallavicini, faſt alles bei verſchloſſenen Thüren Vorgegangene an's Licht gebracht hat. Bei der Beſtimmung des Geſchäftsganges verlangten die Italiener, man ſolle mit den Dogmen beginnen, die Kaiſerlichen — mit den Reformen. Der Papſt, wohl wiſſend, daß die Reformen auch auf ihn ſelbſt und ſeinen Hof zielten, brachte es durch ſeine Legaten zu dem illuſoriſchen Beſchluß, das Eine ſollte mit dem Andern Hand in Hand gehen.

Nach allen Präliminarien kam es erſt in der 4. Sitzung zu eigentlichen Berathungen. Es war eben am 22. Februar 1546, und die Legaten ſtrahlten vor Freude, da durch einen Eilboten die Nachricht gekommen, daß Luther am 18. des Monats geſtorben ſei. Hatte ihnen doch der große Reformator noch auf ſeinem Sterbebette Schrecken eingeflößt, und war es, als könnten ihre Augen nicht nach Deutſchland blicken, ohne den ſeinigen zu begegnen, ohne ſich vor jenem Adlerblicke zu ſenken, der einſt von Worms und von den Zinnen der Wartburg aus die chriſtliche Welt beherrſchte.

Als man nun zu der erſten bedeutungsvollen Frage überging: Was iſt die Quelle des Glaubens? gab es darüber, wie Pallavicini eingeſteht, faſt ebenſoviele Meinungen als Köpfe; doch wurde ſchließlich decretirt: die Wahrheit findet ſich ebenſowohl in den Traditionen, wie in der Schrift, weshalb man jene mit gleicher Pietät als dieſe an- und aufnahm. Unter der Tradition verſteht man bekanntlich in der katholiſchen Kirche die Geſammtheit der apoſtoliſchen Lehren und Thaten, welche auf andere Weiſe als ſchriftliche, oder in den

Büchern des Neuen Teſtaments von Mund zu Mund überliefert worden ſein ſollen. Mögen nun immerhin die Apoſtel in ihren Predigten manche Gedanken ausgeſprochen haben, die wir in ihren Schriften nicht finden, ſo iſt doch nicht anzunehmen, daß in 4 Evangelien und in ſo vielen Briefen eines Paulus, Petrus, Johannes und Jacobus eine wichtige, zu unſerer Seligkeit nothwendige Wahrheit ausgelaſſen ſei; — indeß auch die Kirchenväter und Lehrer der erſten vier Jahrhunderte einhellig und ebenſo beſtimmt wie Luther auf die Schrift und auf ſie allein hinweiſen, wie ſchon Irenäus ſagt in ſeinem Tractat gegen die Ketzereien: „Wir müſſen uns nothwendig auf das Zeugniß der heiligen Schrift berufen, ohne welches unſere Reden keinen Glauben verdienen. Was die Apoſtel zuerſt gepredigt, das haben ſie dann nach dem Willen Gottes geſchrieben, damit es der Grundſtein und die Säule unſres Glauben würde;“ oder wie Tertullian den Sectirern ſeiner Zeit zuruft: „Wenn es nicht geſchrieben ſteht, ſo mögt Ihr Euch vor dem Anathem hüten, das denen gedroht iſt, die zur Schrift etwas hinzuthun oder wegnehmen.“ Wenn trotzdem das Concil die Tradition der heiligen Schrift gleichſtellte und über die, welche es läugneten, den Bannfluch ſprach, ſo ging man bald nach dem Concil noch weiter, und legte ſchon Paul IV. in einer Bulle allen Geiſtlichen den Eid auf: „Ich nehme an und ſchließe mich feſt an die apoſtoliſchen und kirchlichen Traditionen,“ mit dem Beifügen: „außerdem nehme ich die heilige Schrift an nach dem Sinn, welchen die Mutterkirche hineinlegt oder hineingelegt hat;“ bis ſpäter namhafte römiſche Theologen ſich nicht ſcheuten, zu erklären, die Trefflichkeit des nicht geſchriebenen Worts gehe weit über diejenige der Schrift; die

Tradition enthalte alle Wahrheit in ſich, und von ihrem Urtheil dürfe man an keinen anderen Richter appelliren.

War nun ſchon mit dem erſten Glaubensdecret ſofort die letzte Brücke zwiſchen Rom und der Reformation abgebrochen, ſo möchte es dagegen als weniger bedeutend erſcheinen, daß durch einen ferneren Beſchluß des Concils auch die apokryphiſchen Bücher des alten Teſtaments (das Buch Tobias, Judith, die Bücher der Maccabäer ꝛc.) zu den kanoniſchen gerechnet und alſo für ebenſo ächt und glaubwürdig als dieſe erklärt wurden, ungeachtet des einmüthigen Widerſpruchs der zum Concil berufenen Theologen, ja ungeachtet daß die alte Kirche und ihre angeſehenſten Repräſentanten (Athanaſius, Hieronymus, Origines und Andere) die ſogenannten Apokryphen ſtets als unächt und von geringerem Werthe als die kanoniſchen bezeichnet hatten.

Von viel größerer Bedeutung als das war die Beſchlußnahme des Concils über 2 andere die heilige Schrift betreffende Fragen, in welcher Sprache nämlich die Schrift für ächt und inſpirirt zu halten ſei, und wer dieſelbe auszulegen habe.

Was Erſteres betraf, ſo ſah man vom Grundtext, von der urſprünglichen Abfaſſung der Schrift in hebräiſcher und griechiſcher Sprache ganz ab und griff zur Vulgata, einer lateiniſchen Ueberſetzung, die der heilige Hieronymus auf Grund einer älteren, ebenfalls lateiniſchen Ueberſetzung, der ſogenannten Italica, im 4. Jahrhundert verbeſſert herausgegeben hatte. Ungeachtet der mancherlei Fehler, worauf die Theologen hinwieſen, lautet gleichwohl das betreffende Decret: Das Concil beſchließt und erklärt, daß die uralte Ueberſetzung, die Vulgata nämlich, in allen Schulen, öffentlichen Verband-

lungen, Predigten und Erklärungen für authentiſch gelte, und daß Niemand, unter welchem Vorwande es ſei, ſie zu verwerfen ſich unterſtehe oder erkühne.

Bei der andern Frage: wer die Schrift auszulegen habe, bemühten ſich die Theologen vergeblich, die Freiheit der Forſchung mit der Autorität der Kirche und der Unantaſtbarkeit ihrer Dogmen einigermaßen in Einklang zu bringen. Da aber freie Forſchung Roms Untergang geweſen wäre, ſo wurde ſchließlich decretirt, die Schrift in keinem Sinne auszulegen, welcher dem der Kirche zuwiderlaufe, auch dann nicht, wenn man die Auslegung für ſich behalte und ſie nie an's Licht kommen laſſen wolle, wodurch man alſo auch das eigne Denken zu hindern ſuchte, gleichwie fortan von einem Suchen in der Schrift nach Chriſti Befehl da nicht mehr die Rede ſein konnte, wo es verboten iſt, etwas Anderes darin zu finden, als was Andere ſchon vor uns und für uns gefunden haben. Wenn wir Gold empfangen, ſagt dagegen der heilige Chryſoſtomus in einer ſeiner Homilien, ſo wollen wir es ſelber zählen; ſollten wir nun, wo es ſich um göttliche Dinge handelt, blindlings der Meinuug Anderer folgen? Fragt alſo ſelbſt die heilige Schrift. Der heilige Geiſt hat die Abfaſſung derſelben abſichtlich ungelehrten Männern anvertraut, damit Jeder, auch wer noch ſo wenig unterrichtet iſt, das Wort vernehmen und daraus lernen kann.

Das Leſen der Bibel iſt nun zwar durch den Beſchluß des Tridentiner Concils nicht geradezu oder abſolut verboten; doch wiſſen wir, was bald nachher geſchah. Erklärte doch ſchon Pius IV. im Vorwort zu einem von ihm herausgegebenen Verzeichniß verbotener Bücher: wer die heilige Schrift leſen wolle, habe darüber zuvor ein Gutachten ſeines

Beichtvaters beizubringen und daraufhin eine schriftliche Erlaubniß des Bischofs oder Inquisitors einzuholen. Wer ohne das die selbst von Katholiken in die Volkssprachen übersetzten Bücher der Bibel lese oder besitze, könne die Absolution von seinen Sünden nicht empfangen, bis er die Bücher dem Bischofe ausgeliefert habe. Weiterhin wurde das Lesen und Besitzen der Bibel unbedingt verboten, und die Uebertreter wurden wie Verbrecher bestraft, indem man sie z. B. in Savoyen bis vor nicht gar langer Zeit für 10 Jahre auf die Festung Piguerol brachte, während man sie in Spanien zwar nicht mehr wie früher lebendig verbrannte, aber sie noch heute zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt.

Kehren wir jetzt nach Trient zurück, so hatten die päpstlichen Legaten für die 5. Sitzung mehrere Fragen über die Erbsünde aufgestellt: welcher Art die Sünde Adams gewesen, wie und in welchem Sinne sie sich vererbt habe und fortwährend vererbe, und wie dieselbe getilgt werde. Die Ansichten der Theologen waren sehr verschieden, und ungeachtet der Autorität und göttlichen Inspiration, welche das Concil in Anspruch nahm, scheuten sich doch die Bischöfe, über so dunkle, viel bestrittene Fragen das letzte Wort zu sprechen. Nach langen Debatten stimmte die Mehrzahl dafür, in der fraglichen Beziehung keine directen Lehrpuncte aufzustellen, sondern nur eine Anzahl ketzerischer Vorstellungen zu verdammen. So wurde der Bannfluch über diejenigen gesprochen, welche leugnen, daß Adam die Erbgerechtigkeit verloren habe, oder welche die Uebertragung der Erbsünde leugnen, ferner gegen solche, welche glauben, die Taufe tilge die Erbsünde nicht gänzlich aus.

Als bei dem Anlaß auch die Frage wegen der ungetauft geſtorbenen Kinder discutirt wurde, mochte man ſich doch nicht ganz an die Meinung des heiligen Auguſtin halten, der aus ihnen ebenſoviele Verdammte machte. Einige Theologen erkühnten ſich vielmehr, zu ſagen, der Aufenthalt derſelben ſei nicht unter der Erde, wie der Verdammten, ſondern irgendwo auf der Erde, in der Luft, in der Sonne. Andere machten einen Mittelvorſchlag, wonach dieſelben weder glücklich noch unglücklich, weder froh noch traurig ſeien und zwiſchen Paradies und Hölle wohnten. Letzteres, obgleich nicht zum Beſchluß erhoben, iſt zur gewöhnlichen römiſchen Kirchenlehre geworden, während es nach dem römiſchen Katechismus, der das Tridentiniſche Concil gleichſam ergänzt, kein andres Mittel gibt, den Kindern die Seligkeit zu verſchaffen, als die Taufe; wogegen wir unſerer Seits nicht umhin können, es überhaupt als Anmaßung und Verkehrtheit zu betrachten, Dinge, worüber die Offenbarung nichts lehrt, und welche außerhalb jeder Art von Beobachtung und Unterſuchung liegen, errathen, feſtſtellen und zu Dogmen erheben zu wollen.

Während nunmehr, nach dieſen unerquicklichen Verhandlungen, ein Theil der Verſammlung auf Beſchlüſſe über kirchliche Reformen drang, ſetzten die päpſtlichen Legaten und ihre Anhänger es durch, daß man auf das Capitel von der Erbſünde die Frage wegen der Gnade oder der Rechtfertigung folgen ließ. Es war dieſelbe durch Luthers Behauptung, daß der Menſch der Schrift gemäß durch den Glauben, ohne die Werke, gerecht werde, ein Hauptgegenſtand des Streits zwiſchen Katholiken und Proteſtanten geworden. Allerdings hatte ſich Luther Anfangs wohl nicht klar genug über die Werke

und den Werth oder Unwerth derſelben ausgeſprochen, wie er ſpäter ſelbſt in einer Tiſchrede ſagt, er habe ſich deshalb Anfangs ſo ſtark gegen die Werke ausgelaſſen, weil Chriſtus in der Kirche in Schatten geſtellt worden ſei vom Aberglauben, aber nie habe er die guten Werke an ſich verworfen. 25 aus Luthers und ſeiner Anhänger Schriften gezogene Propoſitionen ſollten nun das Feld für die Debatte im Concil bilden. Unendlich verſchiedene Meinungen tauchten auf, einige durchaus evangeliſch-lutheriſch, und fehlte es nicht an Zänkereien und andern ärgerlichen Auftritten, bis zuletzt, nach 3monatlicher Arbeit und 50 privaten und 6 allgemeinen Sitzungen, der Legat Cardinal St. Croce in 16 Capiteln mit 35 Bannflüchen ein Decret zu Stande brachte, welches nun feierlich verleſen wurde und von da an heilig und unverbrüchlich ſein ſollte. Die wichtigſten, im ſchroffen Gegenſatz gegen Luther feſtgeſtellten Differenzpuncte waren folgende: Niemand darf zuverſichtlich ſagen, daß ihm ſeine Sünden vergeben ſind, noch daß durch den Glauben allein die Rechtfertigung vollendet werde, indem Keiner bei aller Gewißheit der Erbarmung Gottes, des Verdienſtes Chriſti und der Kraft der Sacramente vollkommen verſichert ſein kann, daß er die Gnade Gottes empfangen habe. Ferner: wer durch Sünden die Gnade der Rechtfertigung verloren hat, der kann ſie durch das Sacrament der Buße wieder erlangen, zu welcher nicht blos die Reue über die begangenen Sünden gehört, ſondern auch das Beichten derſelben und die prieſterliche Abſolution, dazu auch eine Genugthuung durch Faſten, Almoſen, Gebete und andere von der Kirche vorgeſchriebene Uebungen, nicht zwar um der ewigen Strafe, aber um der zeitlichen zu entgehen.

Nach 2monatlicher Pauſe kam man in der folgenden Sitzung, 3. März 1547, zu den Sacramenten. Statt einer Lehre darüber beſchränkte man ſich indeß meiſt auf Verneinungen und nicht weniger als 27 Bannflüche, die man gegen Andersdenkende ausſprach. Die Siebenzahl der Sacramente war ſchon ſeit langer Zeit angenommen, aber noch kein Dogma. Auch ließ ſich dieſelbe ſo wenig aus der Schrift nachweiſen, als ſich darüber bei den Kirchenvätern etwas Sicheres fand. Der heilige Ambroſius in ſeiner Abhandlung de sacramentis ſpricht nur von der Taufe und dem Abendmahl, ebenſo Auguſtin, nur daß dieſer oft alle kirchlichen Gebräuche ohne Unterſchied Sacramente nennt. Ebenſo unbeſtimmt iſt der heilige Bernhard, der auch das Fußwaſchen als ein Sacrament bezeichnet. Bei dem Mangel an Gründen eben für die Zahl 7 gab das Concil gar keine Gründe an, ſondern decretirte friſchweg: Wer da behauptet, es gebe mehr oder weniger Sacramente als 7, der ſei Anathema, d. i. ein Fluch. — Was die Stiftung derſelben betraf, ſo hatte man ſeither nur Taufe und Abendmahl als von Chriſto, die übrigen 5 aber als von den Apoſteln eingeſetzt betrachtet. Nun aber lautete der Beſchluß des Concils: Wenn Jemand ſagt, die Sacramente ſeien nicht alle von Chriſto eingeſetzt, der ſei Anathema. — Hinſichtlich ihrer Nothwendigkeit war ſchon früher die Taufe für unentbehrlich zur Seligkeit erklärt, die übrigen aber nicht alle für in gleichem Grade nothwendig. Gleichwohl ging jetzt der Artikel durch: Wer behauptet, die Sacramente ſeien nicht nothwendig, ſondern überflüſſig, der ſei Anathema; wobei man jedoch den Zuſatz machte: nicht alle Sacramente ſind für alle Menſchen nothwendig; während man dieſe Unbeſtimmtheit noch vermehrte,

indem man weiter noch die Nothwendigkeit der Abſicht von der Nothwendigkeit der That unterſchied, ſodaß man namentlich die letzte Oelung nicht unbedingt erhalten haben müſſe, um im Stande der Gnade zu ſterben, wenn man ſie nur begehrt habe oder ſie doch verlangt haben würde, wenn man daran gedacht oder ſie gekannt hätte.

Der heftigſte Streit erhob ſich dann bei der Frage, in welcher Weiſe die Sacramente wirken, ob ſchon an ſich blos dadurch, daß man ſie empfängt, ex opere operato, oder vermöge ihrer inneren Wirkung auf das Gemüth des Empfangenden; bis es zuletzt zu dem Beſchluß kam: Wer da ſagt, die Sacramente verleihen nicht die Gnade von ſich aus, der ſei Anathema; wonach alſo unter Anderm bei der Communion ihre Wirkung, abgeſehen von der Seelenſtimmung und Gemüthsverfaſſung des Communicirenden, unmittelbar mit der Handlung des Empfangens und Genießens der Hoſtie, folglich mit einem materiell äußerlichen Act, zuſammenhängen ſoll.

Dagegen wurde auf die Intention des Prieſters für die Gültigkeit der von ihm verwalteten Sacramente ein entſchiedenes Gewicht gelegt. Unſtreitig eine äußerſt bedenkliche Frage: ob die genaue Beobachtung der Form einer kirchlichen Handlung hinreiche, um z. B. ein Kind zu taufen, einen Prieſter zu weihen, Chriſtum vom Himmel herabzuziehen und die Hoſtie in ſeinen Leib zu verwandeln; oder ob die ganze Handlung ungültig ſei, wenn der Prieſter oder Biſchof dieſelbe vollziehe in Zerſtreuung oder im Unglauben, ohne im vollen Ernſt ſeine Gedanken darauf zu richten. Nach langer, lebhafter Debatte wurde endlich decretirt: Wer da ſagt, die Intention, wenigſtens diejenige, das zu thun, was

die Kirche thut, werde vom Prieſter nicht erfordert, der ſei Anathema! welcher Beſchluß im Verlauf der Zeit allerdings dahin moderirt wurde, daß man vom Prieſter nur noch einen gewiſſen Ernſt verlangt, womit er die Sacramente verwalte.

Was die weiteren Verhandlungen und Beſchlüſſe über jedes einzelne Sacrament beſonders betrifft, ſo laſſen Sie mich vorläufig nur über 2 derſelben Folgendes kurz bemerken:

1. Hinſichtlich der Taufe wird jede, auch die der Ketzer für gültig erklärt, die im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes vollzogen iſt. Einen Convertiten zum zweiten Mal zu taufen, bleibt der Willkühr der Biſchöfe und Pfarrer überlaſſen, je nachdem der Convertit ſich dazu hergeben mag oder nicht.

2. Die Firmelung, welche erſt nach der Zulaſſung zum Abendmahl geſchieht und in der von einer gewiſſen Formel begleiteten Salbung mit Oel beſteht, ſoll gewöhnlich nur der Biſchof verrichten. Ohne ſich weiter über den Charakter oder Zweck der Handlung zu erklären, ſpricht das Concil nur das Anathema aus über Jeden, der ſich weigert, ſie ein Sacrament zu nennen, oder wer dem geweihten Oel eine ſpecifiſche, ihm inne wohnende Kraft abſpricht. Nach dem römiſchen Katechismus ſoll ſogar Chriſtus ſelbſt bei'm letzten Abendmahl den Apoſteln die Ceremonien der Firmelung vorgeſchrieben und ſie über die Bereitung des heiligen Oels belehrt haben.

Nach dieſem Allem kam jetzt die lang zurückgehaltene Reformfrage auf die Tagesordnung und zwar zunächſt über die Reſidenz der Biſchöfe und über die Vielheit der Beneficien oder Pfründen. In der Theorie ſollte ſelbſtverſtändlich jeder Biſchof in ſeinem Sprengel reſidiren, und ſchon

ſeit Jahrhunderten hatten dieß Concilien und Päpſte wiederholt zum Geſetz gemacht. In der Praxis aber fand der Mißbrauch des Nichtreſidirens Jahrhunderte lang überall ſtatt. Nun trat auch das Tridentiniſche Concil ſolchem Unfug entgegen, ohne daß jedoch ſeine Reformbeſchlüſſe eine weſentliche Aenderung darin bewirkten, um ſo weniger, als es in den Artikeln des betreffenden Decrets immer wieder heißt: „Stets und überall mit Vorbehalt der Autorität des päpſtlichen Stuhls," wodurch Alles illuſoriſch wurde. Bei der Vielheit der Beneficien war es auch nicht anders möglich, als daß z. B. ein Biſchof, der 2 Bisthümer hatte, ſich immer außerhalb des einen aufhielt. Und doch hatte deren ein Biſchof nicht ſelten 2 bis 3, bei geringeren Beneficien ein und dieſelbe Perſon oft 4 oder 5, zuweilen 10 oder 12, ja 20 oder mehr. So beſaß Leo X. vor ſeiner Erhebung auf den päpſtlichen Stuhl 28 der reichſten Pfründen, während es Cardinäle gab, die deren 30 hatten. Eine reiche Quelle von Mißbräuchen waren insbeſondere die ſogenannten Commenden, da man unter den vielfachen Wirren des Mittelalters oft eine Pfründe einem großem Herrn zum Schutz übergab, der dann die Einkünfte bezog und, ohne ſelbſt Prieſter zu ſein, für die geiſtlichen Functionen nothdürftig ſorgte. Es waren dieß die Commenden-Abbé's, die ſpäter am Hofe Ludwigs XV. eine ebenſo glänzende als zweideutige Rolle ſpielten; ſelbſt Bisthümer gingen zuweilen als Commenden in die Hände von Laien über oder blieben auch ſonſt Jahrelang unbeſetzt, weil faſt ſämmtliche Einkünfte durch Penſionen verſchlungen wurden, die man darauf anwies. Das Concil von Trient lief nun gegen alle dieſe Mißbräuche Sturm, und die Biſchöfe ließen es an Decreten namentlich gegen die Häufung

von Beneficien nicht fehlen. Da jedoch die päpſtlichen Legaten es dahin zu wenden wußten, daß auch dieſen Decreten die obige Clauſel beigefügt wurde: salva semper sedis apostolicae auctoritate, oder die Bedingung: wenn der Papſt nicht anders verfügt; — ſo blieb Alles bei'm Alten, und noch der Cardinal Mazarin unter Ludwig XIV. hatte 40 Abteien, der ruchloſe Cardinal Dubois außer mehreren andern reichen Pfründen auch das Erzbisthum Cambray, das er nie beſuchte, ſondern durch einen Coadjutor ob gut oder ſchlecht verwalten ließ. Erſt die franzöſiſche Revolution machte mit dieſen Mißbräuchen reine Bahn und zwang den Katholicismus, ſich zum Theil wenigſtens auf beſſeren Grundlagen neu zu erbauen. Nur im Kirchenſtaat blieben die alten Mißbräuche, und hält das Oberhaupt deſſelben noch heute jedem Verlangen nach Reformen das »non possumus« wie einen undurchdringlichen Schild entgegen.

Kehren wir nun wieder nach Trient zurück, ſo war Papſt Paul III., obwohl er durch ſeine Legaten das Concil faſt ganz beherrſchte, doch nicht ohne Sorge, es könne irgendwie ſeinen Händen entſchlüpfen. Am liebſten hätte er es aufgelöſt; da er dieß aber des Kaiſers wegen nicht wagen durfte, ſo ſuchte und fand man in dem Gerücht von einer in der Stadt ausgebrochenen Peſt erwünſchten Anlaß, die Verſammlung wenigſtens zu verlegen, Rom näher, nach Bologna. Im März 1547 verließen die Legaten Trient; 38 Prälaten von der päpſtlichen Partei folgten, die übrigen blieben und betrachteten ſich als das wahre Concil, ebenſo die andern in Bologna. Darüber ſchlummerte das Concil Jahre lang, und war die erſte Periode deſſelben beendigt, bis es endlich unter dem neuen Papſt Julius III. auf Betreiben des Kaiſers

im Frühjahr 1551 wieder in Trient, freilich nur mit 15 Bischöfen, eröffnet, aber sofort wieder bis zum Herbst des Jahres vertagt wurde. Carl V., um den Papst zu stacheln, ließ sich jetzt nicht nur durch 3 Botschafter vertreten, sondern schickte auch möglichst viele spanische und deutsche Bischöfe hin, gleichwie er auf's Neue die Protestanten zur Theilnahme am Concil aufforderte. — Letztere aber lehnten abermals ab, wohl wissend, daß man sie nicht hören, und ihr Erscheinen, zumal mit der Bibel unter dem Arm, ihre Widersacher nur noch mehr erbittern würde. Auch in der zweiten Periode des Concils, von 1551 bis 1552, trat der neue Legat, Cardinal Marcellus Crescentius, allen Reformforderungen schroff und höhnend entgegen, und alle die päpstliche Autorität berührende Fragen zurückweisend ließ er in der Feststellung der Dogmen fortfahren und zwar mit der Lehre von den Sacramenten.

Im Anschluß an die früheren, noch nicht zu Ende gebrachten Verhandlungen darüber kam zunächst speciell das heilige Abendmahl an die Reihe. Die Lehre von der Verwandlung der Hostie in den Leib und das Blut Christi durch den Spruch des Priesters: hoc est corpus meum, oder die Transsubstantiation, gleichwie in Folge davon die Anbetung der Hostie wurde ohne Weiteres angenommen, und über die Gegner dieses Dogma's der Bannfluch ausgesprochen. — Lassen Sie mich dabei nur bemerken, daß für die Väter zu Trient ein erstaunlicher Muth dazu gehörte, wenn sie sagten: Alle unsere Vorfahren haben dieß offenkundig also gelehrt; — obgleich erst im 9. Jahrhundert Paschasius Radbertus, Abt von Corvey, die Verwandlungslehre aufgebracht, und erst 1215, also 400 Jahre darnach, Papst Innocenz III. auf dem Lateran-Concil zu Rom dieselbe bestätigt hatte, während man in der

älteſten Kirche das Abendmahl einfach das Brodbrechen nannte und Jahrhunderte hindurch nicht daran dachte, daß in der Meſſe immer von Neuem und an allen Orten der Leib Chriſti als ein unblutiges Opfer für die Sünden der Welt Gott dargebracht werde. Gleicherweiſe wurde dann der Wegfall des Kelches für die Laien zum Kirchengeſetz erhoben und dasſelbe mit einem Bannfluch verſchanzt, obwohl bis zum 12. Jahrhundert die Kirche das Abendmahl unter beiden Geſtalten für alle Gläubigen unabänderlich aufrecht erhalten hatte, und man auch viel ſpäter noch hier und da bei der Einſetzung Chriſti blieb, bis zuletzt wenigſtens die Könige von Frankreich als allerchriſtlichſte Könige und älteſte Söhne der Kirche an ihrem Krönungs- und ihrem Sterbetag noch unter beiderlei Geſtalt communiciren durften.

Mit gleicher Willkühr verfuhr man bei dem Sacrament der Buße. Obgleich ſich die Stiftung eines ſolchen von Chriſto oder den Apoſteln nicht nachweiſen, auch die außer der Reue in den Begriff der Buße aufgenommene Beichte und Abſolution ſammt den vom Prieſter aufgelegten Büßungen ſich bibliſch nicht rechtfertigen ließen, ſo hielt man doch die bisherigen Satzungen aufrecht und befeſtigte dieſelben gegen jeden Widerſpruch mit einer Reihe von Bannflüchen.

Inzwiſchen lag dem Papſt nichts ſoſehr am Herzen, als das Concil zu ſchließen, damit nur von den immer allgemeiner verlangten Reformen des Papſtthums weiter keine Rede ſei, und man weder von den kaiſerlichen Geſandten noch von den neuerdings angekommenen Geſandten mehrerer proteſtantiſcher deutſcher Fürſten und Reichsſtädte ferner mit Wünſchen und Beſchwerden nicht beläſtigt werde. Da kam plötzlich die Nachricht von dem gewaltigen Schlag, welchen

Churfürst Moriz von Sachsen gegen den Kaiser geführt, so daß dieser die Flucht ergriffen und sich von Innsbruck bis in's Innere von Kärnthen zurückgezogen hatte. Es war dieß im Frühjahr 1552; viele Bischöfe flohen von Trient, und Papst Julius III., nunmehr der Rücksicht auf den Kaiser entbunden, gab gern dem Verlangen seiner Legaten nach, das Concil auf 2 Jahre oder länger zu vertagen.

Bei der mönchischen Beschränktheit und dem leidenschaftlichen Eifer, womit der nachfolgende Papst Paul IV. die Forderungen der Zeit bekämpfte und die alte Papstherrlichkeit wieder herzustellen suchte, nahmen jetzt die katholischen Landesfürsten darauf Bedacht, ihren Kirchen selbst zu helfen. — Frankreich drohte mit einem National-Concil, da von Rom keine Reformen zu erwarten seien. Carls des V. Nachfolger, Kaiser Ferdinand I., verlangte in einem Schreiben an den Papst vom Jahr 1560 die Bewilligung des Laienkelchs und der Priesterehe. Die bairischen Herzöge gestatteten ihren Unterthanen das Abendmahl unter beiden Gestalten und ließen Postillen verfertigen, welche die Geistlichen gebrauchen sollten. — Da berief Pauls Nachfolger, Papst Pius IV., zur Abwendung so drohender Gefahren im Jahr 1560 das Concil von Neuem nach Trient, wo es jedoch erst im Jahr 1562 nach einer Unterbrechung von 10 Jahren wieder zu Stande kam. Auch bei dieser dritten und letzten Periode des Concils lassen Sie uns noch einige Augenblicke verweilen.

Außer 6 päpstlichen Legaten hatten sich gegen 100 Bischöfe in Trient versammelt, meist Italiener und Spanier, indeß Franzosen und Deutsche die längste Zeit auf sich warten ließen.

Nachdem in mehreren Sitzungen viel disputirt, aber

ältesten Kirche das Abendmahl einfach das Brod[illegible]hen Ge-
und Jahrhunderte hindurch nicht daran dach[illegible]iplan vor.
Messe immer von Neuem und an allen O[illegible]cht über den
als ein unblutiges Opfer für die Si[illegible]l auf eine ge-
dargebracht werde. Gleicherweise w[illegible]estimmte An-
des Kelches für die Laien zum Kir[illegible]Volksſprache ge-
ſelbe mit einem Bannfluch verſch[illegible]erden; der Papſt
Jahrhundert die Kirche das Ab[illegible]y vornehmen ꝛc. —
für alle Gläubigen unabände[illegible]der Kaiſer der Art be-
man auch viel ſpäter noch[illegible]gen Widerſpruchs der Spa-
Chriſti blieb, bis zuletzt [illegible]werden könnten; der Papſt
als allerchriſtlichſte Kön[illegible]währen. — Um der bedenklichen
ihrem Krönungs- und [illegible], brachten die päpſtlichen Legaten
Geſtalt communicire[illegible]mente zur Sprache, ſpeciell die Lehre

Mit gleiche[illegible] dem Abendmahl als einem Opfer. Wie
der Buße. Ob [illegible]oteſtantiſcher Auffaſſung die Communion die
Chriſto oder d[illegible]ers Chriſti iſt, ſo iſt in der römiſch-katholi-
Reue in der [illegible]die Meſſe das Opfer ſelbſt, welches durch einen
Abſolution [illegible]Act ebenſo oft wiederholt wird, als der Prieſter
ſich bibli[illegible]des Sacraments über die Hoſtie ausſpricht. Die
bisheri[illegible]Hoſtie iſt dann nicht blos der Leib Chriſti, ſondern
jeden [illegible]ſelbſt, Chriſtus am Kreuze, der für die Sünden der
[illegible]ſtirbt. Ungeachtet nach der Schrift Chriſtus einmal
als [illegible]den iſt am Kreuz zur Verſöhnung für unſre Sünden,
g[illegible]bedrohte doch das Concil ohne irgend welche haltbare Be-
[illegible]gründe einen Jeden mit dem Anathem, der nicht glaubt,
[illegible] in der Meſſe eine eigentliche und mit Recht ſo genannte
Opferung ſtattfinde, da das göttliche Meßopfer vielmehr ein
wahres Verſöhnungsopfer ſei, weil darin eben derſelbe Chriſtus
unblutig geopfert werde, der ſich blutig am Kreuze darge-

…be. Sodann ward das Anathem ausgesprochen über …r nicht glaubt, Christus habe die Apostel zu …esetzt und ihnen wie auch ihren Nachfolgern im … immer wiederholte und erneuerte Darbrin… … übergeben. Nicht minder soll der Bann… …n, welche die Ceremonien bei der Messe …fen, oder welche behaupten, dieselben …sache gehalten werden, oder sie sei nur …er communicire, da auch der Priester allein …ht nur für Lebende, sondern auch für Todte …eelenmessen), nicht nur für Sünden, Strafen und …ugungen, vielmehr auch für sonstige Bedürfnisse, die …esung eines Kranken, Heimkehr eines Reisenden ꝛc. das Meßopfer darbringen möge.

Für die nächste, 8 bis 9 Monate lang verschobene Sitzung, im Juli 1563, setzten die päpstlichen Legaten, im Widerspruch mit den kaiserlichen und französischen Gesandten, es abermals durch, daß nicht Gegenstände der kirchlichen Zucht und Ordnung verhandelt wurden, sondern daß man zum Sacrament der Priesterweihe überging. Es wurde dabei kurzweg das allgemeine Priesterthum verworfen, trotzdem daß der Apostel Petrus die Gläubigen alle ermahnt, sich zu erbauen zum geistlichen Priesterthum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Christum. Dagegen erhob man Folgendes zum Beschluß: Weil in der Kirche ein Opfer besteht, die Messe, so muß es auch ein besonderes Priesteramt geben, welches von Christus gestiftet und den Aposteln und ihren Nachfolgern im Priesterthum übergeben ist, seinen Leib und sein Blut zu weihen und darzureichen, auch die Sünden zu vergeben oder zu behalten; ferner: Es gibt 7 Weihen

nichts zu Stande gekommen war, legten die kaiserlichen Gesandten den päpstlichen Legaten einen kühnen Reformplan vor. So wurde vorgeschlagen: Die Kirchengesetze sollen nicht über den göttlichen Gesetzen stehen; die Excommunication soll auf eine gewisse Anzahl großer Sünden beschränkt, eine bestimmte Anzahl von Gebeten soll bei'm Gottesdienst in der Volkssprache gehalten, die Priesterehe theilweise gestattet werden; der Papst und sein Hof sollen eine Reform bei sich vornehmen ꝛc. — Nach langen Verhandlungen ließ sich der Kaiser der Art beschwichtigen, daß seine Anträge wegen Widerspruchs der Spanier vom Concil nicht erfüllt werden könnten; der Papst werde sie ihm aber später gewähren. — Um der bedenklichen Reformfrage auszuweichen, brachten die päpstlichen Legaten auf's Neue die Sacramente zur Sprache, speciell die Lehre von der Messe oder dem Abendmahl als einem Opfer. Wie nämlich nach protestantischer Auffassung die Communion die Feier des Opfers Christi ist, so ist in der römisch-katholischen Kirche die Messe das Opfer selbst, welches durch einen mysteriösen Act ebenso oft wiederholt wird, als der Priester die Worte des Sacraments über die Hostie ausspricht. Die geweihte Hostie ist dann nicht blos der Leib Christi, sondern Christus selbst, Christus am Kreuze, der für die Sünden der Welt stirbt. Ungeachtet nach der Schrift Christus einmal gestorben ist am Kreuz zur Versöhnung für unsre Sünden, so bedrohte doch das Concil ohne irgend welche haltbare Beweisgründe einen Jeden mit dem Anathem, der nicht glaubt, daß in der Messe eine eigentliche und mit Recht so genannte Opferung stattfinde, da das göttliche Meßopfer vielmehr ein wahres Versöhnungsopfer sei, weil darin eben derselbe Christus unblutig geopfert werde, der sich blutig am Kreuze darge-

bracht habe. Sodann ward das Anathem ausgesprochen über Jeden, der nicht glaubt, Christus habe die Apostel zu Priestern eingesetzt und ihnen wie auch ihren Nachfolgern im Priesterthum die immer wiederholte und erneuerte Darbringung seines Opfers übergeben. Nicht minder soll der Bannfluch diejenigen treffen, welche die Ceremonien bei der Messe als abergläubisch verwerfen, oder welche behaupten, dieselben sollten in der Volkssprache gehalten werden, oder sie sei nur dem heilsam, welcher communicire, da auch der Priester allein für Andere, nicht nur für Lebende, sondern auch für Todte (die sog. Seelenmessen), nicht nur für Sünden, Strafen und Genugthuungen, vielmehr auch für sonstige Bedürfnisse, die Genesung eines Kranken, Heimkehr eines Reisenden ꝛc. das Meßopfer darbringen möge.

Für die nächste, 8 bis 9 Monate lang verschobene Sitzung, im Juli 1563, setzten die päpstlichen Legaten, im Widerspruch mit den kaiserlichen und französischen Gesandten, es abermals durch, daß nicht Gegenstände der kirchlichen Zucht und Ordnung verhandelt wurden, sondern daß man zum Sacrament der Priesterweihe überging. Es wurde dabei kurzweg das allgemeine Priesterthum verworfen, trotzdem daß der Apostel Petrus die Gläubigen alle ermahnt, sich zu erbauen zum geistlichen Priesterthum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Christum. Dagegen erhob man Folgendes zum Beschluß: Weil in der Kirche ein Opfer besteht, die Messe, so muß es auch ein besonderes Priesteramt geben, welches von Christus gestiftet und den Aposteln und ihren Nachfolgern im Priesterthum übergeben ist, seinen Leib und sein Blut zu weihen und darzureichen, auch die Sünden zu vergeben oder zu behalten; ferner: Es gibt 7 Weihen

oder Weihestufen zum Priesteramte, und wird dem rechtmäßig Geweihten ein unauslöschlicher Charakter eingedrückt. Die Function der Priesterweihe wie der Firmelung sammt der kirchlichen Regierung überhaupt steht den vom heiligen Geist geordneten Bischöfen zu, wobei jedoch, ungeachtet vieler Discussionen, die Frage ungelöst blieb, ob der Bischof dem Priester übergeordnet sei laut göttlichen oder blos laut kirchlichen und päpstlichen Rechts. Vom Papste war bei diesen Verhandlungen keine Rede, da man zwar in der Anerkennung seiner administrativen Oberherrlichkeit übereinstimmte, für seine geistige Suprematie aber, für seine Unfehlbarkeit und Heiligkeit kein Zeugniß der Schrift oder der Kirchenväter zu finden wußte. —

Endlich traf noch eine beträchtliche Anzahl französischer Bischöfe zum Concil ein. Auch sie drangen auf Reformbeschlüsse, um die Protestanten in Frankreich zu gewinnen und die Katholiken zu befestigen, unter andern auf Gestattung des Kelchs und den Gebrauch der Volkssprache bei'm Gottesdienst, auf Abstellung der vielen kostspieligen päpstlichen Dispense ꝛc. ꝛc., worüber der Papst äußerst erbittert an seinen Legaten schrieb: Das ist Empörung! und ihnen die Weisung gab, zum Sacrament der Ehe überzugehen. Daß dieselbe ein Sacrament sei, war schon angenommen; jetzt decretirte man auch, ohne sich über die Ausnahme im Fall des ehelichen Treubruchs zu erklären, die absolute Unauflösbarkeit der Ehe und sprach den Bannfluch über Jeden, der sagt, daß die Kirche hierin irre; wiewohl thatsächlich die Unauflöslichkeit nur dem Namen nach in der römischen Kirche besteht, da man aus zahllosen Nichtigkeitsgründen früher geschlossene Ehen wieder aufhob und noch aufhebt, wie dieß ja auch in

neueſter Zeit geſchah bei der zweiten Verheirathung Napoleons I. mit der Erzherzogin Marie Louiſe von Oeſterreich. — Hinſichtlich des Cölibats proclamirte man den unwandelbaren Beſtand deſſelben, der auch vom Papſt nicht alterirt werden könne, und erklärte zugleich die Eheloſigkeit für heiliger als die Ehe, wodurch dieſe freilich unverkennbar an ſacramentaler Bedeutung verliert und nur noch als gut genug für Laien erſcheint.

Nach dem Allem ſchien es indeß nun unvermeidlich, auf die immer wieder vertagte Reformfrage endlich weiter einzugehen und ſich auf die vielgeforderte Abſtellung der größeren kirchlichen Mißbräuche einzulaſſen. Als aber ſtatt deſſen die Legaten im Intereſſe der päpſtlichen Allgewalt Anträge ſtellten auf Beſchränkung der weltlichen Macht in kirchlichen Dingen, da reiſte nicht nur die franzöſiſche Geſandtſchaft ab mit entſchiedenem Proteſt gegen ſolche Anmaßung, ſondern auch der Kaiſer und die Fürſten wünſchten den Schluß des Concils, wonach ſich der Papſt ſchon immer geſehnt hatte. Nachdem dann noch die herkömmlichen Lehrmeinungen vom Fegfeuer, der Anrufung der Heiligen u. ſ. w. zu feſten Satzungen geſtempelt waren, fand am 4. December 1563, achtzehn Jahre nach der erſten Eröffnung des Concils, die fünfundzwanzigſte und letzte Sitzung ſtatt. — In aller Eile kam es in derſelben noch zu einigen Reformbeſchlüſſen, namentlich in Betreff einer angemeſſenen Bildung der Geiſtlichen und der zu geiſtlichen Aemtern nothwendigen ſittlichen Eigenſchaften, auch hinſichtlich öfterer Predigten ſtatt des bloſen Meſſeleſens. Nicht minder ſollten alle zwei Jahre Kirchenviſitationen vorgenommen und regelmäßige Diöceſan- und Provincialſynoden gehalten, die Appellationen nach Rom und die von

dort einzuholenden koſtſpieligen Dispenſationen beſchränkt, die Strafgewalt der Biſchöfe aber zu beſſerer Uebung der Zucht in ihren Diöceſen befeſtigt werden. Da man jedoch dem Papſte als Statthalter Gottes auf Erden die höchſte Gewalt in der ganzen Kirche zugeſtand, ihm auch das Concil mit allen ſeinen Beſchlüſſen unterordnete, während man die für Rom einträglichen Mißbräuche nur leiſe berührte, ſo traten die etwaigen Reformen nur ſehr beſchränkt und abgeſchwächt in's Leben. War ja überdieß die Forderung der Prieſterehe und die Gewährung des Laienkelchs dem Papſt anheimgegeben, der Gebrauch der lateiniſchen Sprache in der Meſſe beſtätigt, die Anrufung der Heiligen ſammt der Verehrung der Bilder und Reliquien in Schutz genommen, und der Ablaßhandel zwar verboten, der Ablaß im Allgemeinen aber gerechtfertigt, ohne den ſchwankenden Begriff deſſelben feſtzuſtellen. —

Wenn es jedoch unverkennbar als die Haupttendenz des Concils erſcheint, nicht ſowohl gründlich zu reformiren, vielmehr die Kirchengewalt gegen alle Angriffe zu ſtärken und die erſchütterte Autorität des apoſtoliſchen Stuhls zu befeſtigen, ſo war der Zweck glücklich erreicht; weshalb auch Papſt Pius IV. nicht anſtand, die gefaßten Beſchlüſſe nachgeſuchter Maßen zu beſtätigen, indem er zugleich allen Gläubigen und den Geiſtlichen aller Grade bei Strafe die unbedingte Annahme der Beſchlüſſe des Concils anbefahl. Gleichwohl erfolgte dieſe Annahme keineswegs allgemein; wie denn in Frankreich das Tridentiniſche Concil nie anerkannt und publicirt worden iſt, weil viele Beſchlüſſe deſſelben die Rechte und Freiheiten der gallicaniſchen Kirche verletzten; ebenſo wenig in Ungarn und in der katholiſchen Schweiz. Auch in Deutſchland konnten die Concilsbeſchlüſſe als Reichsgeſetz nicht verkündet werden, die katholiſchen

Fürſten aber nahmen auf dem Reichstag zu Augsburg im Jahre 1566 die Beſchlüſſe deſſelben an.

Fragen wir endlich nach dem Reſultat im Ganzen, ſo hat allerdings das Concil den Wünſchen freiſinniger Katholiken, auch vieler zum Concil verſammelter Prälaten und Theologen nicht entſprochen, noch viel weniger den gerechten Forderungen der Proteſtanten irgendwie Rechnung getragen. Wohl aber hat es dem ſchwankenden Zuſtande der römiſch-katholiſchen Kirche ein Ende gemacht, auch Einheit und Ordnung in derſelben wiederhergeſtellt, der verfallenen Zucht und Ehrbarkeit im geiſtlichen Stande wieder aufgeholfen und für die Bildung des Klerus durch Errichtung von Seminarien ꝛc. Bedeutendes geleiſtet. Wie gern wir dieß indeß anerkennen, es auch der katholiſchen Kirche, von ihrem Standpunkte aus betrachtet, nicht verargen mögen, ſich in ihrem eignen Lager möglichſt befeſtigt zu haben, ſo können wir doch nicht umhin, es ſchmerzlich zu beklagen, daß die Päpſte alsbald begannen, zur Behauptung ihrer geiſtlichen Alleinherrſchaft auf dem neu gewonnenen Bollwerk des Tridentiniſchen Concils, unterſtützt von den Jeſuiten, an der Bekämpfung der Reformation und des evangeliſchen Proteſtantismus mit neuem Eifer zu arbeiten. Und wäre der Eifer nur immer ohne Beimiſchung von gehäſſigem Fanatismus geweſen! Was aber ſollen wir dazu ſagen, wenn nach der berüchtigten Abendmahlsbulle Urbans VIII. die Päpſte ſich nicht ſcheuten, buchſtäblich über alle vom katholiſchen Glauben Abgefallenen, namentlich Lutheraner, Zwinglianer, Calviniſten und alle und jeden anderen Ketzer, auch die ihnen glauben und ſie aufnehmen, ingleichen über Alle, die ſich der Gemeinſchaft des römiſchen Stuhls entziehen, von Gotteswegen, unter dem An-

ſehen der Apoſtel Petrus und Paulus, auch des Papſtes ſelbſt, alljährlich am Gründonnerſtage, dem Stiftungsfeſte des heiligen Abendmahls, des Liebes- und Verſöhnungsmahls des Neuen Bundes, die Excommunication und den Bannfluch öffentlich und feierlich auszuſprechen!?

Laſſen wir uns indeß durch ſolches Alles unſere heutige reformationsfeſtliche Stimmung nicht trüben, freuen wir uns vielmehr mit Dank gegen Gott, ohne unſer Verdienſt erlöſt von allem alten, erſtorbenen, todten Satzungsweſen, in friſcher, freier Gottesluft zu athmen, feſt gegründet auf den Wahlſpruch unſers großen Reformators: Der Gerechte wird ſeines Glaubens leben. — Geben wir aber zugleich gegenüber allen Anfeindungen, die unſere Kirche erfahren hat oder noch erfährt, dem Geiſt religiöſer Duldung und chriſtlicher Bruderliebe auch gegen Andersgläubige immerdar freien Raum und volles Recht, zur Ehre unſeres evangeliſchen Bekenntniſſes, zur Förderung des Friedens auf Erden und zum Wohlgefallen Gottes und unſers Heilandes!

Siebenzehnte Vorleſung.

Die Jeſuiten.

Verehrte Anweſende!

Nach Trient, auf das dortige Concil richtete ſich das vorige Mal unſer Blick. Wir vergegenwärtigten uns, wie daſſelbe im Jahre 1545 eröffnet und nach wiederholten Vertagungen und mehreren langen Unterbrechungen erſt 1563, alſo nach Verlauf von 18 Jahren, geſchloſſen ward. Wir ſahen, wie damit die römiſch-katholiſche Kirche ihrer letzten Entwicklung verfiel, während das Reſultat der Verhandlungen den Wünſchen freiſinniger Katholiken, auch vieler zum Concil verſammelten Prälaten und Theologen ebenſowenig entſprach, als es den Forderungen der Proteſtanten irgend Rechnung trug. Ohne gründlich reformiren zu wollen, ging die Haupttendenz des Papſtes und ſeiner die Verſammlung beherrſchenden Legaten nur dahin, die Kirchengewalt gegen alle Angriffe zu ſtärken und die durch die Reformation erſchütterte Autorität des apoſtoliſchen Stuhls von Neuem zu befeſtigen. Die mit zahlloſen Bannflüchen gegen Andersgläubige belegten Decrete, namentlich in Betreff

der dem Worte Gottes in der heiligen Schrift gleichgeſtellten oder gar übergeordneten Tradition, das Verbot der eignen freien Forſchung, die als unwiederruflich ſanctionirte Satzung hinſichtlich der 7 Sacramente, des Meßopfers, der Entziehung des Kelchs bei der Communion, der Ablaßertheilung, der Eheloſigkeit der Prieſter ſammt der wenigſtens in Schutz genommenen Anrufung der Heiligen, Verehrung der Bilder und Reliquien, — leider! war dieſes Alles dazu angethan, eine nicht auszufüllende Kluft zwiſchen der römiſchen und der evangeliſch-proteſtantiſchen Kirche zu befeſtigen. Wurden doch auch die gegen allerlei Mißbräuche gefaßten Reformbeſchlüſſe großentheils illuſoriſch, indem man die Ausführung derſelben der höchſten Autorität anheimgab, in deſſen Händen als des Statthalters Gottes auf Erden die Regierung der ganzen Kirche ruhe. Wie gerne wir es, hiervon abgeſehen, im Uebrigen auch anerkennen, daß durch das Tridentiniſche Concil dem ſchwankenden Zuſtande der römiſchen Kirche ein Ende gemacht, Ordnung und Einheit in derſelben hergeſtellt, insbeſondere der verfallnen Zucht und Ehrbarkeit im geiſtlichen Stande ziemlich wieder aufgeholfen, und eine angemeſſenere Bildung deſſelben gefördert worden iſt, ſo können wir gleichwohl nicht umhin, es ſchmerzlich zu beklagen, daß die Päpſte alsbald begannen, zur Behauptung ihrer geiſtlichen Alleinherrſchaft auf dem neu gewonnenen Bollwerk des Concils und ſeine Beſchlüſſe an der Bekämpfung der Reformation und des evangeliſchen Proteſtantismus mit neuem, nicht ſelten fanatiſchem Eifer zu arbeiten, angefeuert und unterſtützt von den Jeſuiten.

Eben auf dieſen Orden, dem wir früher in der Reformationsgeſchichte ſchon oft begegneten, möchte ich dießmal

Ihr Augenmerk richten. Es kann dabei selbstverständlich hier nicht die Meinung sein, der sogenannten Gesellschaft Jesu feindselig entgegenzutreten, sie zu verunglimpfen oder ihre Grundsätze, ihre Bestrebungen und die ganze Art ihrer Thätigkeit ohne Weiteres als verwerflich und fluchwürdig darzustellen. Gehen wir vielmehr der Entstehung des Ordens, seiner Verfassung, seiner Wirksamkeit und dem Standpunkt, welchen derselbe offenkundig eingenommen, an der Hand der Geschichte unbefangen und unparteiisch nach, während wir zum Voraus im Allgemeinen nur bemerken, daß unter allen geistlichen Gesellschaften der neueren Zeit keine bedeutender erscheint als die der Jesuiten. Sich bald überallhin verbreitend und mit den weitgehendsten Privilegien versehen entwickelten sie eine ähnliche Thätigkeit wie die Bettelmönche in ihrer Blüthezeit, beschränkten sich aber nicht wie diese auf einseitige Bildung, sondern nahmen die mannichfachsten Talente und Charaktere in ihren Orden auf, um die Einen zu Missionen, die Andern an Höfen, an Schulen und Universitäten als Gelehrte oder als Prediger und Beichtväter zu verwenden, Alle ununterbrochen auf das eine Ziel gerichtet, ihre Gesellschaft und durch sie das Papstthum zur Alleinherrschaft zu erheben. Als die entschiedensten Gegner des Protestantismus richteten sie dabei ihre Thätigkeit vorzugsweise auf die von der Kirche abgefallenen Länder, wo es ihnen, besonders in Deutschland, auch gelang, den Kampf auf Leben und Tod gegen die Reformation neu anzufachen, die Fortschritte derselben zu hemmen und die Wurzeln, welche sie geschlagen, theilweise wieder auszurotten; indeß sie überhaupt durch ihre Verfassung, der keine andere gleicht, mehr und mehr eine innere Stärke und Kraft gewannen, die in ihrer Wirkung so

unwiderſtehlich wurde, daß man nicht ohne Grund geſagt hat: Dem Jeſuiten gehört die Welt. Er iſt überall. Selbſt unſichtbar wirkt ſein Geiſt und ſein Inſtitut. — Ja wenngleich die Geſellſchaft in ihrer eignen Kirche allmählig verhaßt, von Fürſten und ſelbſt von Päpſten mit Argwohn und Eiferſucht angeſehen, aus katholiſchen Ländern und Reichen vertrieben und von einem Clemens XIV. ganz aufgehoben ward, ſo iſt ſie dennoch bis auf dieſen Tag zu immer neuem Leben und tief eingreifender Wirkſamkeit gekommen, nach dem Ausſpruch, den man einem der Ihrigen weiſſagend in den Mund legt: Wie Lämmer haben wir uns eingeſchlichen, wie Wölfe regieren wir, wie Hunde wird man uns vertreiben, aber wie die Adler werden wir uns wieder erheben. —

Sehen wir nun zunächſt auf den Stifter des Ordens, ſo war dieß bekanntlich Don Inigo oder Ignatius von Loyola, geboren 1491 aus alt adlichem Geſchlecht auf dem Schloſſe Loyola in Spanien. In ſeinen frühern Jahren Edelknabe am königlichen Hofe Ferdinands und Iſabella's nahm er ſpäter Kriegsdienſte, wurde aber bei der Belagerung Pampelona's durch die Franzoſen ſchwer verwundet und kam eben dadurch in ganz andere Bahnen. In Ermangelung eines Ritterromans, wonach er auf ſeinem Schmerzenslager zum Zeitvertreib verlangte, brachte man ihm Legenden der Heiligen (flos sanctorum), beſonders des heiligen Dominicus und Franziscus, deren Pilgerfahrten, Selbſtpeinigungen und Wunderthaten ſeine durch Krankheit erregte Einbildungskraft dermaßen erhitzten, daß er ſich entſchloß, ihnen nachzueifern und, ſobald er geneſen, unter anhaltendem Faſten und unter Geiſſelungen baarfuß nach Jeruſalem zu wallfahrten, um ſich die göttliche Gnade zu erwerben. Eben um dieſe Zeit geſchah

es, wie ſeine Biographen Orlandino und Ribadeneira erzählen, daß ihm die Jungfrau Maria mit ihrem Sohn auf dem Arm erſchien, in deren Anſchauen er ſich verſenkte, gleich wie er ein andermal vom nächtlichen Lager aufſprang, ſich vor einem Mutter-Gottesbild auf die Knie warf und mit einem Schwur für ſein ganzes Leben ſich ihr zum Ritter weihte. Er war damals 31 Jahre alt. Das Erſte, was er nun vornahm, war eine Wallfahrt nach dem Berg Montſerrat zu einem wunderthätigen Marienbilde, vor welchem er eine ganze Nacht theils knieend, theils ſtehend zubrachte und 3 Tage lang eine allgemeine Beichte ablegte. Von da eilte er in das benachbarte Manreſa, wo er in einem Armenſpital einkehrte, ſich ſein nothdürftiges Brod an den Häuſern bettelte, auf bloſer Erde ſchlief, täglich dreimal ſich blutig geißelte und ungekämmt und ungewaſchen täglich 7 Stunden betete. Nach ſolchen 4 Monate lang fortgeſetzten Uebungen, die ſeine Körperkräfte verzehrten und ſeinen Geiſt zerrütteten, gerieth er in die tiefſte Traurigkeit und kam der Verzweiflung nahe. Um den vermeintlichen Anfechtungen des böſen Geiſtes zu widerſtehen, enthielt er ſich 7 Tage lang aller Nahrungsmittel, ohne im Beten, Wachen und Geiſſeln nachzulaſſen, bis ſein Beichtvater ihm die Abſolution zu verſagen drohte, wenn er damit nicht einhalte. Allmählig ruhiger geworden, obgleich von Zeit zu Zeit noch vom Teufel durch ſeltſame Viſionen gequält, ſoll er nicht minder zu himmliſchen Erſcheinungen entzückt worden ſein und, nachdem er einſt, einem Todten gleich, 8 Tage in der Entzückung gelegen, das Geheimniß der Dreieinigkeit geſchaut, auch wiederholt Chriſtus und Maria mit Augen geſehen haben. Im Jahre 1523 pilgerte er dann nach Jeruſalem, um die heiligen Orte zu beſuchen und an der Be-

kehrung der Muhamedaner im heiligen Lande zu arbeiten. Da ihm Letzteres der dortige Provincial der Dominikaner seines unbesonnenen Eifers wegen nicht zuließ, kehrte er in seine Heimath zurück, und da es ihm an gelehrten Kenntnissen gänzlich mangelte, besuchte er die Schule zu Barcelona, darnach die Universitäten Alcala und Salamanka, später Paris, indem er sich überall seinen Unterhalt erbettelte, von den Almosen, die er hier empfing, noch andere Arme ernährte und sie zugleich zu geistlichen Uebungen anleitete. Mehr und mehr reifte nun in ihm der Entschluß zur Gründung einer geistlichen Gesellschaft von gleichgesinnten Männern, und gelang es ihm auch, einen Pierre Lefèbre aus Savoyen und Franz Xaver aus Navarra nebst 2 jungen Spaniern: Jacob Lainez und Alphons Salmeron, für seinen Plan zu gewinnen, denen sich noch ein portugiesischer Edelmann: Simon Rodriguez, und der Spanier Bobadilla zugesellten. Diese 6 thaten im Jahre 1534 in der Kirche zu Montmartre bei Paris, nachdem sie gebeichtet und communicirt, das Gelübde, allen Erdengütern zu entsagen, das Heil des Nächsten zu fördern, und falls sie weiterhin nicht nach Jerusalem kommen und daselbst bleiben könnten, sich zu den Füßen des Papstes zu werfen, damit er sich ihrer zum Besten der Seelen nach Gefallen bediene. Noch einige Andere schlossen sich ihnen an, nnd nachdem sie für einige Zeit in ihre Heimath zurückgekehrt, trafen sie Alle nach vorheriger Verabredung im Juni 1537 in Venedig wieder zusammen. Hier vertheilte sie Ignaz in die Hospitäler, namentlich in das Lazareth der Unheilbaren, wo sie sich, besonders Xaver, durch Wartung und Verpflegung von Aussätzigen oder anderen von ansteckenden, greulichen Krankheiten Heimgesuchten hervorthaten. Noch aber fehlte es dem neuen

Orden, den ſie zu ſtiften wünſchten, an einer beſtimmten Verfaſſung. Nachdem ſie darüber berathſchlagt, nahmen ſie vorerſt die gewöhnlichen 3 Mönchsgelübde an: Armuth, Keuſchheit, Gehorſam, dazu aber noch 2 andere: ihrem auf Lebenszeit zu wählenden Vorgeſetzten einen abſoluten Gehorſam zu leiſten und ſeinen Willen als göttlichen Ausſpruch zu betrachten, ſodann: der Sendung des Papſtes zum Beſten der Religion in jedes Land der Gläubigen oder Ungläubigen unbedingt zu folgen, ohne Lohn und ohne Wegzehrung, Alles nach dem weiterhin oft übel angewandten Motto des Ordens: in majorem Dei gloriam.

Nun fehlte nur noch die Beſtätigung des Papſtes, dem jedoch bei dem damaligen ſchwankenden Zuſtande der römiſch-katholiſchen Kirche und dem Verfall der früheren geiſtlichen Geſellſchaften der neue Orden nur äußerſt willkommen ſein konnte. So beſtätigte denn auch Paul III. in einer beſonderen Bulle vom Jahre 1540 »Regimini ecclesiae militantis« die fortan ſo genannte Geſellſchaft Jeſu ſammt den von Lojola entworfenen Statuten, wollte aber die Zahl ihrer Mitglieder auf 60 beſchränkt wiſſen. Im folgenden Jahre wählte man Ignaz zum General des Ordens, welcher ſofort, während er ſelbſt in Rom blieb als der Metropole der Geſellſchaft, mehrere Ordensbrüder in die entfernteſten Gegenden entſandte, um Heiden zu bekehren und feſte Sitze für die Geſellſchaft zu gründen. So ſtiftete Xaver ein Jeſuitencollegium zu St. Goa in Vorderindien, welches nach kurzer Zeit über 100 Schüler zählte; ein bald noch zahlreicher beſuchtes gründete König Johann III. von Portugal an der Univerſität Coimbra, aus welchen beiden Hunderte von Miſſionaren hervorgingen. In Frankreich gelang es ihnen Anfangs nicht, ſich feſtzuſetzen, glücklicher waren ſie in

Spanien. Der erſte Deutſche, der für den Orden gewonnen wurde, war 1543 Petrus Canisius zu Cöln, ſpäter Vicecanzler der Univerſität Ingolſtadt in Baiern, dann Rector eines Jeſuitencollegiums in Wien, auch Stifter ſolcher Collegien in Prag, in Augsburg und Freiburg, berühmt als Verfaſſer eines weit verbreiteten römiſchen Katechismus, gleichwie er zur Ausrottung des Proteſtantismus in den öſterreichiſchen Landen mit großem Erfolg gearbeitet.

Schon in dem genannten Jahre hob der Papſt die aufgelegte Beſchränkung einer beſtimmten Zahl von Ordensgliedern auf und ertheilte in einem beſonderen Breve der Geſellſchaft die weitgreifende Erlaubniß, in allen Kirchen und auf öffentlichen Plätzen zu predigen, ohne Einwilligung der betreffenden Pfarrer oder Biſchöfe zu jeder Zeit Meſſe zu leſen, Beichte zu hören, auch von allen Kirchenſtrafen, von allen Sünden und den ſchwerſten Verbrechen, ſelbſt von ſolchen, deren Abſolution der apoſtoliſche Stuhl ſich vorbehalten, zu abſolviren und beliebige Büßungen aufzulegen. Ignaz ſelbſt war inzwiſchen in Rom und dem übrigen Italien äußerſt thätig, namentlich zur Bekehrung der Juden, zur Stiftung von Waiſenhäuſern, von Klöſtern, unter andern der heiligen Martha und der heiligen Catharina, um der tiefen, in's Unglaubliche gehenden ſittlichen Verſunkenheit des weiblichen Geſchlechts zu ſteuern. Die Annahme geiſtlicher Aemter und Würden lehnte er für die Ordensglieder entſchieden ab, weil dieſelben als leichte Truppen bald hier, bald dort dienen ſollten, wiewohl in ſpäterer Zeit doch mehrere die Cardinalswürde oder Biſthümer angenommen haben. — Es dürfte für die verehrte Verſammlung nicht ohne Intereſſe ſein, hier zu erwähnen, daß auch einige vornehme Frauen um Aufnahme in den Orden baten. Da Ignatius, der ſich Anfangs

geweigert, auf Befehl des Papſtes nachgab, ſollen ihm dieſe mehr Noth gemacht haben als ſein ganzer Orden, bis der Papſt revocirte, und weiterhin Urban VIII. einen Orden der Jeſuitinnen, der ſich in Italien und Deutſchland eigenmächtig gebildet hatte, gänzlich aufhob. Dagegen wurde es dem eigentlichen Jeſuitenorden bei ſeinem ſchnellen Wachsthum und ſeiner weit verbreiteten Thätigkeit im Jahre 1546 vom Papſt geſtattet, außer den beiden bisherigen Claſſen der Novizen und Profeſſen, welche letztere ſchon das Gelübde abgelegt hatten, noch Coadjutoren anzunehmen, theils geiſtliche theils weltliche Gehülfen, ſogenannte Affiliirte, welche, ohne an alle Regeln des Ordens gebunden zu ſein, die Intereſſen deſſelben in den bürgerlichen Geſellſchaften geltend machen ſollten.

Einige Jahre ſpäter erſchien unter urkundlich päpſtlicher Beſtätigung die berühmte Schrift Lojola's: Exercitia spiritualia oder geiſtliche Uebungen, als Hauptandachtsbuch allen Mitgliedern des Ordens zu ſtrengſtem Gebrauch empfohlen. Nach jeſuitiſcher Annahme hatte Ignatius dieſelbe ſchon früher in einer Höhle bei Manreſa abgefaßt. Sie ſind auf vier Wochen berechnet, für welche ſie alle äußeren Thätigkeiten wie alle Gedanken genau vorſchreiben, indem ſie Contemplationen an beſtimmte phantaſtiſche Anſchauungen chriſtlicher Ideen anknüpfen, welche vorſchriftsmäßig producirt werden müſſen. So ſoll z. B. am 4. Tage der zweiten Woche eine Meditation ſtattfinden über die zwei Fahnen, die eine unſeres Oberfeldherrn Chriſti, die andere Lucifers, des Todfeindes der Menſchen. Dann folgt ein vorbereitendes Gebet; als erſtes Vorſpiel zu demſelben bilde man ſich eine hiſtoriſche Betrachtung Chriſti auf der einen Seite und Lucifers auf der anderen, wie ein Jeder von ihnen alle Menſchen zu ſich

ruft, daß ſie ſich unter ſeiner Fahne ſchaaren. Als zweites Vorſpiel ſtelle man ſich einen Ort vor, ein weites Feld bei Jeruſalem, auf welchem Chriſtus ſteht als der Herzog aller Guten, und wiederum ein andres Feld bei Babylon, wo Lucifer als der Anführer aller Böſen erſcheint. Dieſen male man ſich vor Augen, auf einem feurig rauchenden Stuhle ſitzend, greulich an Geſtalt und ſchaudervollen Anblicks, wie er zahlloſe Schaaren böſer Geiſter aus aller Welt zuſammenruft, um überallhin Verderben zu bringen, um durch ausgeworfene Fallſtricke und Ketten die Menſchen zu allen Sünden und Laſtern zu verführen. Andrerſeits erſchaue man Chriſtum an einem zwar niederen Orte, aber in ſchönſter Geſtalt und von lieblichſtem, Anmuth ſtrahlendem Ausſehen, wie er als Herr der ganzen Welt ſich Apoſtel auswählte, Jünger und andere Diener ausſendete, um dem ganzen Menſchengeſchlechte, jedes Standes und jeder Lage, ſeine göttliche, heilbringende Lehre mitzutheilen. Zum Dritten höre man Chriſti Ermahnungsrede an alle ſeine zu ſolchen Werken beſtimmten Diener und Freunde, worin er ihnen befiehlt, ſich zu den drei Stufen der Vollkommenheit zu erheben, welche als Tugenden umfaſſen: Armuth, Selbſtverachtung und Demuth. Dann folgt ein Geſpräch mit der heiligen Jungfrau, um durch ſie von ihrem Sohn die Gnade zu erbitten, unter ſeine Fahne aufgenommen zu werden und unter ihr zu bleiben. Nach einem ave Maria richtet man nun ſein Geſpräch an Chriſtus ſelbſt, daß er uns die gleiche Gnade vom Vater erbitte, und ſchließt mit einem anima Christi; endlich folgt ein Geſpräch mit Gott dem Vater, daß er die Bitte ſeines Sohnes erhöre, ſammt einem Pater noster. Dieſe ganze Uebung ſoll einmal um Mitternacht geſchehen und zum andern Mal mit Anbruch der Mor-

genröthe, auch zweimal täglich um die Zeit der erſten Meſſe und der Vesper wiederholt werden.

An vier andern Stellen des Buchs der geiſtlichen Uebungen findet ſich eine Anweiſung, wie nicht ſowohl die Wurzel der Sünde ausgeriſſen, als vielmehr die einzelnen Sünden bekämpft werden ſollen. Morgens, ſowie er vom Schlaf erwacht, ſoll der Menſch eine fleißige Selbſtbeobachtung vornehmen hinſichtlich einer beſonderen Sünde oder irgend eines Fehlers, wovon er frei zu werden begehrt. So oft er nun dieſe Art von Sünden begeht, betrübe er ſich darüber, indem er an ſeine Bruſt ſchlägt, welches auch geſchehen kann im Beiſein Anderer, die es nicht beachten. Abends prüfe er ſich wieder, bezeichne jede Begehung der Particularſünde mit einem Punkte und ſehe darauf, daß die Zahl der Puncte jeden Tag kleiner werde.

Dieſen Exercitien, die in ähnlicher Art jedesmal einen ganzen Monat in Anſpruch nehmen, ertheilte Papſt Julius III. nicht nur ein großes Lob, ſondern empfahl ſie auch allen Chriſten zum fleißigen Gebrauch. Zugleich aber bewilligte er dem Orden durch eine Bulle vom Jahre 1549 noch viele neue Privilegien. Unter Anderm wurde der General des Ordens ermächtigt, die Mitglieder deſſelben von allen Sünden und allen geiſtlichen und weltlichen Strafen derſelben zu abſolviren, außer einigen groben Verbrechen, deren Abſolution ſich der apoſtoliſche Stuhl noch vorbehalte. Ferner ſollten die Geſellſchaft und deren Güter forthin von der Gerichtsbarkeit und Aufſicht der Biſchöfe gänzlich befreit ſein und unter dem unmittelbaren Schutze Roms ſtehen. Ihre Vorſteher und Prieſter ſollten überall Bethäuſer haben, auch an ſonſtigen ſchicklichen Orten auf tragbaren Altären Meſſe leſen und

Sacramente verwalten dürfen; ja wer eine Kirche oder einen ſonſtigen geweihten Ort des Ordens einmal im Jahre andächtig beſucht, ſoll vollkommenen Ablaß, wie im Jubeljahr, erhalten. Nicht minder wurde das Gelübde der Armuth vom Papſte durch die Beſtimmung beſchränkt, daß zwar der Einzelne nicht, wohl aber die Jeſuitencollegien Güter beſitzen dürften; gleichwie der Ordensgeneral und in geeigneten Fällen auch die Profeſſi ermächtigt ſein ſollten, die Ordensglieder vom Faſten, vom täglichen Leſen des Breviers und anderen Uebungen zu dispenſiren, auch Ketzer von allen Strafen, welche die Kirche ſonſt über ſie verhängte, loszuſprechen.

Unter ſolchen Begünſtigungen und durch ſeine große Betriebſamkeit gewann der Orden von Jahr zu Jahr neue, feſte Niederlaſſungen oder Reſidenzen. In Portugal kamen die Univerſitäten ganz in der Jeſuiten Hände. In Oeſterreich, wo in Folge der Reformation kaum noch der zehnte oder gar nur der dreißigſte Theil der Einwohner katholiſch geblieben, und die Klöſter in äußerſten Verfall gerathen waren, gewannen ſie ein fruchtbares Feld ihrer Thätigkeit. Baiern insbeſondere wurde ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts ein Eldorado der Jeſuiten. Auch in Köln erhielten ſie 1556 ein Collegium, in Rom ſelbſt aber außer dem Collegium Romanum noch ein beſonderes Collegium Germanicum, in welchem deutſche Jünglinge gebildet wurden, um Deutſchland als die Quelle und den Hauptſitz der Ketzerei von ſolchem Gifte zu reinigen.

Nur in Frankreich ſetzte ſich der Biſchof von Paris, die Sorbonne und das Parlament dem Eindringen des Ordens ſchlechthin entgegen. Man hob unter Andern hervor: ſchon der Name „Geſellſchaft Jeſu,“ ſei verwerfliche Anmaßung.

Auch störe die Genossenschaft den Kirchenfrieden, da sie ohne Berücksichtigung der Pfarrer oder Bischöfe alle Rechte und Functionen derselben ausübten, dispensiren, excommuniciren, auch zuwider den Vorrechten der Universitäten akademische Würden und Erlaubniß zu theologischen Vorlesungen ertheilen dürften. Selbst unter Philipp II. in den Niederlanden widersetzten sich geistliche und weltliche Stände ihrer Einführung, wiewohl dieselben hier wie in Frankreich späterhin doch gelang.

Einzelne Widrigkeiten der Art abgerechnet konnte sich immerhin Ignatius eminenter Erfolge freuen, als er im Jahre 1556 zu Rom aus diesem Leben schied. Sein Bild ist sehr verschieden gezeichnet. Haben die Einen ihn mit der Glorie eines Heiligen und Vertrauten Gottes umgeben, so erblickten Andere in ihm nur einen Schwärmer, einen Fanatiker, einen Scheinheiligen, einen herrschsüchtigen Betrüger. Unterliegt es indeß wohl keinem Zweifel, daß er es mit der Religion aufrichtig gemeint, daß er ihr und seiner Kirche sammt deren Oberhaupt bis zur gänzlichen Aufopferung seiner selbst zu dienen sich ernstlich hat angelegen sein lassen, so wird man gleichwohl zugeben müssen, daß er bei mangelhafter Geistesbildung sich von seiner durch brennenden Eifer, durch übermäßige Bewunderung der Heiligen und Nachahmung ihrer Selbstpeinigungen erhitzten Phantasie in extremster Weise blenden, hinreissen und beherrschen ließ. Excentrisch, unternehmend, muthig und ausdauernd wie Wenige stürzte er sich aus dem weltlichen in den geistlichen Ritterdienst, indem er sich durch himmlische Erscheinungen, Offenbarungen und Entzückungen zum Helden der römisch-katholischen Kirche und zum Besieger aller ihrer Feinde für berufen und geweiht hielt. Daher

ſeine Stiftung einer Geſellſchaft gleichgeſinnter Streiter; daher der unbedingte Gehorſam, den er von ihnen forderte; daher ſein unermüdliches Ringen nach der Ausbreitung ſeines Ordens, ſeine raſtloſe Thätigkeit und das erſtaunenswerthe Gelingen ſeiner Unternehmungen. Bei ſeinem Tode zählte die Geſellſchaft ſchon über 1000 Mitglieder und nahe an 100 feſte Sitze, in 12 ſogenannte Provinzen getheilt, zu welchen außer Italien, Frankreich, Aragonien und Kaſtilien, Ober- und Niederdeutſchland, auch Braſilien, Aethiopien und Oſtindien gehörten.

Im Jahre 1558 wurde dann wiederum ein Spanier, Jacob Lainez, General des Ordens, der den Stifter deſſelben wie an Geiſt und Gelehrſamkeit, ſo auch an Organiſationstalent und Schlauheit übertraf. Er überarbeitete die von Lojola hinterlaſſenen Conſtitutionen und proclamirte ſie mit päpſtlicher Genehmigung als Verfaſſungsurkunde der Geſellſchaft, womit dieſe neues Leben und eine feſt geordnete, überall gleichmäßige Geſtalt gewann. Darnach war die Bedingung des Eintritts in den Orden, um demſelben ganz anzugehören, Losreiſſung von allen andern Banden. Auch die natürliche Liebe zu Blutsverwandten ſoll ausgezogen werden, und der Jünger Lojola's nicht mehr ſagen, daß er Eltern oder Geſchwiſter habe, ſondern daß er ſie hatte. Die erſte Pflicht dagegen iſt abſoluter Gehorſam gegen die Oberen, indem man mit Verleugnung jedes eigenen Urtheils oder jeder eignen Meinung alles Befohlene für gerecht hält und es blindlings (caeca quadam obedientia) raſch und freudig ausführt. Ja, wie es im 1. Cap. der 6. Conſtitution buchſtäblich heißt, ſollen diejenigen, welche unter dem Gehorſam leben, ſich durch *ihre Oberen* (gleich als von der göttlichen Vorſehung) hand-

haben und regieren lassen, wie wenn sie ein Leichnam wären (perinde ac si cadaver essent) oder ein Stock, den derjenige, welcher ihn in der Hand hat, gebraucht, wie er will. Die Autorität des Ordensgenerals wird vollends dem göttlichen Ansehen Christi gleichgestellt, so als ob dieser selbst gegenwärtig wäre. Die Nichtbefolgung solcher Befehle, welche über das Ordensgelübde hinausgehen, soll zwar keinem Gesellschaftsgliede zur Todsünde gerechnet werden, wobei jedoch der äußerst bedenkliche Zusatz gemacht ist: es sei denn, daß der Obere etwas im Namen Christi oder in Kraft des schuldigen Gehorsams befiehlt. — In den Ordensregeln, welche den Constitutionen noch angehängt sind, wird mit Berücksichtigung der verschiedensten Verhältnisse im Allgemeinen für den Umgang mit Andern Bescheidenheit und Demuth empfohlen, verbunden mit religiöser Festigkeit. Die Augen sollen meist gesenkt, nicht zu lebhaft hier oder dorthin gewandt, auch der Kopf nicht leicht, sondern, wo es nöthig ist, gravitätisch nach der einen oder andern Seite bewegt werden. Die Lippen sind weder fest zu schließen, noch weit zu öffnen. Im Angesicht soll sich mehr Fröhlichkeit ausdrücken als Traurigkeit oder sonst ein lebhafter Affect. Falten auf der Stirne oder gar auf der Nase sind zu vermeiden, damit als Zeichen der inneren Heiterkeit auch das Aeußere ungetrübt erscheine. Bei'm Reden, besonders mit einem Höheren, soll demselben nicht gerade in's Gesicht gesehen werden, sondern unter die Augen u. s. w. Von den Novizen, welche vor ihrer Aufnahme viele harte Prüfungen zu bestehen hatten, wird in den Constitutionen speciell verlangt, daß sie über 14 Jahre alt, von angenehmem Aeußeren, fähige Köpfe und gewandt in er Unterhaltung seien, gleichwie man es ihnen als ein Werk

der Selbſtverleugnung und höheren Vollkommenheit empfahl, ihr Vermögen dem Orden zu überlaſſen.

Den Orden ſelbſt und deſſen verſchiedene Stufen oder Claſſen bilden dann erſtlich die ſogenannten Scholaſtiker, welche nach Zurücklegung zweier Probejahre mit den 3 gewöhnlichen Gelübden in die Geſellſchaft eintreten, ihre früheren Studien fortſetzen und nach Beendigung derſelben auch zum Lehren verwendet werden können. Darauf folgen die Coadjutoren, mit denen meiſtens die Collegien und die Rectorſtellen in denſelben beſetzt wurden. Eine beſondere Abtheilung der Coadjutoren aber iſt auf häusliche Dienſte und Handarbeit beſchränkt; dieſe brauchen weder leſen, noch ſchreiben zu können, ſollten auch nichts lernen, ſondern ſich damit begnügen, in heiliger Einfalt und Demuth dem Orden zu dienen, als Chriſto ſelbſt. Die oberſte Claſſe bilden die Profeſſen, in einer geringeren Anzahl, welche die ſogenannten Profeßhäuſer bewohnen, Oberaufſeher über die Collegien ſein und ohne alle Einkünfte ſich von Almoſen erhalten ſollen. Sie haben außer den 3 gewöhnlichen Gelübden noch ein 4tes abzulegen, wonach ſie ſtets bereit ſein ſollen, ſich vom Papſt, wohin es immer ſei, verſchicken zu laſſen. Dazu kamen endlich noch die geheimen Profeſſen, mit nur 3 Gelübden, welche nicht Prieſter ſein mußten, ſondern auch Laien ſein konnten, auch nicht an eine gewiſſe Kleidung gebunden waren. Ueber den Zweck und die Beſtimmung dieſer Claſſe ſchwebt ein Dunkel. Nach dem 2. Capitel der 5. Conſtitution ſollten ſie in der Regel ſoweit gebildet ſein, daß ſie wenigſtens das Amt eines Beichtvaters wohl verſehen könnten, wenn ſie ſich nicht ſonſt durch irgendwelche Gaben auszeichneten.

Außer der ſtrengen Prüfung, welche der Aufnahme

vorherging, fand eine fortgesetzte gegenseitige Beobachtung und Ueberwachung der Ordensglieder unter einander statt, so daß Keiner vor dem Andern, mit dem er umging, sicher sein konnte; wie denn auch Jeder über seine Wahrnehmungen an die Obern zu berichten hatte, und hinwiederum eine regelmäßige Correspondenz zwischen den Local- und Provinzial-Oberen stattfand, Beider aber mit dem General. An diesen konnte überdieß jeder Jesuit schreiben, und wenn auf der Adresse bemerkt war: Soli, durfte allein der General das Schreiben lesen. So bildet sich die Gesellschaft zu einem vielgegliederten, aber fest verbundenen Ganzen, in gleicher Weise äußerlich durch strenge Aufsicht und Zucht verbunden und innerlich an die Kirche und die Gesellschaft gekettet, in vielen verschiedenen Wirkungskreisen Alle nach den Winken des Generals für die gleichen Zwecke arbeitend.

Zu den Mitteln, die zerstreuten Jesuiten unter sich und mit ihrem Oberhaupt vereinigt zu halten, gehörten endlich noch die General-Congregationen, welche entweder von den 4 dem General beigegebenen Assistenten berufen wurden zu der Wahl des Generals oder auch zu Gericht über denselben, in welchem Falle die Versammlung nur aus Professen bestand, und bei welcher, so lange sie dauerte, die höchste Gewalt war; oder der General selbst berief die Congregation, welche dann aus Deputirten aller Provinzen bestand, zur Berathung wichtiger Ordensangelegenheiten.

Hat sich uns nun der Geist und das Wesen des Ordens schon mit dem bisher Gesagten einigermaßen veranschaulicht, so lassen Sie mich hier nur noch hinzufügen, daß die Gesellschaft Jesu bei aller ihrer kirchlichen Bestimmtheit doch nicht rein und ausschließlich auf kirchlichem oder geistlichem Boden stand, sondern zugleich eine Gesellschaft für die große Welt

war. Zu gehäuften Andachtsübungen, zu schweren Büßungen oder strenger Abgeschlossenheit von der Welt und dem geselligen Leben, wie die Klostergeistlichkeit, war sie durch die von Lainez aufgestellten Ordensregeln nicht verpflichtet, ebensowenig an bestimmte Orte, Aemter und Verrichtungen gebunden, wie die Weltgeistlichkeit, sondern in freiester, ausgedehntester Wirksamkeit sollten sie überall und auf jegliche Weise, je nachdem ihre Oberen über sie disponirten, für die Zwecke des Ordens thätig sein. Auch sah sich der Orden durch das Gelübde der Armuth keineswegs an Erwerbung irdischer Schätze und großer Reichthümer gehindert, da die Gesellschaft als solche Geschenke, Vermächtnisse und Stiftungen im vollsten Maße annehmen durfte und annahm, während sie sich überdieß außer um die Gunst des apostolischen Stuhls auch um die Gewogenheit der Fürsten und andrer hochgestellten Männer bemühen sollte.

Besonders fest war um die Zeit (2. Hälfte des 16. Jahrhunderts) das Ansehen der Jesuiten in Portugal gegründet, wo sie in der königlichen Familie Beichtväter, Lehrer und Erzieher wurden und zugleich auf die Staatsregierung großen Einfluß gewannen. Auch wurden in Ungarn, in den Niederlanden, in Tyrol, zu Braunsberg in Preußen neue Collegien gestiftet, und die damalige Universität Dillingen im Bisthum Augsburg ganz ihrer Leitung übergeben. Selbst in Frankreich und namentlich in Paris, wo man sich von allen Seiten der Einführung des Ordens widersetzt und demselben Ehrgeiz und Habsucht, Einschleichen in die Häuser und Familien, Verführung der Jugend durch gefährliche Grundsätze ꝛc. vorgeworfen hatte, gelang es im Jahre 1561 der Gewandtheit und Ausdauer des Lainez, die Aufnahme der Ge-

ſellſchaft zu bewirken, zwar nicht unter dem Namen „Geſellſchaft Jeſu“, ſondern als die Geſellſchaft des Collegiums von Clermont, da ſie ein Stift dieſes Namens in Paris beſaßen.

Nach Lainez' Tode im Jahre 1564 wurde ein ehemaliger ſpaniſcher Grande, Franz Borgia, Oberhaupt des Ordens. Ohne den hohen Geiſt ſeines Vorgängers zeichnete er ſich durch mönchiſche Strenge und klöſterliche Frömmigkeit aus. Sein Gebet nahm faſt kein Ende, er beichtete täglich zweimal; ſiebenmal täglich bezeigte er der geweihten Hoſtie ſeine Adoration, ebenſooft den ſieben Blutvergießungen des Gekreuzigten, während er ſich zu dem Allem früherhin täglich bis auf's Blut gegeißelt hatte. Borgia hätte auch gern eine wirkliche Armuth unter den Ordensgliedern eingeführt und brachte es in einer Generalcongregation wenigſtens zu dem Beſchluß, daß die Geſellſchaft keine Art von Handel treiben, ſich auch aller Erbſchleicherei enthalten ſollte. Auch unter ihm fand ein immer größeres Wachsthum des Ordens ſtatt. Die Miſſionen in Braſilien, Oſtindien, Japan ꝛc. ſchienen immer erfolgreicher fortzuſchreiten. Neue Collegien wurden zu Lima in Peru, zu Genua, Mailand, Lyon, zu Olmütz und Würzburg gegründet. Namhafte Gelehrte verbreiteten den Ruhm des Ordens und dienten der römiſchen Kirche mit Erfolg zur Bekämpfung des Proteſtantismus, wozu ſie auch die ihnen anvertraute Jugend entflammten. So begannen in Polen die Jeſuitenſchüler mit Mord und Brand gegen die Evangeliſchen zu wüthen, gleichwie eine Schaar derſelben von Ingolſtadt, wo damals die Reformation viele Anhänger hatte, nach Eichſtädt wallfahrtete, und wo ſie ketzeriſcher Bücher habhaft werden konnten, dieſelben verbrannten.

Unter den nächſtfolgenden Generalen von den Jahren

1573 an, wo Borgia ſtarb, bis 1615 iſt der erſte Nichtſpanier, der Neapolitaner Claudio Aquaviva auszuzeichnen wegen der berechnenden Klugheit und der Feſtigkeit, mit welcher er dem Orden von Neuem nach außen hin Geltung und nach innen Kraft zu verſchaffen ſuchte, letzteres durch planmäßige Erziehung der Ordensglieder und conſequente Durchführung einer ſtreng-einheitlichen Regierung. Außer einer Studienregel „ratio et institutio studiorum societatis Jesu“ erließ er auch eine Anweiſung der Superioren zur geiſtlichen Behandlung der Ihrigen, ad curandos animae morbos; wobei unter Andern für den Geiſt der Geſellſchaft überhaupt die Vorſchrift charakteriſtiſch iſt, ſofort jede beſondere Gemeinſchaft mit einem Ordensbruder abzubrechen, wenn man für denſelben eine beſondere Zuneigung und Sympathie empfinde. Ebenſo charakteriſtiſch wird in der Studienregel den Theologen des Ordens vorgeſchrieben, durchaus nichts zu lehren, was ſich mit dem Sinne der Kirche und den einmal angenommenen Traditionen nicht vertrage.

Um jene Zeit nahmen die Jeſuiten in Frankreich eifrig Theil an der Ligue oder dem ſogenannten heiligen Bunde zur Aufrechthaltung der römiſchen und gänzlichen Unterdrückung der evangeliſchen Kirche oder der Hugenotten, wodurch ſie aber in mancherlei ihrer Geſellſchaft nachtheilige Verwicklungen geriethen. König Heinrich III. war eben damals von der Ligue abgefallen, und hatte ſich mit Heinrich von Navarra, nachherigem König Heinrich IV., verbunden, als ihn wohl eben um deßwillen im Jahre 1589 der Dolch eines Meuchelmörders, des Dominicaner-Mönchs Jacques Clément, tödtlich traf. Das Geheimniß der verruchten That blieb zwar unenthüllt, da der Mörder ſofort von einer Wache niedergeſtoſſen wurde.

Nicht ohne Grund aber ſchrieb man dieſelbe jeſuitiſchem Einfluſſe zu. So ſagt der Staatsrath und Parlamentspräſident de Thou in der Geſchichte ſeiner Zeit, der Jeſuitenpater Pigenat ſei ein wüthender Prediger geweſen und in einer Predigt ſo weit gegangen, daß er ſeine Zuhörer aufgefordert, den König als einen Tyrannen zu ermorden, und die Univerſität von Paris berichtet: die Ligue hielt ihre Verſammlungen in dem Profeßhauſe der Jeſuiten, deren Häuſer überhaupt der Aufenthalt von Tigern waren, worin die Königsmörder ihre Dolche ſchärften. Jedenfalls fanden ſich in den Schriften der Jeſuiten, als man dieſelben ſpäter in ihren Collegien durchſuchte, ſehr anſtößige Stellen. Clément, hieß es, hat einen grauſamen Nero getödtet, eine treffliche That, die ihm gleichſam der heilige Geiſt eingegeben. In dem darauf von Seiten der Pariſer Pfarrer und der Univerſität gegen ſie angeſtrengten Proceſſe verwies der Parlamentsadvocat Arnaud auf die furchtbare Anzahl von 9—10,000 Jeſuiten in mehreren 100 Collegien, im Beſitz unermeßlicher Reichthümer, eine ganz ſpaniſche Geſellſchaft, wie er ſagt, unter meiſt ſpaniſchen Generalen, denen ſie den unumſchränkteſten Gehorſam gelobt haben, ſelbſt wenn es auf Königsmord ankommt. Doch würde dieß Alles noch nicht durchgeſchlagen haben, wäre nicht 5 Jahre ſpäter auch auf Heinrich IV. von dem erſt 19jährigen Jean Chatel ein Mordverſuch gemacht worden. Als der auf friſcher That Ergriffene bekannte, ein Schüler des Jeſuiten Gueret zu ſein und auch von andern Ordensgliedern wiederholt gehört zu haben, daß es nicht nur erlaubt, ſondern ein verdienſtlich Werk ſei, den König umzubringen, da konnte man die Väter nur dadurch vor den Wuthausbrüchen des Volkes ſchützen, daß man ſie alle gefangen nahm. Chatel wurde hingerichtet

während das Parlament als höchster Gerichtshof beschloß: Alle Priester und Zöglinge des Collegiums von Clermont sammt allen übrigen Mitgliedern des Ordens sollen als Verführer der Jugend, als Störer der öffentlichen Ruhe, als Feinde des Königs und des Reichs binnen 3 Tagen Paris und binnen 14 Tagen ganz Frankreich verlassen. Ihre Güter sollen eingezogen werden, und Niemand soll sich unterstehen, seine Kinder in ihre auswärtigen Schulen zu schicken. Der Pater Gueret wurde gefoltert und verbannt, ein Anderer, der Pater Guiguard, aber gehenkt als erwiesener Verfasser einer Schrift, in welcher es von Heinrich IV. hieß, obwohl er die katholische Religion angenommen, so geschähe ihm doch recht, wenn man ihn in ein Kloster stieße, um daselbst Buße zu thun. Könne er ohne Krieg nicht entthront werden, so müsse man ihn bekriegen, oder wenn das nicht, auf irgend eine Art aus dem Wege räumen.

Als die Jesuiten, ungeachtet des Verbannungsdecrets, nicht ganz und auf die Dauer aus Frankreich zu bannen waren, sich auch weiterhin den Umständen fügten und auf des Königs Seite traten, so stellte dieser den mächtigen Orden, um ihn ganz für sich zu haben, im Jahre 1603 wieder her. Gleichwohl unternahm und vollbrachte Franz Ravaillac, ein ehemaliger Ordensgeistlicher, im Jahre 1610 die Ermordung des Königs aus keinem anderen Grunde, als weil er in ihm den Hauptfeind der Kirche erblickte und es für ein Verdienst hielt, ihm den Dolch in's Herz zu stoßen. Nun hat freilich Ravaillac als Mitschuldige weder sonst Jemanden, noch auch die Jesuiten genannt. Dennoch ruht auf ihnen ein schwerer Verdacht der Anreizung zu dem frevelhaften Beginnen, sofern Mariana, der bedeutendste unter den spanischen Jesuiten, in

einer Schrift, die eben damals in Paris verbreitet war, den Fürſtenmord befürwortet hatte, wie es denn im 7. Capitel ſeines Buches de rege et regis institutione von den Tyrannenmördern ausdrücklich heißt: wenn ſie entkommen, werden ſie ihr Leben lang wie Heroen gefeiert werden; wenn es ſich anders begibt, ſo fallen ſie als ein ihren Oberen und den Menſchen wohlgefälliges Opfer, durch ihr edles Wagniß im Andenken der ganzen Nachwelt verherrlicht. — Aehnliches findet ſich auch bei andern jeſuitiſchen Schriftſtellern jener Zeit, wie unter andern der Cardinal Bellarmin (dem Jeſuitenorden angehörig) in ſeiner Schrift von der Gewalt des Papſtes in weltlichen Dingen die mittelalterlichen Vorſtellungen von der Gewalt der Kirche über die Fürſten dahin weiter ausbildete, daß er ganz radical-demokratiſch ſagt: die höchſte weltliche Gewalt wurzelt im Volke und iſt von dieſem den Fürſten übertragen, weshalb ſie auch zurückgenommen werden kann und im Falle von Ketzerei zurückgenommen werden muß.

Es führt uns dieß wie von ſelbſt noch auf die religiös-ſittlichen Anſchauungen und Grundſätze der Jeſuiten im Allgemeinen, welche um ſo mehr Beachtung verdienen, als ſie durch den damals alles kirchliche Leben beſtimmenden Orden weite Verbreitung und großen Einfluß gewannen.

Bekanntlich iſt die jeſuitiſche Moral bis auf dieſe Tage übel berufen, und allerdings läßt ſich dieſelbe nicht freiſprechen von dem in der Praxis äußerſt bedenklichen Princip, daß der Zweck die Mittel heilige. Um die zu jener Zeit an vielen Orten ſehr vernachläſſigte Beichte wieder emporzubringen und um ſich als Beichtväter beliebt zu machen, übten die Jeſuiten im Beichtſtuhle große Nachgiebigkeit. Sie nahmen deshalb eine ungemein laxe Moral an, und viele namhafte

Mitglieder des Ordens beſchäftigten ſich mit der Ausbildung und Begründung derſelben. Insbeſondere faßten ſie den Unterſchied zwiſchen erläßlichen Sünden und Todſünden in ſolcher Art, und gaben über die Zulänglichkeit jeder auch nur augenblicklichen, vorübergehenden Reue ſolche Beſtimmungen, daß diejenigen, welche ſie zu ihren Gewiſſensräthen machten, dadurch in völlig moraliſche Sicherheit eingewiegt werden mußten. Vorzugsweiſe entwickelten ſie die Lehre von der ſog. moraliſchen Probabilität in dem Maße, daß ſie zwar die Sünden im Allgemeinen verdammten, ſie aber doch in ihren einzelnen Erſcheinungen für gewiſſe Fälle ſehr häufig entſchuldigen konnten. Nach dem Syſtem dieſes berüchtigten Probabilismus ſoll es nämlich erlaubt ſein, ſich bei ſeinen Handlungen ſchon durch einige ſchwächere Gründe beſtimmen zu laſſen oder einer durch die Billigung angeſehener Theologen unterſtützten Meinung zu folgen, indem man von der abſoluten Rechtmäßigkeit ſeines Thuns und Laſſens abſtrahirt und ſich nur an die Wahrſcheinlichkeit hält und an das von irgend einer Autorität Gebilligte. Nicht mit Unrecht beſchuldigt man daher die Jeſuiten in ihrer eigenen Kirche, daß ſie darauf ausgingen, die Moral zu verfälſchen, und daß ihre Doctrin der Art ſei, immer zugleich zu verneinen und zu bejahen. — Es traf dieß ſpeciell die ſog. Caſuiſten des Ordens, welche zur Inſtruction der Beichtväter und zur Leitung der Gewiſſen eine Menge von Fällen (daher der Name Caſuiſten), eine Menge von Fragen und Problemen aufſtellten, um in allen möglichen Beziehungen über Schuld und Unſchuld Erklärungen abzugeben. Unter den Händen dieſer jeſuitiſchen Caſuiſten wurde Alles problematiſch und disputirlich, während die einfachen, bündigen, ſittlich-religiöſen Grundwahrheiten Chriſti

und seines Evangeliums meist dem Ansehen der Kirchengesetze und den unübersehbaren, oft mit einander streitenden Meinungen berühmter Lehrer weichen mußten. So schreibt der Benedictiner Mabillon, es sei ein so großes Nachgeben in moralischen Meinungen eingeführt, daß es kein Laster mehr gebe, welches nicht unter einem scheinbaren Vorwande prächtig ausgeschmückt werden könne. Eine Menge weitläufiger, aus vielen Foliobänden bestehender Werke der Art erschienen im 17. Jahrhundert, und Hunderte von Casuisten fanden für ihr ganzes Leben Arbeit genug, um Fragen auszuspinnen und Entscheidungen zu entwerfen, die wieder mit den Gründen zahlreicher Vorgänger abgewogen werden mußten. Um die geehrte Versammlung nicht zu ermüden, lassen Sie mich nur einige wenige Proben dieser unseligen Casuistik mittheilen.

Zuerst sei eine Erklärung des italienischen Jesuiten Tamburini erwähnt. Er stellt in seiner Méthode de la confession aisée die Frage auf: kann ein Sohn den Tod seines Vaters wünschen wegen der Erbschaft? oder eine Mutter den Tod ihrer Tochter, um sie nicht ernähren und ausstatten zu müssen? oder ein Priester den Tod seines Bischofs, in der Hoffnung, ihm nachzufolgen? Die Antwort heißt: Wenn ihr die Ereignisse blos wünscht und mit Freuden vernehmet, so ist's keine Sünde, weil ihr euch nicht über das Unglück Anderer freut, sondern über das Gute, was euch zu Theil wird.

Der Portugiese Stephan Fagundez wirft in seiner Abhandlung von den Befehlen der Kirche die Frage auf, ob katholische Kinder ihre Väter und Mütter der Ketzerei anklagen dürfen, wenn sie gleich wissen, daß dieselben deshalb gefoltert und verbrannt werden? worauf er die Meinung abgibt: Sie dürfen es wohl, weil die Kirche es befiehlt.

Der Pater Bauny erklärt in seiner Somme des péchés: Wenn der Bußfertige seinem Schöpfer geflucht und ihn verwünscht hat, und der Zorn ihn zu diesen abscheulichen Worten getrieben hat, so ist seine Sünde eine erläßliche, weil der Zorn ihm die Möglichkeit genommen, zu bedenken, was er sagte. Ebenderselbe äußert: Kleine Diebstähle, an verschiedenen Tagen an einem oder mehreren Menschen wiederholt, sind niemals Todsünde, wie groß auch die Summe sein mag, die man sich allmählig zueignete.

Der Jesuit und Casuist Eskobar macht in seinem berühmten, fünf Foliobände umfassenden Werke über die Probleme der ganzen Moraltheologie fortwährend von dem Probabilismus und der Doppelsinnigkeit Gebrauch. So gibt er auf die Frage: ob eine unheilige, von sündlichen Begierden bewegte Stimmung mit der Pflicht, die Messe zu hören, unvereinbar sei, die Antwort: Es genügt, selbst in solcher Stimmung die Messe zu hören, um dem Gebot Folge zu leisten, wenn man sich nur äußerlich zusammennimmt und Anderen nicht anstössig wird.

Das Wort des spanischen Jesuiten Thomas Sanchez über das Sacrament der Ehe, in drei Folianten, ist voll der schlüpfrigsten Erörterungen und läßt schlechterdings nichts übrig, was sich über den Gegenstand fragen, streiten und behaupten läßt; gleichwie auch Hermann Busembaum, Rector des Jesuitencollegs in Münster, in seinem „Mark der Moraltheologie“ manche Fälle bespricht und manche Fragen aufwirft, die so obscöner Art sind, daß sie sich nicht wiederholen lassen. Doch genug hiervon. Wer mehr darüber zu erfahren verlangt, findet in den betreffenden Werken selbst sowie in den *Provinzialbriefen* Pascals über die Moral und Politik der

Jeſuiten ebenſo unwiderlegbare als in's Unglaubliche gehende Nachweiſungen.

Um indeß zum Schluß des heutigen Vortrags auf alle die dunklen Schatten des Jeſuitenthums einen verſöhnenden, erquicklichen Lichtſtrahl fallen zu laſſen, wollen wir nicht nur im Allgemeinen gern annehmen, daß in der großen Geſellſchaft, die ſich nach unſerm hochgelobten Herrn und Heiland nennt, nicht Wenige auch des Namens, den ſie trugen, würdig waren, ſondern erlauben Sie mir auch, nur noch mit wenigen Worten auf zwei Männer des Ordens hinzuweiſen, die demſelben zu beſonderer Zierde gereichten.

Beide waren Deutſche, beide Rheinländer, der eine, Friedrich von Spee aus der Nähe von Kaiſerswerth, der andere Jacob Balde aus Enſisheim bei Straßburg. Friedrich von Spee, eine Zeit lang Lehrer der Philoſophie und Moraltheologie am Jeſuitencolleg zu Köln in der erſten Hälfte des 17. Jahrhunderts, hat ſich ſchon allein durch ſein energiſches Ankämpfen gegen die zu ſeiner Zeit noch häufigen ſchauderhaften Hexenproceſſe um die Menſchheit verdient gemacht. Indem er ſich mit der ganzen Gewalt der Religion und der Wahrheit gegen den Glauben an Hexen und die damit zuſammenhängenden Greuel erhob, wurde dieß Ungeheuer im katholiſchen Deutſchland durch ihn, wie ſpäter durch Thomaſius in den übrigen Theilen unſeres Vaterlandes, geſtürzt. In der von Spee hinterlaſſenen Sammlung geiſtlicher Gedichte (unter dem Titel Trutz-Nachtigall) ſpricht ſich eine tief fromme Empfindung aus in ſo reiner, ſchöner Form, wie ſie damals anderweitig bei uns noch nicht zu finden war.

Ein Zeitgenoſſe von ihm war Jacob Balde, der in

lateiniſcher Sprache dichtete, deſſen Andenken Herder und Aug. Wilh. von Schlegel gefeiert haben. Auch zeugen ſein Troſtſchreiben für Leidende ſammt ſeinen Oden und Liedern ebenſoſehr von tiefer, umfaſſender Welt- und Menſchenkenntniß, wie von edler Geſinnung, von hohem Geiſt und warmen, innigen Gefühlen für das Wohl ſeines Vaterlandes und die Menſchheit.

Achtzehnte Vorlesung.

Fortsetzung.

Die Jesuiten.

Verehrte Anwesende!

In die Geschichte des Jesuitenordens als der bedeutendsten und einflußreichsten unter allen geistlichen Gesellschaften der neueren Zeit hat uns die letzte Vorlesung eingeführt und uns nach der Darstellung seiner Entstehung und Ausbreitung vorzugsweise mit seiner Moral und Casuistik bekannt gemacht. Nehmen wir nun heute den geschichtlichen Faden wieder auf, und lassen Sie mich von der Bemerkung ausgehen, wie die Jesuiten, indeß sie die Sittenlehre durch ihren Probabilismus und den Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, auf's Aeußerste entstellten, auch auf dogmatischem Gebiet die ihren Absichten entsprechende Richtung beförderten. Ueber Alles erhoben sie die päpstliche Macht, da auf derselben alle ihrige beruhte. Zunächst im Geistlichen sollte der Papst mit Hintansetzung der Concilien die unfehlbare Quelle der Rechtgläubigkeit sein und gar nicht irren können; — selbst die Sünde, von ihm geboten, sollte zur Pflicht werden; wie Bellarmin im 4. Buch seiner Schrift über den Statthalter

Christi sagt: Wenn derselbe irrte, indem er Gutes untersagte und Schlechtes geböte, würde die Kirche, um nicht gegen ihr Gewissen zu sündigen, gehalten sein, zu glauben, daß das Schlechte gut und das Gute schlecht sei. „Denn in zweifelhaften Dingen — fügt er hinzu — muß die Kirche sich bei dem Urtheil des Papstes beruhigen und thun, was er befiehlt, und nicht thun, was er verbietet. Es wurde derselbe dadurch allerdings sosehr über die menschliche Sphäre erhoben, daß man ihn für einen Halbgott halten mußte; wie denn auch einer der tridentinischen Väter, Cornelio Musso, in seinem Commentar zum Römerbrief sich nicht scheut zu sagen: In dem, was Gottes ist, halten wir ihn für Gott, und was er sagt, müssen wir hören wie Gott selbst.

Mit der geistlichen sollte sich aber im Papst auch die höchste weltliche Macht vereinigen. So äußert sich darüber Juan-Ozori, der Rector eines spanischen Jesuiten-Collegiums: „Die dem Petrus und seinen Nachfolgern auf dem römischen Stuhl übergebene Gewalt der Schlüssel umfaßt sehr viel, nicht nur die ganze Kirche zu regieren, sondern auch Fürsten, Könige und Kaiser einzusetzen, oder das Reich und die Herrschaft von ihnen zu nehmen, wenn sie nicht gehorchen, oder ihre Entthronung überhaupt den kirchlichen Interessen förderlich ist.“ In gleichem Sinne erklärt der Jesuit Angelo Rocca: „Bei der Krönung wird dem Papst die Tiara aufgesetzt, deren 3 goldne Kronen das regnum heißen, und welche die 3 Gewalten: die kaiserliche, die königliche und die priesterliche bedeuten, das ist die volle, allumfassende Gewalt und Herrschaft über den ganzen Erdkreis.“

Gleichwie die Lehre vom Papst, so wurden auch andre von den Protestanten angefochtene Satzungen von den Jesuiten am

meiſten übertrieben. Sie ſtellten z. B. die Behauptung der gänzlichen Unabhängigkeit des Klerus von der weltlichen Macht auf. So iſt nach der Doctrin eines namhaften Jeſuiten, Sa de Miranda, die Empörung eines Geiſtlichen gegen den König kein Verbrechen der beleidigten Majeſtät, weil der Cleriker dem König nicht unterthan iſt; während ein Andrer des Ordens zwar zugibt, daß an ſich und der Natur der Sache nach Geiſtliche wie Laien, wenn ſie Staatsgeſetze übertreten, vom König geſtraft werden könnten, zugleich aber erklärt, daß nach der Befreiung oder Ausnahme, welche Chriſtus und die Päpſte den Geiſtlichen zuerkannt, dieſelben ausſchließlich der kirchlichen Gerichtsbarkeit unterliegen. Aehnliche Uebertreibungen geſtatteten ſie auch hinſichtlich des Cölibats, welches mehreren Autoritäten zufolge göttlichen Rechts ſein ſoll, wogegen Bellarmin es für das Wahrſte hält, daß die Eheloſigkeit der Prieſter zwar nicht eigentlich und urſprünglich auf göttlicher Ordnung beruhe, wohl aber auf apoſtoliſcher, und von den Apoſteln her in der Kirche lange Zeit beobachtet worden ſei; das eine bekanntlich ſo wahrheitswidrig wie das andre.

Beſonders unerſchöpflich waren die Jeſuiten in Erfindung neuer Andachten, und ſie ſorgten dafür, daß die Zahl wunderthätiger Bilder ſich fortwährend vermehrte. In Mainz und der Umgegend brachten ſie z. B. ein kleines hölzernes Crucifix in Aufnahme, welches geblutet haben ſollte. Zu Altötting in Baiern und zu Maria Einſiedeln wurde auf ihre Empfehlung ein ſchwarzes Muttergottesbild abgöttiſch verehrt. So wurde durch ſie auch die Kapelle von Loretto zu einem allgemeinen Wallfahrtsort, indem ſie zuerſt der Fabel Autorität verſchafften, daß das Haus, worin einſt die Jungfrau Maria gewohnt, und ihr der Engel der Ver-

kündigung erſchienen, — die ſogenannte casa santa, im 13. Jahrhundert aus Nazareth über Land und Meere geflogen und, von den Engeln getragen, nach Italien gekommen, dort zuerſt in einen Lorbeerhain (laureto) niedergeſetzt und endlich an die jetzige Stelle gebracht worden ſei; gleichwie im Zuſammenhang damit die ſogenannte lauretaniſche Litanei in allen Kirchen und Schulen der Jeſuiten ein Hauptſtück des Gottesdienſtes wurde.

Sehen wir nun hiervon ab, ſo hat man andrerſeits viel Rühmens gemacht von den zahlreichen Jeſuiten-Miſſionen unter den Heiden, und eine Zeit lang konnte es faſt ſcheinen, als ob durch dieſelben die römiſche Kirche den bedeutenden Verluſt, welchen ſie durch die Reformation in Europa erlitten, in den übrigen Welttheilen erſetzt erhalten ſolle.

Schon bald nach der Stiftung des Ordens ging im Jahre 1541 auf den Wunſch des Königs Johann III. von Portugal mit päpſtlicher Bewilligung Franz Xaver und Simon Rodriguez mit 2 andern Ordensbrüdern nach Goa, der Hauptſtadt der damaligen portugieſiſchen Beſitzungen in Oſtindien, wo zur Zeit noch wenig zur Verbreitung des Chriſtenthums geſchehen war. Xaver nahm ſeine Wohnung in einem Spital, wartete der Kranken und leiſtete ihnen geiſtlichen Beiſtand, beſuchte die Gefangenen und predigte auf den Straßen. Der große Erfolg, womit er, von der Regierung unterſtützt, in Goa und der Umgegend wirkte, ſoll nach jeſuitiſchen Berichten beſonders dadurch erzielt worden ſein, daß er Kranke geſund machte, böſe Geiſter austrieb und ſogar mehrere Todte auferweckte. Viel Tauſende von Ungläubigen ſoll er getauft haben, ſodaß er, wie ſein Biograph erzählt, Gott mehrmals gebeten, ihn nicht mit ſo großer Freude

in dieſem Leben zu überſchütten, oder ihn lieber gleich in die Wohnung der Seligen aufzunehmen. Sein Bekehrungseifer führte ihn weiter nach Malakka, dem ſüdlichen Theil der indiſchen Halbinſel, jenſeits des Ganges, wo er zwar ſchon Chriſten, aber in äußerſter Verwilderung antraf. In kurzer Zeit ſoll er daſelbſt eine große Verbeſſerung der Sitten bewirkt haben, indem er auch hier durch Auflegen der Hände Kranke heilte und einen Todten in's Leben zurückbrachte. Täglich bei Einbruch der Nacht ging er mit einer Schelle umher, um hier oder da eine größere oder kleinere Schaar zu verſammeln, die ihn anhörte, und die er aufforderte, für die Seelen im Fegfeuer und für die noch in Todſünden dahin lebenden zu beten; wo dann ſein klägliches Geſchrei und ſeine Beſchreibung der Höllenqualen nicht geringe Wirkung hatten. Mit mehreren Ordensbrüdern ſetzte er ähnliche Bemühungen in andern Gegenden fort, und auf Amboina und Ternate, einer Inſelgruppe der Molukken, ſoll eine ganze barbariſche Völkerſchaft durch ihn bekehrt worden ſein. Seit dem Jahr 1547 richtete Xaver ſein Unternehmen auf das Kaiſerthum Japan, welches die Portugieſen vor kurzem zuerſt betreten hatten. Sobald er die Anfangsgründe der Landesſprache erlernt, fing er an, zu predigen. Auch hier ſollen ihm Wunder zu Hülfe gekommen ſein, die er an denen verrichtete, die Chriſten werden wollten. Jedenfalls ſcheinen ſeine Erfolge nicht unbedeutend geweſen zu ſein, bis die Herrſcher des Landes von den heidniſchen Prieſtern, den Bonzen, aufgeregt, die Ausbreitung des Chriſtenthums bei Todesſtrafe verboten, weiterhin aber im 17. Jahrhundert Japan allen Ausländern verſchloſſen, und das ganze dortige römiſche Kirchenweſen mit Strömen vergoſſenen Bluts und unerhörten Greueln vertilgt wurde. Xaver

ſelbſt war ſchon im Jahre 1552 auf einer Miſſionsreiſe nach China geſtorben.

Als erſter Miſſionar in China trat ſpäter, im Jahre 1584, der Jeſuit Matthäus Ricci auf, der ſich durch ſeine mathematiſchen Kenntniſſe den dortigen Gelehrten empfahl, und der die Abgeſchloſſenheit der Chineſen gegen alles Ausländiſche dadurch überwand, daß er auf ihre Sitten und Eigenthümlichkeiten einging, ſich wie ein Mandarin kleidete und das Chriſtenthum als eine Vollendung der Lehre des Confucius verkündigte. Es gelang ihm auch, zum Kaiſer nach Peking zu kommen, welchem er Bilder von Chriſtus, von Maria und Johannes dem Täufer überreichte, desgleichen eine Landcharte, ein muſikaliſches Inſtrument und 2 Uhren, mit deren Inganghaltung man ihn beauftragte; während er ſeine hohen Verbindungen benutzte, das chineſiſch umkleidete und poſitiv nur in katholiſchen Ceremonien hervortretende Chriſtenthum unter dem Volk zu verbreiten. Viele andere Jeſuiten kamen nach und genoſſen als Mathematiker und Mechaniker großes Anſehen, unter andern der Pater Adam Scholl aus Cöln, der zur Würde eines Mandarins vom erſten Rang und zum Präſidenten der oberſten Abtheilung der Mathematik erhoben wurde, nicht minder der niederländiſche Jeſuit Verbieß, welcher dem Kaiſer Kanonen gießen mußte. Später zog ſich jedoch ein Gewitter über die chineſiſche Miſſion zuſammen, und ging der Urtheilsſpruch des ſog. Tribunals der Gebräuche dahin, daß die Hofjeſuiten als Kalendermacher und Mathematiker geduldet, diejenigen aber, welche ſich in den Provinzen aufhielten, Kirchen bauten und das unwiſſende Volk verführten, als Aufrührer verbannt würden.

Auch nach Braſilien gingen um die Mitte des 16.

Jahrhunderts von Portugal aus mehrere Jesuiten ab, um unter den dortigen Kannibalen als Missionare zu wirken. Ihres Eifers wegen berief man bald Andre ihres Ordens nach dem benachbarten spanischen Paraguay, wo die Eingebornen seither in ihren Wäldern gleich wilden Thieren von den Spaniern verfolgt waren. Die spanische Regierung genehmigte den ihnen vorgelegten Plan und stellte den Jesuiten alle Indianer, die sie bekehren würden, zur Verfügung, um unter denselben ein in sich abgeschlossenes, von den Gouverneuren und Bischöfen fast ganz unabhängiges christliches Gemeinwesen zu gründen. Durch anfängliche Sanftmuth und Milde gelang es ihnen, Schaaren von Eingebornen an sich zu ziehen, welche sie in sog. Reductionen oder Pfarreien vertheilten, wo man dieselben zwar in Ackerbau und Handwerken unterrichtete und unter steter, strenger Aufsicht zu einer gewissen Stufe äußerer Cultur erhob, sie übrigens aber in gänzlicher geistiger Unmündigkeit erhielt. Eignes Denken und Handeln wurde planmäßig niedergehalten und erstickt und das ganze Land wie zu einem großen Kloster gestaltet, wo sich Alles freudlos und in dumpfem Schweigen vor dem Willen der Oberen beugte. Nur den nothdürftigsten Unterhalt ließ man den armen Geknechteten von dem Schweisse ihres Angesichts zukommen, während die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens bei der unaufhörlichen Beschäftigung von mehreren Hunderttausenden von Händen für den allgemeinen Schatz der Republik, mithin für den Handel und die Einkünfte des Ordens mehr und mehr den reichsten Ertrag lieferte. Gab es ja außer den Reductionen noch andere Landstriche unter dem Namen „Besitzungen Gottes," wovon den Indianern nichts zu gut kam, und deren Einkünfte durch den Verkauf von

Häuten, von Paraguay-Thee, von Baumwolle, Honig, Wachs und anderen Producten lediglich für Ordenszwecke verwandt wurden. Zur Sicherung gegen alle fremden Eingriffe legten die frommen Väter, ihres geistlichen Charakters schier vergessend, Festungen an, versahen sich mit Artillerie und agirten als Commandeure der Kriegsmacht, die sie aus den Eingebornen bildeten.

Lange Zeit hindurch blieb der Zustand dieses Jesuitenreichs für die Welt ein Geheimniß, bis nach und nach Klagen laut wurden, daß man die Missionare andrer Orden gewaltsam verdränge, die Indianer auf's Aeußerste tyrannisire und verdumme und Alles nur darauf berechne, sich durch Handelsgeschäfte zu bereichern. Gleiche Klagen kamen bald aus Brasilien, wo die Jesuiten ebenfalls allen Handel mit den Erzeugnissen des Landes an sich gerissen, und als sie sich dann im Jahre 1750 dem zwischen Spanien und Portugal geschlossenen Vertrage wegen Ueberweisung eines Theils von Paraguay an die portugiesische Krone widersetzten, da entschloß sich auch die spanische Regierung zu ernsten Maßregeln, nachdem der portugiesische Staatsminister von Pombal schon den Kampf mit ihnen aufgenommen hatte. Beiden Mächten leisteten die Jesuiten mehrere Jahre lang bewaffneten Widerstand, unterlagen aber endlich den gegen sie gesandten Heeren und wurden im Jahre 1758 in allen spanisch-amerikanischen Besitzungen an einem und demselben Tage verhaftet und des Landes verwiesen. Andere Orden: Capuziner und Franziskaner traten nun als Missionare an ihre Stelle; den Indianern war indeß in mindestens 3 auf einander folgenden Generationen unter der Herrschaft der Jesuiten so wenig ein innerer Halt gegeben, daß dieselben, nachdem der Zwang

aufgehört, großentheils wieder in die Wälder eilten und das umherſchweifende Leben ihrer Vorfahren von Neuem begannen.

Wenden wir nun von den Miſſionen der Jeſuiten den Blick auf den weiteren Verlauf der Geſchichte des Ordens im Ganzen, ſo befand ſich derſelbe um die Mitte des 17. Jahrhunderts in einem äußerſt blühenden Zuſtande, hatte überall Niederlaſſungen, zum Theil ſehr anſehnliches Vermögen und in manchen Ländern einen unermeßlichen Einfluß. In den meiſten katholiſchen Reichen war die Erziehung der Jugend faſt ausſchließlich in ihren Händen; viele Univerſitäten, unter andern Wien und Prag, wurden von ihnen allein mit Lehrern beſetzt, und wußten ſie an jeder Stelle, zumal als Beichtväter der Könige und der vornehmſten Großen, das Intereſſe Roms und ihres Ordens mit der feinſten Berechnung zu fördern, ihre Gegner aber und vor allen den Proteſtantismus im Geheimen und Offenbaren zu bekämpfen und theilweiſe zu vernichten. Nicht minder zogen ſie ſich jedoch durch ihre Anmaßung und Herrſchſucht in ihrer eignen Kirche viele Feinde zu. Die älteren geiſtlichen Orden, die Benedictiner namentlich, hatten die entſchiedenſte Abneigung gegen ſie, wie der Jeſuit Reiffenberg ſelbſt erzählt, daß ein Benedictiner-Abt in Cöln, ſo oft er der Jeſuiten gedacht, ſeufzend ausgerufen: a Jesuitis et Calvinistis libera nos, Domine! Einen Hauptſtoß in der öffentlichen Meinung gaben ihnen die vorhin erwähnten Vorgänge in Paraguay, in deren Folge ſie auch in Portugal eine gänzliche Niederlage erlitten. Der ſchon genannte portugieſiſche Miniſter, Marquis von Pombal, den ſie mit unverſöhnlichem Haſſe verfolgten, weil er ihre Politik enthüllt und den Orden aus Paraguay vertrieben hatte, unternahm es, ſie ganz von der

Perſon des Königs Joſeph Emanuel zu entfernen; ſie verloren ihre Beichtvaterſtellen und mußten ſich in ihre Collegien zurückziehen, bis im Jahre 1758 eine Verſchwörung gegen das Leben des Königs ſie vollends zu Fall brachte. Es traf ſie nämlich ein ſchwerer Verdacht, im Bunde mit einigen vom hohen Adel den Plan des Königsmords geleitet zu haben. Als der Papſt es nicht zugeben wollte, die Verhafteten vor den weltlichen Richter zu ſtellen, ließ der Miniſter mehrere derſelben im Gefängniſſe hinrichten. Am ſchwerſten litt der Pater Malagrida, deſſen Verbrechen nur das geweſen zu ſein ſcheint, daß er den Tod des Königs prophezeit hatte. Der Mitſchuld am Mordverſuche angeklagt wurde er zugleich wegen ketzeriſcher Meinungen dem Inquiſitionsgericht übergeben, welches ihn nach mehrjähriger Kerkerſtrafe zum Feuertode verurtheilte und im Jahre 1761 das Auto-da-fé vollziehen ließ. Schon 2 Jahre früher waren ſämmtliche Jeſuiten als Rebellen und Feinde des Königs auf höchſten Befehl aus dem Reich verwieſen; als ſie jedoch zögerten, ließ Pombal ſie durch Soldaten auf Schiffe bringen und nach dem Kirchenſtaate abführen.

Was ſodann Frankreich betrifft, ſo hörten wir ſchon neulich, wie auch dort ſeit dem Jahre 1561 trotz alles Widerſtandes der Orden unter dem Namen „die Geſellſchaft des Collegiums von Clermont“ feſten Fuß gefaßt hatte. Nur zu bekannt iſt ihre eifrige Theilnahme an der Ligue, dem ſog. heiligen Bund zur Vertilgung der Hugenotten; gleichwie man es mit Grund jeſuitiſchem Einfluß zuſchrieb, wenn im Jahre 1589 König Heinrich III. durch den Dominikaner Jacques Clément ermordet und Heinrich IV. nach dem frühern Mordverſuch eines Jeſuitenzöglings, Jean Chatel, im Jahre

1610 von einem ehemaligen Ordensgeistlichen, Franz Ravaillac, erdolcht wurde. Ungeachtet aber bereits nach der Ermordung Heinrichs III. das Pariser Parlament als höchster Gerichtshof decretirt hatte: „Alle Priester und Zöglinge des Collegiums von Clermont sammt allen übrigen Mitgliedern des Ordens sollen als Verführer der Jugend, als Störer der öffentlichen Ruhe, als Feinde des Königs und des Reichs in bestimmter Frist Paris und ganz Frankreich verlassen, — so waren sie doch nicht zu bannen und gelangten namentlich unter Ludwig XIV. von Neuem zur höchsten Macht. Die jesuitischen Beichtväter la Chaise und le Tellier im Bunde mit der Montespan und der Frau von Maintenon hatten den König fast ganz in ihrer Gewalt, und mit den verruchten militärischen Zwangsmitteln, den Dragonaden unter Louvois und seinen Henkersknechten gingen die jesuitischen Missionen zur Convertirung der Protestanten im ganzen südlichen Frankreich Hand in Hand.

Wie indeß alle Dinge ihr Maß haben, so sank nach Ludwig XIV. das Ansehen des Ordens in Frankreich mehr und mehr. Durch seine verderbte Moral hatte er seinen Feinden die größten Blößen gegeben. Die mit meisterhafter Satyre gegen die Jesuiten gerichteten lettres provinciales Paskals sammt der Schrift Perrault's, eines Doctors der Sorbonne, der alle ihre verderblichen Lehren urkundlich zusammenstellte, machten so großes Aufsehen, daß selbst einige Päpste mehrere unsittliche Grundsätze des Ordens verdammten. — Ueberdieß hatten sie unter Ludwig XV. die einflußreichsten Personen: die Marquise von Pompadour und den Staatsminister Herzog von Choiseul, zu Feinden; — während man auch in Frankreich schon längst darüber geklagt hatte, wie sie mit ihren Missionen in andern Welttheilen Handelsgeschäfte

dermaßen verbänden, daß aller andere Handel darüber zu Grunde ginge. Am großartigsten betrieben sie dieß auf den französisch-westindischen Inseln Martinique und Domingo. Der schlaue Pater la Valette, General-Procurator der dortigen Missionen, hatte auf Martinique eine ganze Straße von Fabriken und Magazinen gebaut und machte nach allen europäischen Seeplätzen die enormsten Geschäfte. Auf Wechsel bezog er von europäischen Handlungshäusern bedeutende Summen, welche er dann mit Colonialwaaren deckte. So z. B. hatte er auf Marseiller Häuser für mehrere Millionen Livres Wechsel ausgestellt. Als aber die dagegen abgesandte Schiffsladung von den Engländern im Krieg mit Frankreich genommen war, kam die Sache der Marseiller Kaufherren wegen Schadenersatzes vor das Pariser Parlament, welches sich bei der Gelegenheit die Satzungen des Ordens vorlegen ließ und von den Werken ihrer namhaftesten Schriftsteller Einsicht nahm. Die Folge davon war, daß der Gerichtshof die unumschränkte Gewalt des Generals dem Ansehen der Kirche und des Staats für nachtheilig erklärte und eine große Zahl jesuitischer Schriften wegen unmoralischer Lehren verurtheilte, durch den Scharfrichter verbrannt zu werden. — Es wurde darnach die Aufnahme neuer Mitglieder des Ordens in ganz Frankreich verboten, bis demselben im Jahr 1764 in Frankreich völlig ein Ende gemacht, und alle jesuitischen Anstalten aufgehoben wurden. Diese Demüthigung des Ordens veranlaßte im folgenden Jahre Papst Clemens XIII. zu einer Bulle, in welcher er die Gesellschaft Jesu in ausschweifendster Art lobte, sie gegen alle Anschuldigungen in Schutz nahm und ihre Institutionen feierlich bestätigte. Die groben Unwahrheiten in der Bulle erregten jedoch nur Unwillen und

machten den Papſt wie die Jeſuiten in Frankreich nur noch verächtlicher, als ſie es ſchon waren. Dem Beiſpiel Frankreichs und Portugals folgte bald auch Spanien, wo im Jahr 1767 der Orden plötzlich für aufgelöſt erklärt, alle Jeſuiten, 5000 an der Zahl, gefänglich eingezogen und auf Schiffen nach ihrer Metropole: Rom und dem Kirchenſtaate, transportirt wurden. Zu gleicher Zeit geſchah daſſelbe in Neapel und auf der Inſel Malta; gleichwie ſie 1768 auch aus dem Herzogthum Parma verbannt wurden.

In den Niederlanden hatten ſich geiſtliche und weltliche Stände vergebens dem Eindringen der Jeſuiten widerſetzt. Da es uns hier zu weit führt, ſo laſſen Sie mich jetzt nur hervorheben, wie der Orden vornemlich durch ſeinen Antheil an der Verſchwörung wider das Leben der Oraniſchen Prinzen den Niederländern verhaßt wurde. Nachdem ſchon im Jahr 1582 auf den Gründer der niederländiſchen Freiheit, Wilhelm I., Prinzen von Oranien, Grafen von Naſſau, ein Mordverſuch ſtattgefunden, wurde derſelbe 1584 im Schloſſe zu Delft von einem fanatiſchen Katholiken, dem Burgunder Balthaſar Gerard, meuchelmörderiſch erſchoſſen. Gerard, ein Jüngling von 22 Jahren, legte im Verhöre das Bekenntniß ab, daß außer einem Franziskaner aus Tournay ein Jeſuit aus Trier ihn durch das Verſprechen der ewigen Seligkeit zu der Frevelthat bewogen habe. Auch noch mit drei andern Jeſuiten und einem Barfüßermönch ſei er zu Rath gegangen, welche ihm ſämmtlich ihren Beifall und ihren Segen gegeben, und falls er mit ſeinem Leben büße müſſe, ihm die Märtyrerkrone im Himmel verſprochen hätten. Auch des großen Oraniers Sohn, Graf Moriz von Naſſau, der es auf ſich nahm, die

errungene Freiheit vor ihren Feinden zu retten, wäre faſt dem gleichen Verhängniß erlegen. Im Jahre 1595 wurde zu Leyden ein Mann aus dem Volke über dem Vorhaben, den Grafen zu ermorden, ergriffen und verhaftet. Nach den gerichtlichen Acten über das freiwillige Bekenntniß des Verbrechers hatten ihm die Jeſuiten in Düvay, an die er ſich gewandt, die Beichte gehört und das Abendmahl gereicht, ihm einen vierſchneidigen Dolch gegeben und, falls er ſein verdienſtlich heiliges Werk ausführe, eine jährliche Penſion und außerdem die ewige Freude im Himmel verſprochen. Darauf vertrieben in demſelbigen Jahre die vereinigten Staaten der Republik durch ein öffentliches Placat den ganzen Orden als dem Leben der Fürſten und der Ruhe der Staaten gefährlich aus allen ihren Provinzen und verboten es bei ſchwerer Strafe, auswärtige Jeſuitenſchulen zu beſuchen.

Ein beſonderes Augenmerk hatte der Orden auf England gerichtet, um daſſelbe der römiſch-katholiſchen Kirche zurückzuerobern. Jeſuitiſche Sendlinge mußten unter den dortigen Katholiken Unzufriedenheit erregen, Verſchwörungen anzetteln und einzelne Verwegene zu verbrecheriſchen Thaten aufſtacheln. Daher die wiederholten Mordanſchläge auf die Königin Eliſabeth, wozu ſich William Parry, Babington und Andere mit italieniſchen, franzöſiſchen und flandriſchen Jeſuiten verſchworen, und obgleich Eliſabeths Nachfolger, Jacob I., den Katholiken Religionsfreiheit gewährte, ſo hatte doch die jeſuitiſche Lehre von der Gerechtigkeit des Fürſtenmords tief genug Wurzel geſchlagen, um unter Mitwiſſenſchaft und Gutheißen des Jeſuiten-Provincials Garnet, den die engliſchen Katholiken wie einen Gott verehrten, das unerhörte Verbrechen der Pulververſchwörung auszuſinnen, durch welche der König

und die königliche Familie ſammt dem ganzen Parlament mit Einem grauenvollen Schlage vernichtet werden ſollte.

Doch wo möchten wir ein Ende finden, wollten wir den Jeſuiten als den Erbfeinden der Reformation auf allen ihren dunklen Wegen folgen? und nur im Vorübergehen werde es hier noch erwähnt, wie ſich dieſelben auch in das gegen alles Eindringen katholiſcher Elemente faſt hermetiſch verſchloſſene Schweden einzuſchleichen wußten, bei der Königin Chriſtine Eingang fanden und es vermittelten, daß dieſelbe, wie zum Hohne der Manen ihres Vaters, Guſtav Adolfs, des königlichen Helden und Retters des deutſchen Proteſtantismus, zur römiſch-katholiſchen Kirche übertrat; während es außerdem bekannt genug iſt, daß der Haupturheber der blutigen Verfolgungen und jedes menſchliche Gefühl empörenden Bedrückungen gegen die Evangeliſchen in Böhmen unter Ferdinand II. kein anderer war als der Jeſuit Lamormain, des Kaiſers Beichtvater, dem es auch gelang, das verheerende Feuer des dreißigjährigen Kriegs immer von Neuem anzuſchüren und durch den Eifer ſeiner Ordensbrüder das großentheils proteſtantiſch gewordene Oeſterreich faſt ganz wieder an den römiſchen Stuhl zu ketten.

Nachdem indeß, wie vorhin bemerkt, in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Orden bereits aus mehreren Staaten, aus Portugal, Spanien, Frankreich ꝛc. verbannt war, ließ ſich der völlige Sturz deſſelben nicht lang mehr aufhalten. Nach dem Tode Clemens XIII., der die Jeſuiten als die rechten Säulen der Kirche gegen alle Anklagen in Schutz genommen, kam Alles auf die Wahl des neuen Papſtes an. Es fiel dieſelbe, der jeſuitiſchen Partei im Conclave zuwider, nach langem Kampf auf den Cardinal Ganganelli, der

unter dem Namen Clemens XIV. im Jahr 1769 den päpſtlichen Thron beſtieg. Einer der edelſten Päpſte, die je geweſen, ausgezeichnet durch Gelehrſamkeit, Staatsklugheit, Freiſinnigkeit und milden Charakter, war er kein Freund der Jeſuiten. Doch trug er großes Bedenken, trotz des Drängens der bourboniſchen Höfe, die ſeine Wahl durchgeſetzt, eine noch immer äußerſt mächtige Geſellſchaft mit einem Male zu ſtürzen. Lieber wollte er dieſelbe reformiren, welches jedoch der damalige Ordensgeneral Ricci kurz zurückwies mit den bekannten Worten: »Sint, ut sunt, aut non sint!« (Sie ſeien, wie ſie ſind, oder ſie ſeien nicht.) Mittlerweile ließ der Papſt ſchon im Jahre 1772 mehrere Jeſuiten-Seminarien und Collegien: zu Rom und Frascati, zu Bologna und Ferrara ſchließen, bis er endlich im Jahr 1773 nach genauer Prüfung in einer geheimen Congregation von Cardinälen und Theologen die berühmte Bulle mit den Anfangsworten Dominus ac redemtor noster (unſer Herr und Erlöſer) unterzeichnete, kraft welcher er aus der Fülle ſeiner päpſtlichen Macht nach reiflicher Ueberlegung die Geſellſchaft Jeſu gänzlich aufhob, und zwar ausdrücklich für alle Zeiten, aus Rückſicht für den Frieden der Kirche, damit ſich die chriſtliche Nation nicht im Schooße der Kirche ſelbſt zerfleiſche. Zugleich ſollten alle ihre Aemter, Häuſer, Schulen, Collegien und Hospitien eingehen, ihre Statuten und Gebräuche nicht mehr gelten, die Macht ihres Generals und anderer Vorgeſetzten den Biſchöfen jedes Sprengels übertragen, kein Novize mehr angenommen und die angenommenen entlaſſen, das Ordenskleid und der bisherige Name der Geſellſchaft abgelegt werden. — Dagegen ward es den bisherigen Mitgliedern der Geſellſchaft unter den nöthigen Einſchränkungen erlaubt, in andere Orden

zu treten oder als Weltgeistliche gottesdienstliche Handlungen zu verrichten, sich auch dem Unterricht der Jugend zu widmen, wenn sie unnützen Streitigkeiten und sittenverderblichen Lehren absagten. Sobald am Abend des 16. Augusts 1773 die Bulle publicirt war, wurden in Rom alle Häuser der Jesuiten mit Wachen besetzt und den Zusammengerufenen von päpstlichen Abgeordneten ihr Urtheil vorgelesen, der Ordensgeneral aber und dessen Assistenten in die Engelsburg gebracht, wo man ihnen einen Eid abnahm, ihre Güter getreulich anzugeben, welche sie freilich noch zu rechter Zeit in Sicherheit gebracht, auch viele Schriften aus ihren Archiven verbrannt hatten. — Clemens XIV. fühlte wohl, welcher Gefahr er sich ausgesetzt, und soll bei Unterzeichnung der Bulle geäußert haben, er unterschreibe sein Todesurtheil. Ein unheimlicher Schatten folgte von dem Augenblicke an jedem seiner Schritte; bald fingen seine Kräfte an, zu schwinden, und schon im nächsten Jahre 1774 erfolgte sein Tod, wie man vermuthete an Gift, welches ihm von Jesuiten beigebracht worden.

Allerdings war es eine bedeutende, in die kirchlichen und politischen Verhältnisse tief eingreifende geistliche Macht, die zwar schon seit längerer Zeit erschüttert, sich doch immer von Neuem erhoben hatte, nun aber mit einem Male dem gegen sie geführten Schlage erliegen sollte. Nach genauer Berechnung belief sich zur Zeit ihres Sturzes die Zahl der Ordensglieder auf 22,589, darunter 11,293 geweihte Priester, das Ganze eingetheilt in 5 Nationen und 39 Provinzen mit 669 Collegien, 176 Seminarien, 61 Novizial- und 24 Profeßhäusern, 335 Residenzen und 273 Missionen, letztere theils unter den Heiden, theils in evangelischen, von Rom abgefallenen Ländern. Es begreift sich leicht, daß die päpstliche

Bulle einem so weit ausgebreiteten Orden keineswegs sofort überall ein Ende machte. Aeußerlich war dieß im katholischen Deutschland, in den Niederlanden, in Böhmen, Ungarn und Polen allerdings der Fall; wogegen man nicht ohne Grund annahm, daß die Jesuiten, besonders in Deutschland und Italien, als geheimer Bund fortbestänben und sich unter fremdem Namen auszubreiten suchten. Nur ein deutscher Reichsfürst, Friedrich der Große von Preußen, behielt sie in seinen clevischen und schlesischen Ländern noch mehrere Jahre bei, indem er sie nicht fürchtete und überdieß spöttisch äußerte, er habe im Breslauer Frieden versprochen, den kirchlichen Zustand unverändert zu lassen, und da er Ketzer sei, könne ihn der Papst von der Verbindlichkeit, sein Wort zu halten, und von den Pflichten eines ehrlichen Mannes nicht dispensiren. Unter Friedrich Wilhelm II. dagegen wurde der Orden in Preußen gänzlich aufgehoben, seine Güter eingezogen und der Ertrag derselben den Universitäten Halle und Frankfurt an der Oder überwiesen. In Rußland hatten die Jesuiten unter Katharina II. und Paul I. Schutz gefunden, und erst im J. 1815 wurden sie aus Petersburg, 1821 aber aus dem ganzen Reich wegen Proselytenmacherei verbannt.

Inzwischen war nach dem Sturz Napoleons I. Papst Pius VII. wieder in Rom eingezogen und nahm mit dem Besitz des Kirchenstaats auch alle Rechte wieder in Anspruch, die der päpstliche Stuhl seit längerer Zeit verloren. In dem Wahne, daß durch den Jesuitenorden Thron und Altar am festesten gegen alle revolutionären Versuche gestützt würde, stellte er denselben sofort im Jahr 1814 durch eine eigene Bulle wieder her. Schon der Name Jesuiten erweckte jedoch von Neuem das alte Mißtrauen sowohl der Weltgeistlichen

und der übrigen Orden, als das der Völker, in denen das Streben nach Freiheit zum Durchbruch gekommen, und welche die Jesuiten als Unterdrücker alles geistigen und politischen Aufschwungs betrachteten. Ja allgemein faßte man die Wiedererweckung des Ordens so auf, daß sich in demselben der Papst nur Werkzeuge für eine völlige Repristination der untergegangenen mittelalterlichen Zustände habe schaffen wollen. Eben dieß betrachteten die neuen Jesuiten selbst als ihre Aufgabe. Schroff und fanatisch traten sie allem Neuen entgegen und stellten sich damit in offene, entschiedene Opposition zu den Ideen und Forderungen einer fortgeschrittenen Zeit. Zwar gaben sie sich den Anschein, als ob sie in ihren Unterrichtsanstalten die Jugend zu den Höhen der Geistesbildung hinanführten; allein die Täuschung wurde bald offenbar genug. In ihren Lehrbüchern erschien wieder die alte jesuitische Moral mit allen unsittlichen Lehren; wie z. B. in einem Compendium der Moraltheologie von Moullet, welche 1834 zu Freiburg in der Schweiz erschien, die alte Lehre von der moralischen Probabilität unverändert wieder auftrat. Wer nur zum Schein einen Eid geleistet, heißt es darin, ist vermöge der Religion zu nichts verpflichtet, weil er keinen wahren Eid geschworen. Oder: wenn ein Gläubiger von den Gütern seines Schuldners heimlich soviel nimmt, als dieser ihm schuldig ist, so hat er keinen Diebstahl begangen.

In Spanien, in Sardinien und Piemont fanden die Jesuiten bald wieder Aufnahme, auch in den Kantonen Wallis und Freiburg. In andern Staaten blieben sie vorläufig noch verbannt. Aus Spanien und aus Portugal, wo Don Miguel sie aufgenommen, mußten sie wieder weichen, sobald die

liberale Partei zur Herrſchaft gelangte. In Frankreich konnten ſie anfangs nur unter dem angenommenen Namen pères de la foi wieder Eingang finden, ſpielten dann aber unter Ludwig XVIII. und noch mehr unter Carl X. eine bedeutende Rolle. Nur Einiges davon laſſen Sie mich anführen.

Schon unter Ludwig XIV. hatten die Jeſuiten auf die Viſionen einer hyſteriſchen Nonne die Andacht zum geheiligten Herzen Jeſu erfunden und Brüderſchaften für dieſelbe geſtiftet. Während der Aufhebung des Ordens war dieſe association de sacré coeur das Band der geheimen Vereinigung der Jeſuiten und ihrer Anhänger. Jetzt unter Ludwig XVIII. verbreiteten ſich dieſe Brüderſchaften über ganz Frankreich, ſie errichteten Collegien und Seminare zu Paris, Montrouge, St. Acheul ꝛc., in denen die Jugend ſyſtematiſch zu ultramontan-kirchlichen und abſolutiſtiſch-reactionären Grundſätzen erzogen wurde. Auch erhoben ſich auf Betrieb dieſer Aſſociation wieder Klöſter, beſonders Frauenklöſter in großer Menge; obgleich das Geſetz, durch welches alle geiſtlichen Orden aufgehoben waren, noch immer beſtand. Außerdem wurde im Jahre 1822 mit päpſtlicher Genehmigung die ſ. g. Congregation gegründet, eine Geſellſchaft zur Verbreitung der römiſch-katholiſchen Kirche, unter fortwährender Leitung der Jeſuiten. Bald zählte dieſelbe in ganz Frankreich eine zahlloſe Menge Mitglieder aus allen Ständen. Alle, welche ſich der Regierung empfehlen wollten, traten ihr bei, und da ſie vom Papſt mit reichlichen Abläſſen verſehen war, wurde die Theilnahme an derſelben um ſo anziehender. Auch nach dem Sturz der Bourbonen hat die Brüderſchaft nicht nur in ganz Frankreich fortgedauert, ſondern ſich über alle katholiſchen

Länder in Europa und Amerika verbreitet. Der Beitrag zur Bundescaſſe war auf einen Sou fixirt. Gleichwohl belief ſich ſeit dem Jahre 1850 die regelmäßige jährliche Einnahme auf 3 Millionen Francs, wovon theils die Miſſionare in fremden Welttheilen unterhalten, theils aber auch für die Bekehrung der Proteſtanten, namentlich in Großbritannien, im Norden von Europa und in der Schweiz große Summen verwendet wurden.

Als der Graf von Artois, der ſich bisher als das Haupt der abſolutiſtiſchen Hofpartei und zugleich als äußerſt bigott gezeigt hatte, im Jahre 1824 unter dem Namen Carl X. ſeinem Bruder auf dem Thron folgte, traten unter ſeiner Regierung die Jeſuiten immer offenbarer aus ihrem Dunkel hervor. Mit Hülfe der Biſchöfe bemächtigten ſie ſich eines großen Theils der ſog. petits séminaires, Vorſchulen für ſolche, die Geiſtliche werden wollten. Es gelang ihnen, dieſelben weit über das eigentliche Bedürfniß zu vermehren, und nahmen ſie darin eine Menge junger Leute auf, die gar nicht beabſichtigten, in den geiſtlichen Stand zu treten, damit ſie allmählig den ganzen Gymnaſial-Unterricht an ſich riſſen und die Jugend der gebildeten Stände für das Joch der Hierarchie und des Abſolutismus erzögen. Mehr und mehr wurde dann aber auch dem Volke die Abſicht der Regierung klar, nicht ſowohl Religioſität zu befördern, als vielmehr die Religion zum Werkzeug unbedingter Gewaltherrſchaft zu machen. Selbſt ein alter Royaliſt und frommer Katholik, der Graf von Montloſier, durch den Unfug der Jeſuitenpartei empört, trat vor den Kammern als Ankläger der Jeſuiten auf; während der immer ſteigende und lauter werdende Unwille den König nöthigte, an die Stelle des

früheren Miniſteriums Villèle das gemäßigt liberale Miniſterium Martignac treten zu laſſen. Dieſes ſchlug ſowohl in kirchlicher als politiſcher Beziehung eine ganz andere Richtung ein und gab der öffentlichen Meinung über die Jeſuiten und den Klagen der Univerſität über die kleinen Seminarien ihr Recht. Auch wurden die Stiftungen neuer, ungeſetzlicher Congregationen verhindert, die vorhandene aber unter ſtrengere Aufſicht geſtellt, bis durch jeſuitiſche Intriguen im Jahre 1829 das völlig abſolutiſtiſche Miniſterium Polignac, aus lauter Mitgliedern der Congregation gebildet, an die Spitze der Regierung trat. Ein allgemeiner Schrei des Unwillens erhob ſich wider daſſelbe, und unter den Schrecken der Julirevolution, die Carl X. nöthigte, abzudanken und Frankreich zu verlaſſen, vernahm man unter den Tumulten, welche die Straßen von Paris durchtobten, unaufhörlich den Ruf: à bas les Jésuites!

Unter dem Bürgerkönig Louis Philipp folgte dann die Regierung ganz der liberalen Richtung. Den Jeſuiten hatte nicht nur Eugène Sué's juif errant einen neuen Stoß gegeben, ſondern es wurde auch officiell der Graf Roſſi nach Rom geſandt, wo er bewirkte, daß der Papſt durch den Ordensgeneral die franzöſiſchen Jeſuiten auffordern ließ, ihre Ordensverbindung aufzugeben, worauf die meiſten derſelben Frankreich verließen und ſich nach Belgien und nach der Schweiz wandten.

In dem katholiſchen Theile der Schweiz hatte man ſchon Jahre lang eifrig daran gearbeitet, die Jeſuiten überall wieder einzuführen. Es gelang dieß anfangs nur in Wallis und Freiburg, wodurch beide Cantone ganz unter die Herrſchaft der Prieſterpartei kamen. Von hier aus wurde dann

in der ganzen katholischen Schweiz die Intoleranz und der Haß gegen die Reformirten von den Jesuiten neu angefacht, durch abergläubische Schriften, durch Processionen, Wallfahrten, Missionen, Wunder und Wunderbilder das Volk verdummt, insbesondere auch den vorgeblichen Irrlehren des edlen Freiherrn von Wessenberg, Generalvicars des Bisthums Constanz, mit Ingrimm entgegengewirkt. Bald kamen auch die Urcantone ganz in die Hände der Jesuiten, und wurde durch ihren mächtigen Einfluß Luzern in den Jahren 1840 und 1841 der Centralpunct der ultramontanen Partei, bis im Jahr 1846 die 7 katholischen Cantone den Sonderbund stifteten zur völligen Losreissung von der übrigen Eidgenossenschaft. Im folgenden Jahre faßte jedoch die Tagsatzung den Beschluß, daß der Sonderbund sich aufzulösen habe. Es kam zum Krieg; der Bund der 12 Cantone siegte; die Jesuiten sollten auf ewige Zeiten aus schweizerischem Gebiete verbannt sein, mit ihnen zugleich die Redemtoristen, die Marianisten, die Schulbrüder, die Schulschwestern und die Damen vom heiligen Herzen Jesu.

In Oesterreich endlich hatte der den Jesuiten ganz ähnliche Orden der Redemtoristen oder Liguorianer willige Aufnahme und große Begünstigung gefunden. In Wien namentlich eröffneten sie Unterrichtsanstalten und zeigten sich sehr eifrig im Predigen und Beichte-Hören, mischten sich aber auch recht jesuitisch in Familienverhältnisse, beunruhigten die Protestanten durch Proselytenmacherei und suchten auf jede Weise für ihren Orden Ansehen und Einfluß zu gewinnen. Nicht lange darnach siedelten sich dann auch die Jesuiten selbst in Oestreich wieder an. Nicht nur in Galizien, wohin sie nach ihrer Vertreibung aus Rußland kamen, sondern späterhin

auch in der Lombardei und Venetien, in Ober-Oestreich, Steiermark und Tyrol wurden ihnen Collegien eingeräumt, und setzten sie sich besonders zu Innsbruck fest, bis sie unter den Stürmen der Revolution von 1848 aus Oestreich vertrieben wurden, weiterhin aber ihre alten Positionen wieder einnahmen.

Lassen Sie mich hier schließen und damit einen an sich zwar interessanten, aber wenig erquicklichen Gegenstand verlassen.

Wie bewundernswürdig auch nach allem Mitgetheilten die Betriebsamkeit des Ordens erscheint, welche seltene Ausdauer und Standhaftigkeit derselbe auch unter allen Märtyrern, an welchen es ihm nicht fehlte, bewiesen hat, so läßt sich doch bei aller Unbefangenheit und historischen Unparteilichkeit schwerlich behaupten, daß die Gesellschaft des Namens, nach welchem sie sich nannte, würdig gewesen. Zwar klug wie die Schlangen, fehlte es den Jesuiten im Ganzen doch zu sehr an der Taubeneinfalt, welche der Christ mit der Schlangenklugheit verbinden soll; gleichwie sich in ihrer ganzen Tactik und in ihrem eigenthümlichen Geist und Wesen von dem Geiste wahrer Humanität, tiefen, sittlichen Ernstes, christlicher Liebe und religiöser Duldung wenig finden läßt. Auch möchte es mindestens sehr zweifelhaft sein, ob sie ungeachtet des gewaltigen Anlaufes, den sie nahmen, für die höchsten Güter und Zwecke der Menschheit, für die Kirche Christi und die Zukunft des Reiches Gottes auf Erden Anerkennenswerthes und Ruhmvolles geleistet und bewirkt haben, da ihnen im letzten Grunde Rom und ihr Orden mehr galt als Alles. Gedenken wir aber mit Schmerz und Unwillen daran, wie sie *unleugbar* nachtheilig gewirkt und den Fortschritt zum Bessern

gehemmt, ſowie den Frieden der Völker geſtört haben, ſo mögen wir uns dabei des Glaubens tröſten, daß ſie niemals wieder zu ihrer früheren Macht gelangen werden; wie ſie uns ſchon jetzt faſt nur noch als Schreckgebilde erſcheinen ohne Herz, ohne Blut und Leben, die bei dem erſten Morgenſtrahl ſchwinden. Helfen wir nur, Jeder an ſeinem Theile, der Wahrheit, der Geiſtesfreiheit und Klarheit zum Siege, ſo werden mehr und mehr die Geiſter der Finſterniß weichen vor dem immer reineren, volleren Sonnenaufgang in Ihm, deſſen Feſt*) wir in nächſter Zeit als den Anbruch eines großen Tages der Menſchheit, als ein Feſt der Freude und des Friedens feiern.

*) Die Vorleſung wurde kurz vor Weihnachten gehalten.

Gebet am Sarge

und

Rede am Grabe

des

weiland Herrn Generalſuperintendenten **Althaus**,

geſtorben zu Wiesbaden den 9., beerdigt den 12. Januar 1863,

von

F. W. Dietz,
Kirchenrath in Wiesbaden.

Am Sarge.

Gnade ſey mit Euch von Gott, unſerem Vater, der uns berufen hat zum herrlichen Erbtheile der Kinder des Lichts, — und Friede von Chriſto Jeſu, unſerem HErrn, dem Fürſten des Lebens, der den Tod überwunden und unvergängliches Weſen an's Licht gebracht hat, — und reicher Troſt durch die Kraft des h. Geiſtes, der die zerſchlagenen Herzen erquicket und die Gedemüthigten aufrichtet, — ja Gnade, Friede und Troſt vom dreieinigen Gotte ſei mit uns Allen! Amen.

Herr, Herr, treuer und barmherziger Gott! Du biſt unſere Kraft, unſer Troſt und unſere Zuflucht für und für, darum ſuchen wir dich an dieſer Stätte des Todes und in

dieſer Kammer der Thränen. O Herr, Herr, laß dich finden! Du weißt es, was unſere Seele bewegt, und was wir von dir begehren. Du haſt uns den Vielgeliebten genommen, an dem unſer Herz hing, darum iſt unſer Herz voll Trauerns und unſer Mund voll Klagens geworden. Wir fragen nicht: warum haſt du Solches gethan? denn wir wiſſen's, auch dieſes iſt geſchehen durch dich, der du allezeit Gedanken des Friedens über uns haſt und nimmer des Leids; aber noch will unſere Seele nicht ſtille werden, weil wir die Stätte leer ſehen, da wir vordem des Heimgegangenen ſind froh geweſen. So mache denn du, der du Wunden ſchlägſt und Wunden heileſt, unſere Seele ſtille in dir, denn die du ſtille machſt, die werden recht ſtille, und die du tröſteſt, die ſind recht getröſtet. Laß es uns erkennen und bedenken, was du Großes an dieſem deinem Knechte gethan haſt all die 73 Jahre lang, da er ein Pilgrim und Gaſt unter uns geweſen iſt, auf daß wir dir danken lernen, deine Treue und Barmherzigkeit rühmen und deine Wohlthaten verkündigen. Du haſt deine Vateraugen über ihm offen ſtehen laſſen von der erſten Stunde an bis zur letzten; als ein guter Hirte haſt du ſeine Seele geweidet auf grüner Aue, daß ihm nie etwas mangelte bei dir; du haſt ihn geleitet auf rechter Straße um deines Namens willen, denn du heißeſt Erbarmer von Ewigkeit her; du haſt ihn getragen in ſeinem Alter und als ſeine Haare grau waren, du haſt ihn dahinfahren laſſen im Frieden, als ſeine Stunde gekommen war. Darum danken wir dir, der du ſein Herr und ſein Gott geweſen biſt im Leben und im Tode. Wir danken dir inſonderheit, daß du ihn gewürdigt haſt, dein Arbeiter zu ſein in deinem Weinberge, und haſt ihm den Stab in ſeine Hand gegeben, zu

weiden deine Gemeinde 45 Jahre lang. Haben auch die Menſchen nicht immerdar ſeine Verdienſte erkannt, du, der du alle Dinge weißt, du weißt auch, wie er dir treu war in deinem Dienſte. Wir danken dir, daß du bei ſeinem Werke ihm Kraft und Hülfe, Troſt und Beiſtand geweſen biſt; wir danken dir, daß du ſeine Arbeit nicht haſt vergeblich ſein laſſen, ſondern viel Segen und Frucht geſchafft, die da bleibet immerdar.

Und wie haſt du in ihm uns geliebet! Wo iſt ſolch ein Gatten-, Vater-, Bruder- und Freundesherz geweſen, wie das ſeine, das nicht aufgehört hat, zu lieben, bis es aufgehört hat, zu ſchlagen. Nun iſt dieſes Herz gebrochen. Aber die Liebe ſtirbt nicht, und der Segen, der von der Liebe ausgehet, höret nicht auf. So laß denn des Vaters Segen ruhen auf Kindern und Kindeskindern, daß ihnen die Erfahrung dieſes Segens ein reicher Troſt werde und bleibe. Richte auf die, welche in der Ferne um dieſen Todten weinen, und denen es nicht mehr vergönnt war, das theure Angeſicht zu ſchauen, richte auf die, welche hier tiefgebeugt vor dir ſtehen, und die den letzten Dienſt treuer Pflege an ihm gethan haben; laß ſie gewiß werden, du lebeſt, und wir ſollen auch leben, daß ſie den Todten nicht in den Gräbern ſuchen, ſondern bei dir, dem er gelebet hat und geſtorben iſt; laß ſie halten an der Hoffnung, zu der auch wir wiedergeboren ſind durch die Auferſtehung deines Sohnes, daß wer an ihn glaubet, lebet, ob er auch ſtürbe. Gib nun der Seele, die nach dir ſich geſehnet und gedürſtet hat, den Frieden, der über alle Vernunft iſt; gib dieſem gebrochenen Leibe, dieſen müden Gliedern, zu ruhen in der ſtillen Kammer, da wir Staub zum Staube betten, bis auch dieſes Verwesliche das Unverwesliche

anziehen wird. Ja Friede ſei mit ihm, Friede und Troſt ſei mit uns Allen! Amen.

Vater Unſer ꝛc.

Segen.

Am Grabe.

Selig ſind die Todten, die in dem HErrn ſterben; der Geiſt ſpricht: ſie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach! Amen.

„Chriſtus iſt mein Leben, Sterben iſt mein Gewinn, ich habe Luſt, abzuſcheiden und bei Chriſto zu ſein!“ Dieſes Wort des großen Apoſtels hat der theure Todte, an deſſen Grab wir ſtehen, vor wenigen Monaten der treuen Freundin und Verwandten, welche ſeines Alters Pflegerin war, in ihr Gedenkbuch geſchrieben, um ſie in ſinniger Weiſe daran zu erinnern, er fühle, die Zeit ſeines Abſchiedes ſei nahe; — „Chriſtus iſt mein Leben, Sterben mein Gewinn,“ das war das letzte Gebet, mit welchem der Entſchlafene ſich ſelbſt zum ſeligen Heimgange vorbereitete, und wie dieſes ſelbige Wort als Grabgeſang eben über dieſe Todtenhügel dahingegangen iſt, ſo ſoll es nun auch der Anknüpfungspunkt für den Nachruf werden, mit welchem ich ſein Gedächtniß noch einmal an dieſer Stätte zu ehren mich verpflichtet fühle. Kann doch ſein innerſtes Weſen und ſeine ganze Art, zu ſein, kaum kürzer und zugleich treffender bezeichnet werden als mit dieſem Einen: „Chriſtus war ſein Leben und Sterben ſein Gewinn!“

Denn dem HErrn anzugehören, ihn zu gewinnen, ganz sein eigen zu sein, — das war das Streben unseres Freundes sein Leben lang — all die 73 Jahre her, die seine Wallfahrt unter uns währte; dem HErrn zu dienen, sein Werk zu thun, seine Gemeinde zu weiden, das ist der Beruf des Vollendeten gewesen, so lange er das Amt eines evangel. Predigers in seiner Heimath begleitete. Und will es mir auch nicht ziemen, hier die Verdienste des Mannes, der nie eitler Ehre geizig war, aufzuzählen, welche sich derselbe um seine vaterländische Kirche erworben hat, — das wenigstens darf nicht verschwiegen werden, daß er stets bemüht war, dieselbe nur zu erbauen auf dem Grunde der Apostel und der Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist, und Er, der Erzhirte und Bischof unserer Seelen, der es wohl wußte, wie lieb dieser ihn hatte, und der ihm um seiner Liebe willen zu Ihm 45 Jahre lang den Hirtenstab in die Hand gelegt hat, wird es dereinstens offenbar werden lassen, daß seine Arbeit in seinem Weinberge nicht vergeblich war.

Aber auch wir haben dessen ein Zeugniß, daß „Christus sein Leben war," denn wir haben es ja gesehen, von welcher Innigkeit sein Glaube, von welcher Wärme seine Liebe, von welcher Lauterkeit sein Wandel war. Wie er nämlich noch auf seinem Sterbebette äußerte: „nicht darauf komme es an, welchem Sonderbekenntnisse Jemand angehöre, sondern darauf, daß er seine Zugehörigkeit zu Christo durch Wort und That bezeuge," so ist er auch ein Bekenner des Herrn gewesen durch sein Leben und Verhalten. Darum aber war er auch in seiner Liebe so weitherzig, in Jedem einen Bruder in Christo zu erkennen, ob er auch sonst nicht in allen Stücken dessen Ansichten theilte, von dem er sah und

wußte, daß es ihm mit ſeinem Chriſtenthume ernſt war; darum war er endlich auch unbefangen genug, in Allem, was groß, wahr, ſchön und edel genannt werden kann, noch eine Beziehung zum Chriſtlichen zu finden und ſich dafür zu begeiſtern. Und gerade dieſe Weitherzigkeit und Unbefangenheit, dieſe Milde im Urtheile über Andere, dieſe Fähigkeit, auf fremde Ueberzeugungen und in fremde Naturen einzugehen, dieſes „Wahrheitſuchen in Liebe“ hat uns den Entſchlafenen ſo liebenswürdig erſcheinen laſſen und wird uns ſeine ehrwürdige Geſtalt und Perſönlichkeit unvergeßlich machen. Ihr wißt es, als ein Fremder und Unbekannter iſt er in unſere Mitte getreten, aber in Chriſto iſt er uns bald ein Bekannter und Vertrauter geworden, denn er blieb keinem Werke fremd, das unter uns in Chriſti Namen und zu Chriſti Ehre getrieben wurde. Wie eifrig hat er ſich bei den Verſammlungen betheiligt, in denen wir über die Kirche des HErrn Berathungen pflogen, und wie oft uns dabei durch ſeinen reichen Schatz von Erfahrung mit allerlei Weisheit unterſtützt! Wie willig hat er ſich uns als einen Gehülfen an die Seite geſtellt und in ſo mancher befreundeten Familie ſtill und ohne Aufſehen, aber nicht ohne manchen Segen für das Reich Gottes gewirkt! Wie gern hat er die Stunden ſeiner Muße geopfert, um durch Vorträge voll Geiſt und Leben die Zwecke des Frauenvereins der Guſtav-Adolf-Stiftung, des Zionsvereins und anderer Vereine zu fördern! Wahrlich, wo ſolcher Eifer für den HErrn und ſeine Sache iſt, da iſt Liebe zu dem HErrn, da iſt Leben in dem HErrn.

Um aber zu wiſſen, wie er ſich auch in dem engſten Kreiſe, in ſeiner Familie, als einen Solchen erwieſen hat, in welchem Chriſtus wohnte, lebte und wirkte, — müßte ich

Euch sagen, — was diese hier, seine Kinder, was seine Verwandten, was seine Vertrauten von der Liebe erzählen, mit der er an den Seinigen gehangen hat; — müßte ich Euch sagen, wie er die Stunden sehnsüchtig zählte, bis es ihm vergönnt war, seine Söhne und Töchter und Enkel aufzusuchen und in deren Mitte zu verweilen; müßte ich Euch sagen von der Aufopferung, von der Hingebung und Ausdauer, mit welcher die Selbstverleugnung zärtlicher Verwandtenliebe ihn auf seinem Krankenlager gepflegt hat; denn dann würdet Ihr zugeben: wo solche Liebe waltet, wo solche Liebe gesäet und geerndtet wird, da muß Liebe zum HErrn das Band der Gemeinschaft sein; wo aber die Liebe des HErrn ist, da ist sein Geist, da ist sein Leben. Weil nun Christus sein Leben war, darum ist Sterben ihm Gewinn geworden! Das Wort, welches über seinem Todtenbette geschrieben stand: „Ich habe dich je und je geliebet und aus lauter Güte zu mir gezogen", beweist uns, wie er den Tod anzusehen gewohnt war, nämlich als einen seligen Heimgang zum HErrn, als ein Emporgetragenwerden von den Armen treuer Gottes- und Heilandsliebe aus diesem endlichen und unvollkommenen Wesen zu dem, was ewig und unvergänglich ist.

Und so ist er denn nun bei dir, HErr, unser Heiland, den er gesucht und geliebt hat sein Leben lang; so laß ihn denn nun in dem sein und bleiben, was dein und deines Vaters ist. Gib ihm nach seinem Glauben, seiner Liebe, seinen Werken den Lohn der Gerechten. Gedenke nicht seiner Sünden und seiner Uebertretungen, sondern gedenke seiner nach deiner großen Barmherzigkeit und laß vor dir sein, was er gewollt, erstrebt und gewirket hat. Kröne ihn mit der un-

vergänglichen Krone, die der Treue verheißen iſt. Der du geſaget haſt: „die Lehrer ſollen leuchten wie des Himmels Glanz und die, welche Viele zur Gerechtigkeit weiſen, wie die Sterne immer und ewiglich,“ laß ſein Gedächtniß bleiben im Segen bei denen, denen er ein Lehrer und Führer zur Gerechtigkeit war. — Erleuchte dein Angeſicht über denen, die du mit ſeinem Abſchiede betrübet haſt, daß ſie deines Troſtes froh werden, und ihre Seele ſtille ſei in dir!

Uns aber lehre bedenken, daß wir dir leben und dir ſterben müſſen, auf daß auch wir dein ſein mögen im Leben und im Tode! Amen.

Vater Unſer ꝛc.

Einſegnung der Leiche.

Segen.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Geſchichte

der Entſtehung, der Kämpfe und des Unterganges evangeliſcher Gemeinden in Deutſchland.

Von

Profeſſor Dr. Heppe in Marburg.

1. Heft: Hammelburg und Fulda.

Preis: 12 Ngr.

Dem Central-Vorſtand des Guſtav-Adolph-Vereins gewidmet.

Wenn wir im Allgemeinen annehmen, daß die Geſchichte der Reformation in ihren ſiegenden Fortſchritten in Deutſchland dem proteſtantiſchen Volke bekannt iſt, ſo iſt das eine Thatſache, bei der freilich wohl weniger das Einzelne in Betracht kommt, als die allgemeinen Umriſſe. Wenn wir aber darnach fragen, wie es hier und da ſtand, als die eiſerne Hand der Gewalt in Verbindung mit den Schlangenwindungen der Liſt und Argliſt den Proteſtantismus erdrückte, das Licht des lauteren Evangeliums wieder unter den Scheffel brachte, das Joch päpſtlicher Satzungen dem evangeliſchen Volke wieder auf den Nacken legte; wenn wir nach den Wegen und Mitteln fragen oder nach den Perſonen, die das gewaltſam bewirkten, wie es namentlich in der Mitte des 16. Jahrhunderts geſchah, ſo finden wir, daß das ein mit ſieben Siegeln verſchloſſenes Buch iſt. In einzelnen Gegenden iſt Manches aus dieſen oft ſo blutigen Tagen unauslöſchlich in die Seelen derer gegraben, die von denen abſtammen, welche irgendwie das Kleinod ihres Glaubens retteten, aber bei weitem nicht in dem Maße, wie

es sein sollte. So wird der evangelische Schlesier wohl mit bebendem Herzen die Namen: Liechtensteiner und Jesuiten aussprechen, der Pfälzer von Spinola' und seinen „spanischen Molchen" zu erzählen wissen, was die Haare emporsträubt, und anderswo mehr.

Was geschichtliche Mittheilungen in frischer, anschaulicher Weise vermögen, das zeigt uns die Bekanntschaft unseres Volkes mit den schweren Geschicken der Salzburger „Exulanten" unter Firmians eiserner Faust; allein das haben nicht neuere Schriften gethan, am wenigsten Panse's Buch, sondern des frommen Bergknappen Schilderungen, dessen Lied: „Ich bin ein armer Exulant" noch im Munde des Volkes, selbst am fernen Rheine lebt. Das sind Ueberlieferungen einerseits, andrerseits die Gewalt des einfach wahren, darum mächtigen Wortes. Aber wenn wir fragen: wie sind die Hunderttausende evangelischer Gemeinden ausgerottet oder wieder in die katholische Kirche zurückgebracht worden? was ist in Trier, Köln, Münster und so vielen, vielen Städten und Ländern geschehen, den Protestantismus auszurotten mit Stumpf und Stiel? wie ist es geschehen, daß ganze Ländergebiete unter das Joch Römischer Satzungen zurückgebracht worden? — dann stehet unser evangelisches Volk vor dem ihm verschlossenen Buch mit sieben Siegeln.

Den Lesern der fliegenden Blätter des Centralvereins der evangelischen Gustav-Adolph-Stiftung ist es bekannt, daß diese es sich angelegen sein lassen, die dunkle Zeit, von der wir reden, je und dann aufzuklären, und auf die Thränen- und Blutströme hinzudeuten, welche jene Zeit der Ausrottung des evangelischen Bekenntnisses bezeichnen. Das Büchlein, welches unter dem Titel: Johannes Tonsor, von W. O. von Horn ꝛc., im Verlage von Julius Niedner erschienen ist, thut es auch im Gebiete der Unterpfalz; aber das sind doch nur einzelne Streif-, wohl auch Schlaglichter, welche auf dieses dunkle Gebiet der Verkümmerung und Unterdrückung des Evangeliums fallen, kein Ganzes. Darum hat es sich der Verfasser zur Aufgabe gestellt, in einer Reihe von Einzeldarstellungen nach und nach ein Ganzes dem evangelischen Volke zu bieten. Es soll dieß Werk die Geschicke einzelner evangelisch gewesener und von der katholischen Kirche wieder zurückeroberter Ländergebiete und Gemeinden ausführlich dem Leser vorführen. Jedes einzelne Heft wird die Geschichte irgend einer in sich abgeschlossenen evangelischen Gemeinde oder Gemeinschaft, welche gewaltsam um ihr Glaubenskleinod gebracht wurde, einschließen. Es wird bis in's Einzelnste nachweisen, wie in diesem Gebiete oder in den Mauern einer Stadt der evangelische Glaube Wurzel geschlagen hat und den Sieg über das Papstthum errang, wie dann, als die Jesuiten im Bunde mit der äußerlichen Macht und Gewalt, oft mit Feuer und Schwert, daran gingen, die Axt an die Wurzel evangelischen Bekenntnisses zu legen, die Bekenner des Evangeliums gelitten und gekämpft haben.

Aus diesen Sonderdarstellungen wird ein Ganzes erwachsen, welches die sieben Siegel jenes verschlossenen Buches löst, „eine evangelische Volksbibliothek", welche dem evangelischen Volke zeigt, wie mächtig einst seine theure Kirche war, welche Mittel man anwandte, ihr diese Macht, diesen

Umfang zu entreiſſen, welcher Glaubensmuth die Väter beſeelte, welche Leiden über ſie kamen, und welcher grauſe Jammer die Wege der Sieger bezeichnete.

Der Verfaſſer wird für die Darſtellungen in dieſer „evangeliſchen Volksbibliothek“ nur die Ergebniſſe genauer, ſorgfältiger, geſchichtlicher Quellenforſchung benutzen, Ergebniſſe, die er ſelbſt errungen hat durch lange gewiſſenhafte Anſtrengung. Die Darſtellung wird einfach, gemeinverſtändlich ſein. Er wird die Thatſachen geben, ja ſie vor dem Blick des Leſers ſich entwickeln laſſen in aller Folgerichtigkeit und Wahrheit.

Sein Zweck iſt Aufklärung dieſer meiſt dunkeln Begebenheiten und dadurch nicht nur Vermehrung und Förderung evangeliſcher Erkenntniß, ſondern auch Stärkung des evangeliſchen Bewußtſeins und Befeſtigung in der Treue evangeliſchen Bekenntniſſes.

VADEMECUM PASTORALE.

Das iſt

Hand- und Taſchen-Agende

für

evangeliſche Geiſtliche.

Aus den beſten älteren und neueren Agenden und Gebetbüchern

zuſammengeſtellt von

Emil Ohly,

Evangeliſchem Pfarrer zu Kriegsheim bei Worms.

Elegant und dauerhaft gebunden. Taſchenformat.

Preis nur 25 Ngr.

Das Vademecum pastorale, deſſen Inhalt der durch die Redaction der „Homiletiſchen Vierteljahrsſchrift: „Mancherlei Gaben und Ein Geiſt“ dem theologiſchen Publikum bereits bekannte Herr Herausgeber aus den beſten und bewährteſten älteren und neueren Agenden und Gebetbüchern ſowohl mit großem Fleiße, als feinem Takte geſammelt und zu einem Ganzen zuſammengeſtellt hat, hat im Entfernteſten den Zweck nicht, officielle landeskirchliche Agenden zu verdrängen. Es will nur der evangeliſchen Geiſtlichkeit die nothwendigſten Formulare und Gebete für den

kirchlichen Dienst in der handlichsten Form zum Gebrauche in Noth- oder solchen Fällen bieten, wo das Mitnehmen der gewöhnlich in unbequemen, großen Formaten erschienenen officiellen Agenden im höchsten Grade lästig erscheint.

Die Hand-Agende erschien darum in Taschenformat, aber doch mit scharfem, deutlichem Druck, der selbst dem schwächsten Auge noch deutlich genug ist, und in einer äußeren Ausstattung, die an Eleganz nichts zu wünschen übrig lassen dürfte.

Ein schöner, kernhafter seelsorgerlicher Theil, vornehmlich für das Kranken- und Sterbebett, Eidesbelehrung u. s. w. berechnet, und andere auch recht praktische Anhänge und Zugaben lassen das Büchlein ein Vademecum pastorale im eigentlichsten Sinne des Wortes, — praktisch in jeder Hinsicht sein. Es eignet sich auch für jedes Christenhaus, vornehmlich am Kranken- und Sterbebett, und besonders auch für Lehrer, die an solchen Orten, an denen kein Geistlicher sich befindet, den Samariterdienst des Krankenbesuches übernehmen.

DIARIUM PASTORALE.

Das ist

Notizbuch für evangelische Geistliche.

Zusammengestellt und herausgegeben

von

Emil Ohly,

Evangelischem Pfarrer in Kriegsheim bei Worms.

kl. 8. **Gebunden. Preis: 20 Sgr.**

Das Buch enthält Tabellen und Schemate zu allen im amtlichen Leben des Geistlichen vorkommenden Anzeigen und Handlungen.

„Mancherlei Gaben und Ein Geist."

Eine homiletische Vierteljahrsschrift für das evangelische Deutschland.

Herausgegeben von

Emil Ohly,

evangelischem Pfarrer in Kriegsheim bei Worms.

Unter Mitwirkung von: **Karl Gerok,** Amtsdecan in Stuttgart, Dr. **Hoffmann,** Generalsuperintendent in Berlin, Dr. **Beyschlag,** Professor in Halle, **Müller,** Oberconsistorialrath in Stuttgart, Dr. **Cossack,** Pro-

fessor an der Universität in Königsberg, **J. Sturm**, Pfarrer in Köstritz, **Deichert**, Pfarrer in Grüningen, **Müllensiefen**, Prediger an der Kirche zu St. Mariae in Berlin, **Nesselmann**, Pfarrer in Elbing, Dr. **F. Arndt**, Prediger an der Parochialkirche in Berlin, Dr. **Steinmeyer**, Professor an der Universität in Berlin, Dr. **van Oosterzee**, Pfarrer in Rotterdam, **Schapper**, Superintendent, Director des Prediger-Seminars in Wittenberg, **Ball**, Consistorialrath in Coblenz, Dr. **Plitt**, Professor in Bonn, **Heintzeler**, Decan in Welzheim ꝛc. **und einer noch großen Anzahl namhafter Prediger.**

Groß Octav. **Erster Jahrgang, zweite Auflage.** Rthlr. 2. 20 Ngr.

Groß Octav. **Zweiter Jahrgang.** Rthlr. 2. 20 Ngr.

Es dürfte für jeden Geistlichen anziehend und anregend sein, zu sehen, auf welche Weise tüchtige Amtsgenossen ihre Aufgabe zu lösen streben. Die oben genannte „Homiletische Vierteljahrsschrift" möchte hier ein treu helfender und fördernder Freund sein, und darum bieten wir in derselben ein „Homiletisches Hilfsbuch" dar, das eben zur geistig freien Bearbeitung der sonn- und festtäglichen Evangelien und Episteln, sowie einer reichen Anzahl freier, jedoch der Ordnung des christlichen Kirchenjahres angepaßter Texte anregen soll und außerdem den reichhaltigsten und gediegensten Stoff zur Bearbeitung casueller Predigten darbietet.

Um nun diesen Zweck möglichst allgemein zu erreichen, geben wir jeden Sonn- und Festtag weiter ausgeführte Dispositionen, nämlich für Evangelium, für Epistel und für freie Texte; außerdem noch eine große Auswahl zu casuellen Predigten und Reden und zum Schlusse eine ausführliche theologische Bibliographie.

Wir wollen dazu helfen, daß mancher Schatz, der verborgen daliegt, gehoben, und damit manche lebendige und kräftige Predigt, welche nur in der Gemeinde, in der sie gehalten wurde, bekannt ist, für weitere Kreise nutz- und fruchtbar gemacht werde, wobei ohne Zweifel jedem Prediger, als einem Manne vom Fache, Dispositionen, in unserer Weise geboten, weit angenehmer sein dürften, als ganze Predigten. Die Zeitschrift bringt also nicht ganze Predigten, sondern ausgeführte Dispositionen.

Die „Homiletische Zeitschrift" hat sowohl durch die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit ihres Stoffes, als auch durch die lebendige Form, in welcher die Dispositionen geboten werden, bei allen praktischen Geistlichen einem allgemein gefühlten Bedürfniß abgeholfen und somit sehr großen Anklang gefunden, zumal durch Gewinnung der tüchtigsten Arbeitskräfte im evangelischen Deutschland es der Redaction möglich wurde, nur Ausgezeichnetes zu liefern.

Das hier gebotene erste Heft des dritten Jahrganges

enthält, ohne daß der bisherige Plan geändert, oder weniger geliefert wurde:

1) Homiletische und pastoral-theologische Abhandlungen;
2) Exegetische Bearbeitung des Textes mit daran angeknüpften Winken für die homiletische Behandlung desselben und angehängten kürzeren Thematen;
3) Als Anhang: Geistliche Lieder. — Das Neueste von Karl Gerok, Julius Sturm, Albert Knapp.

Die Maje.

Ein Volksblatt für Alt und Jung im deutschen Vaterlande

von

W. O. von Horn.

Unter Mitwirkung von Dr. Geo. Hartwig, Dr. Theodor Meyer-Merian, Wilhelm Raabe (Jacob Corvinus), A. W. Grube und vielen Andern.

Sechster Jahrgang 1—6. Heft. Preis des Heftes von 3 Bogen in gr. 8 5 Sgr.

Jährlich 12 Hefte.

Jedes Heft mit einem prachtvollen Stahlstich.

Das ist ein ächter Volksschriftsteller, der Herausgeber der Maje, der bekannte Spinnstubenschreiber! Frisch, frei, fröhlich, fromm, das die Losung, die man aus Allem, was er schreibt, herausfindet. Und wie kennt er die Welt und das Leben, wie weiß er aus dem Volke, dessen Arbeiten, Empfinden, Genießen und Leiden er aus aufmerksamer Anschauung und feiner Beobachtung gründlich kennt, und für das Volk, das er liebt, und das ihn liebgewonnen hat, zu reden in kräftiger, körniger, verständlicher Sprache! Dazu ist er fast in allen Gebieten des Wissens zu Haus; er kennt die fernen Länder, Inseln und Meere, als wäre er überall selbst gewesen, am liebsten aber verweilt er in seiner schönen, sagenreichen, geschichtlich berühmten rheinischen Heimath. Er ist eingeweiht in die Geschichte der Vergangenheit; doch wer hört ihn lieber, als wenn er seine Jugenderinnerungen auffrischt, oder wenn er der deutschen Erhebung aus der französischen Knechtschaft als warmer Vaterlandsfreund sein begeistertes Wort widmet, oder wenn er die alten Helden vorführt, wie einen Vater Blücher, den Marschall Vorwärts, wie er leibte und lebte! In den Natur-

wissenschaften hat er sich auch umgesehen, man freut sich über seinen Reichthum an Kenntnissen, über das Sinnige in seinem Beobachten und Forschen; und daß er sein Wissen an den Mann zu bringen versteht, und nebenbei auch die Hausfrau einen guten Rath drein bekommt, weiß Jeder, der seine Art kennt. Die größte Meisterschaft aber bekundet er im Zeichnen der Charactere und in der Schilderung interessanter Situationen, und wie ein geistlicher Vater erscheint er vor dem Publikum seiner großen und kleinen Leser, wenn er Blicke eröffnet in die wunderbaren, heiligen Führungen Gottes aus Nacht zum Licht, aus Sünde in Buße, wie sie dem ernstlich Ringenden zum erstrebten Wohlsein verhilft, die Unverbesserlichen aber straft mit verdientem Elend. Allen seinen Erzählungen spürt man die wahre, lautere Herzensfrömmigkeit, die gläubige Innigkeit, den sittlichen Ernst ab, mag er nun den ernsten Ton anschlagen, oder seinen Humor walten lassen.

Vergebens haben es Andere versucht, es dem Spinnstubenschreiber nachzumachen; Keiner hat ihn erreicht, in seiner Art ist er unübertroffen.

So zeigt sich Horn in seinen in gleichem Verlag erschienenen kleinen Schriften für das Volk und die Jugend, die darum in immer neuen Auflagen erscheinen müssen, weil sich fortwährend ihr Leserkreis erweitert, so tritt er auch auf, nur noch kräftiger und weit mehr Unterhaltung und anziehende Belehrung bietend, in seiner größeren Volksschrift, der Maje, zu der er mit die bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands als Mitarbeiter gewonnen hat, und die ohne Zweifel einst in der Literaturgeschichte unserer Zeit als Werk ächter Popularität, deutscher Gründlichkeit, sittlicher Lauterkeit und feinen Geschmacks der Masse sittenverderblicher Literatur gegenüber gerühmt werden wird.

Nehmen wir die 6 Hefte des diesjährigen (VI.) Jahrgangs zur Hand. In der Zeichnung des Titelblatts meint man den Herausgeber selbst zu erkennen, die Maje in der Hand, und gern gesellt man sich zur Zuhörerschaft des freundlichen Mannes. Schlagen wir das Titelblatt herum, sogleich fällt ein schöner Holzschnitt oder Stahlstich in's Auge. Da präsentiren sich, alle wohlgetroffen, die Hühner- und Laufvögel, vom Vogel Strauß an bis zum Rebhuhn; dort die gewaltigen Dickhäuter, vom Elephanten herab bis zum Esel und Klippschliefer, und F. H. Snell hat sie alle näher beschrieben, ein Mann, der die Bibel auch als Zoologe studirt hat. Dort die Rheinstädte und Burgen: Braubach mit der Marxburg, Sonneck, Lahneck, deren Geschichte und Sagen Horn mitgetheilt hat, und im ersten Hefte: „Der Wittwe Heimkehr", ein einziges Bild, das man immer wieder betrachtet, und erst recht versteht man es, wenn man Horns schöne Erzählung dazu liest.

Damit sind schon einige Arbeiten in der Maje genannt. Zu denen von Horn kommt noch ein „schauerliches Räthsel", das er den Gerichtsacten und mündlichen Ueberlieferungen nacherzählt hat, und das Leben zweier Dichter. Von den Mitarbeitern beschreibt P. Stein eine Königskrönung im 15. Jahrhundert, E. Ohly das Leben der edlen Dagmar Hardenberg, C. H. Otto gibt eine köstliche Dorfgeschichte „das Fräulein und seine Nachbarn",

M. G—r. führt zurück in die dunkeln Zeiten aus dem Leben einer kleinen Stadt, H. Hensler führt einen Sonderling des vorigen Jahrhunderts vor, Dr. Oppel giebt im Gewand einer originellen Erzählung ein durchschlagendes Mittel gegen Langeweile, W. Raabe erzählt in unnachahmlicher Weise die Geschichte der Hämel'schen Kinder. Historische Arbeiten hat H. W. Stoll geliefert über den rheinischen Städtebund und über den politischen Aufschwung der deutschen Städte unter Heinrich IV., und E. Heusinger gibt aus den deutschen Freiheitskriegen das Lebensbild des edlen Teimer, Freiherrn von Wiltau Als Geograph tritt nichts weniger als trocken, vielmehr seine Beschreibungen mit interessanten Reiseerlebnissen und culturhistorischen Notizen durchwebend, Dr. G. Hartwig auf in Aufsätzen über das Feuerland, die Magalhaensstraße, die Patagonier. Besonders nennenswerth sind desselben Verfassers naturgeschichtliche Arbeiten: „Gott in der Natur", in denen er bald hinauf zu den Sternen, bald hinab in die Tiefen des Meeres zu den Fischen, bald zu den Spinnen sich wendet und die Größe Gottes und die Harmonie in seiner Schöpfung an diesen Werken seiner Allmacht und Weisheit überzeugend, wohlthuend nachweist. Dr. Meier-Merian beschreibt in gleich ansprechender Weise auf Grund gelehrter Forschungen „das organische Leben an seinen Grenzen", Dr. Dippel die Chinabäume und deren Verpflanzung nach Ostindien, sowie zwei winzig kleine und doch gewaltige Landeroberer. Von Dr. A. Vogel ist eine Arbeit geboten über das Bewohnen neuer Häuser, und zum Schlusse jeden Heftes gibt der Herausgeber unter dem Titel „Dies und Das" zweckmäßige, belehrende, zum Theil humoristische kleine Aufsätze.

Diese kurze Inhaltsanzeige möge genügen, um auf die Maje als eine vorzügliche unterhaltende und wahrhaft bildende Volksschrift von Neuem aufmerksam zu machen.

Die Bände I. bis V. der Maje, die, weil sie Zeitereignisse nicht besprechen, nicht veraltet sind, sind noch in wenig Exemplaren vorräthig.

Der VII. Band ist soeben vollendet worden.

Volks- und Jugendschriften

von

W. O. von Horn,

dem Spinnstubenschreiber.

Die Silberflotte oder der Herr verläßt die Seinen nicht.
Zwei Ausbrüche des Vesuv's.
Während und nach der Zerstörung von Magdeburg. Nach den Mittheilungen eines Augenzeugen.

Franz Drake, der Mann, der uns die Kartoffeln gebracht hat.
Benjamin Franklin. Lebensbild eines Ehrenmannes in Amerika.
Der Admiral de Ruiter. Leben eines Seehelden.
Hans Conrad Escher von der Linth. Leben eines braven Schweizers.
Das Schloß-Robbele. Eine Geschichte aus den Zeiten Friedrichs des V. von der Pfalz.
Olaf Thorlacksen. Eine Isländische Geschichte.
Hualma. Die Peruanerin. Eine Geschichte von der Auffindung der Fieberrinde.
Der Orkan auf Cuba.
Das Erdbeben von Lissabon.
Der Brand von Moskau.
Das Leben des Feldmarschalls Derfflinger.
Das Leben des Prinzen Eugenius.
Der Ostindienfahrer.
Der Herr ist mein Schild. Geschichte einer nach Sibirien verbannten Familie.
Von den zwei Savoyarden-Büblein.
Ein Kongo-Neger. Eine Geschichte aus dem Sclavenleben St. Domingo's.
Das Büchlein vom Feldmarschall Blücher.
Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.
Die Boorenfamilie von Klaarfontein.
Gottfried Pollmann. Eine Geschichte aus dem siebenjährigen Krieg.
Der Strandläufer. Eine Geschichte aus den Dünen der Nordsee.
Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat.
Die Gemsjäger. Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz.
Die Vergeltung.
Die Korsarenjagd im indischen Inselmeer.
Die Biberfänger. Eine amerikanische Geschichte.
Leben der Kurfürstin Dorothea und der Landgräfin Elisabeth.
Die Eroberung von Algier.
Wie Einer ein Walfischfänger wurde, und was er dabei erfuhr und erlebte.
Hans Joachim von Zieten's Leben und Thaten.
Simon. Lebensgeschichte eines Negersclaven in Brasilien.
Vormund und Mündel. Eine Geschichte aus der Vorzeit.
Von Einem, der das Glück gesucht. Eine wahre Geschichte.
Blücher's Schützling. Eine Geschichte aus den Jahren 1813 und 1814.
Die Belagerung von Wien. Eine Geschichte aus dem Jahre 1683.
Der Lohn einer guten That. Eine Geschichte aus Indiens neuesten Ereignissen.
Christian Fürchtegott Gellert. Ein Lebensbild.
Der alte Vincke. Ein Lebensbild.
Von dem frischen und muthigen Seydlitz. Ein Lebensbild.
Der Mulatte. Eine Geschichte aus dem Pflanzerleben von Florida.
Auf dem Mississippi. Mittheilungen eines Deutschen in Amerika.
Carl Friederici's Kriegsfahrten anno 1813 und 1814. Eine Geschichte nach den mündlichen Erzählungen dessen, der die Kriegsfahrten gemacht.
Johann Jacob Astor. Ein Lebensbild.
Elisabeth Fry. Der Engel der Gefangenen.
Der Schiffsjunge und sein Lebensgang.
Diamantina. Eine Geschichte.
Das Pathengeschenk. Eine Geschichte.
James Watt, der Erfinder.
Georg Stephenson, der Mann der Eisenbahnen.
Der Gaucho. Eine Geschichte.
Der Weißkopf. Eine Geschichte.
Der Domrabe. Eine Geschichte.

55 Bändchen, elegant cartonnirt mit illustrirtem Umschlag. — Preis eines jeden Bändchens mit je 4 Stahlstichen 7½ Ngr. = 24 kr. rh.

Ein wahrer, ächter, durch und durch deutscher Volks- und Jugend-

schriftsteller im edelsten Sinne des Wortes, — das ist unser W. O. von Horn.

Wodurch fesselt er so mächtig seine Leser? Wie kommt es, daß Alt und Jung so vertrauensvoll an ihm hängen, daß sein Name beliebt und verehrt ist, soweit die deutsche Zunge klingt? Es ist nicht nur, weil er so meisterhaft zu erzählen weiß, weil Belehrung und Humor, Ernst und Scherz, Früchte und Blüthen sich so anmuthig in seinen Schriften verflechten, sondern vorzüglich auch, weil bei ihm Alles so lebendig und frisch aus dem warmen Herzen quillt, weil das wohlwollendste Gemüth seine Feder beseelt, weil er die Menschen so gerne glücklich sehen möchte, und es ihn drängt, sie auf den einzig richtigen Weg zu leiten, der zum Glücke führt — den der sittlichen Vervollkommnung. Mit einem Wort, seine Leser lieben ihn, weil er sie liebt, weil sie es auf jeder Seite fühlen, daß ein treuer, väterlicher, erfahrener Freund und Rathgeber mit ihnen spricht.

In den „Volks- und Jugendschriften" des trefflichen Spinnstubenschreibers finden sich alle Vorzüge desselben vereinigt, und die Wahl seiner Stoffe ist nicht minder glücklich zu nennen, als die Art und Weise, wie er sie vorträgt Bald sind es gewaltige Naturerscheinungen, die er uns schildert: — Der Orkan auf Cuba, Das Erdbeben von Lissabon, Zwei Ausbrüche des Vesuvs —, bald großartige geschichtliche Begebenheiten: — Der Brand von Moskau, Die Eroberung von Algier. — Hier führt er uns in die glühende Pracht der Tropenwelt: — Diamantina, Der Ostindienfahrer —, dort in den hohen Norden: — Der Herr ist mein Schild —, nun an's Meer: — Der Strandläufer —, und dann in's Hochgebirge: — Von den zwei Savoyarden-Büblein. — Er folgt den Spuren des Gemsjägers in die Alpen, und des Biberfängers an die amerikanischen Seeen, sowie des Walfischfahrers in die Einöden des Oceans. Doch wohl wissend, wie anregend und aufmunternd das gute Beispiel wirkt, läßt er es in dieser kleinen, aber reichhaltigen Volksbibliothek an anziehenden Lebensschilderungen bedeutender Männer nicht fehlen und erzählt so herzlich und anmuthig von Zieten und Blücher, von Astor und Elisabeth Fry, von Derfflinger und Prinz Eugenius, von Stephenson, dem Mann der Eisenbahnen, und James Watt, dem Erfinder, von Gellert und vom alten Vincke, von Franz Drake und Benjamin Franklin, daß eine solche Lectüre durchaus nicht verfehlen kann, den besten Einfluß auf den Geist der heranwachsenden Jugend auszuüben.

Kein Wunder also, daß die „Volks- und Jugendschriften" von W. O. von Horn — auf so mannigfache Weise belehrend, unterhaltend und fördernd — überall so rühmlich anerkannt und so weit verbreitet sind, denn wer das Eine liest, wünscht auch das Andere zu lesen, und der Familienvater, der ihn einmal hat kennen lernen, weiß, daß er keinen zuverlässigeren Rathgeber und treueren Freund in den Kreis der Seinigen einführen kann.

Johannes Scherer oder Tonsor,

der Wanderpfarrer in der Unterpfalz.

Ein Lebensbild zur Geschichte der innern Mission aus den Jahren 1620 bis 1641

von **W. O. von Horn.**

Mit einer Abbildung.

Preis 10 Ngr.

Der beliebte Verfasser gibt hier die Geschichte des vielbewegten Lebens eines ächten Dieners Gottes aus der drangsalvollen Zeit, in welcher die Spanier die Unterpfalz besetzten und die Evangelischen verfolgten, in so fesselnder und belehrender Weise, daß das Büchlein Alt und Jung empfohlen werden kann.

Lehrgeld,

oder **Meister Conrads Erfahrungen** im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande.

Von ihm selber niedergeschrieben und herausgegeben von

W. O. von Horn.

Mit 8 in den Text eingedruckten Holzschnitten.

Zweite verbesserte Auflage.

Preis 10 Ngr.

Unter der Pr[illegible] ist:

Franz Kerndörfer.

Eine Geschichte aus dem lieben Handwerkerstande und für ihn erzählt

von

W. O. von Horn.

2te Auflage.

Wiesbaden. Druck von Adolph Stein.

Verlag von Julius Wickner in Hirschfelden.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die
Goldene Fibel
oder
bildliches Alphabet.

Ein Bilderbuch und Namens-Verzeichniß Deutscher in deutlicher Schrift ungezwungen und ungesperrt.

Für gebildete Volksschulen. Klasse Stufe 1.

Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die
Goldene Fibel
von
Philipp Wackernagel.

Den Müttern und Kindern christlicher Häuser in deutschen Landen zugeeignet und empfohlen.

Mit 50 prachtvollen Holzschnitten. Elegant gebunden. Preis **Rthlr. 1.**

Der Verfasser, ein bewährter Meister auf dem Gebiete, welches er hier wieder betritt, reicht Müttern und Kindern in diesem Büchlein eine köstliche Gabe: Müttern, welche die rechten, ächten sind, fähig und freudig der Kinder Geist und Gemüth zu wecken, zu pflegen und zu nähren.

Das Büchlein trägt den Namen Fibel, nicht in dem gewöhnlichen Sinne, wie ihn das übliche A. B. C. Buch führt, aber es ist ein A. B. C. Buch des Geistes und Gemüthes für die Kinderwelt in der Schule des Hauses, darin die Mutter der rechte, ächte Schulmeister ist. Es soll und wird des Kindes Seele wecken, nähren, befruchten mit der besten Saat, die sich als solche längst, im Kinderleben ächter deutscher Familien, als fruchtbar und segensreich bewährt hat. Diesen Schatz hat der Verfasser kundig gehoben und der Bilderschmuck des Büchleins sinnig, wie sein Inhalt, tritt helfend dazu. Aber das Büchlein soll auch in dem Sinne eine Fibel sein, daß das Kind von der Hand der Mutter lesen lerne, wenn auch nicht, wie es gewöhnlich betrieben wird und wurde, sondern von Innen heraus. Für diesen Weg gibt der Verfasser den Wegweiser, dem eine sinnige Mutter klar und schnell wird folgen können.

Deutsche Mütter, die Pflegerinnen des Heiligthums in der Familie, werden eine solche Fibel, wie sie unser Volk noch nicht hatte, dankbar und freudig begrüßen und schnell erkennen, daß das Büchlein ihnen und ihren Kindern ein Segen ist.

Verlag von Julius Niedner in Wiesbaden.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die Goldene Fibel

von

Philipp Wackernagel.

Den Müttern und Kindern christlicher Häuser in deutschen Landen zugeeignet und empfohlen.

Mit 50 prachtvollen Holzschnitten. Tiegend gebunden. Preis Rthlr. 1.

Der Verfasser, ein Schulmann Wiener auf dem Gebiete, welches er hier wieder betritt, kann Mütter und Kinder in einem Büchlein eine Fibel bieten. Mütter, welche es verstehen, Kinder [illegible] und freudig der Kinder Geist und Gemüth zu wecken, zu [illegible] zu nähren.

Das Büchlein trägt den Namen Fibel, [illegible] Sinne, wie ihn das Wort [illegible] Buch [illegible] ist ein [illegible] Schule des Hauses, [illegible] Schulmeister ist. Es soll uns nicht [illegible] werden, [illegible] Sinne, [illegible] Familien, [illegible] Schule hat der Verfasser [illegible] Schulmeister [illegible] Sinne eine Fibel [illegible] Hand der Mutter [illegible] Kinder [illegible] Fibel [illegible] Weg [illegible] Verfasser den Hegweiser, dem eine [illegible] Mutter [illegible] folgen können.

Preußische Mütter, die Pflegerinnen des Heiligthums in der Familie, werden eine solche Fibel, wie sie unter Gott noch nicht hatte, [illegible] und freudig begrüßen und schnell erkennen, daß das Büchlein [illegible] Kindern ein Segen ist.

BR 305 .A4
Achtzehn Vorlesungen uber Refo
Stanford University Libraries
3 6105 041 238 754

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.